N. XII 134.

Phil.
o
13a

Die Symbolik

der

Sprache

mit besonderer Berücksichtigung

des

Somnambulismus

von

H. Werner,
Der Philosophie Doktor.

Stuttgart und **Tübingen.**
J. G. Cotta'scher Verlag.
1841.

Die Symbolik

der

Sprache

mit besonderer Berücksichtigung

des

Somnambulismus

von

H. Werner,
der Philosophie Doktor.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

MDCXL

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1841.

Inhalt.

		Seite
I.	Die Sprache der Natur	1
II.	Die Sprache des Geistes	8
III.	Die Sprache der Seele	16
	Die Sprache der Phantasie	18
	Die Sprache des Gemüths	22
IV.	Die Sprache des Traums	28
	Erste Traumklasse: die Allegorie	32
	Zweite Traumklasse: das erste Gesicht	37
	Dritte Traumklasse: das Vorausschauen	40
	Vierte Traumklasse: die Divination	43
	Fünfte Traumklasse: das Symbol	46
V.	Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen	50
	1. In Krankheiten	51
	2. Im Wahnsinn	55
	3. Vor dem Sterben	57
	4. In der Ekstase	60
	5. Im zweiten Gesicht	67
VI.	Die Sprache des Somnambulismus	74
	1. Die Sprache des Körpers	81
	2. Die conventionelle Wortsprache	83
	3. Die poetische Sprache	88
	4. Die Gesangsprache	96
	5. Die Bildersprache	99
	a. Unvollkommene Bildersprache	105
	b. Einfache Bildersprache	115
	c. Allegorische Sprache	125
	d. Sprache des zweiten Gesichts	149
	e. Symbolische Sprache	153
	6. Die Ur- oder Geistessprache	178

Vorwort.

Von den Gegnern des Lebensmagnetismus, welche aus der Schule der modernen Philosophie hervorgegangen sind, wird dieses große Phänomen in ihren sogenannten Theorien dergestalt herabgewürdigt, daß der Somnambulismus zur Schmach wird, und die Magnetischen, aller Menschen-Rechte und -Würde beraubt, bald zu den untersten Thierklassen herabgesetzt, bald als Candidaten des Narrenhauses behandelt werden.

Der Materialismus, auf hohen Hegel'schen Stelzen einherschreitend, hat nämlich einige Phrasen erfunden, die er an die Spitze jener Theorien stellt, und aus denen er mit den wunderlichsten, dialektischen Sprüngen und Kunststücken zu erweisen sich abmüht, daß der Lebensmagnetismus eigentlich nichts sey, als ein Herabsinken in das rein sensuelle Leben der niedersten Thiere, welche nur einen Sinn haben, z. B. der Polypen; ein Zurücksinken in den „Allsinn" oder den gemeinen Instinkt, oder ein vollkommenes Untergehen der Persönlichkeit in einem andern Subjekt vermittelst des Rapports, was wieder ein Herabsinken ins Allleben ausdrücke, oder ein wildes, wirres, unbewußtes Spielen der Seele mit den zahllosen Bildern der Einbildungskraft und Phantasie.

Ueberall wird die Identität des leiblichen und geistigen Prinzips im Menschen oder mit einem Worte der sensuelle Materialismus oben an gestellt, und die edelsten und höchsten Phänomene fallen entweder in die stehenden Bilderformen der „zur Seele gesteigerten Lebenskraft" oder der Einbildungskraft und Phantasie, oder werden sie durch die Exkremente der Hautausdünstung gezogen, aus

der sie durch einen unmöglichen Prozeß als geistige Thatsachen hervorkommen, oder wandern dieselben als vacirende „Hallucinationen" vermittelst physischer Ansteckung gleichsam automatisch von Subjekt zu Subjekt, vom Reiter durch den Sattel ins Roß, vom Herrn in den Hund oder umgekehrt, und wenn alle Stränge reißen, und weder der Allsinn, noch der Rapport, noch das Phantasiespiel, weder die Ansteckung, noch das Exkrement zur Erklärung der Thatsachen mehr ausreichen, so habens diese Herren vollends gut machen. Da lassen sie in solchen verzweifelten Fällen, wie Napoleon seine alte Garde, ihr bestes Freikorps, bestehend aus dem zusammengetriebenen Gesindel: Zufall, Betrug, Selbsttäuschung, Aberglauben, Schwärmerei, Wundersucht u. dergl. aufmarschiren, auf die sie sich, wie Jener auf seine Veteranen, gänzlich verlassen können, und welche richtig auch, wie diese, alles im Wege Stehende abrasiren, und mit Stumpf und Stiel zernichten.

Das Alles geschieht, wie sie sehr einfältig sagen, „weil es im Universum nichts Höheres gebe, als den wachen, selbstbewußten Menschen," und sehr naiv beifügen: „weil ja sonst die Somnambülen mehr wüßten und gescheidter wären, als die wachen Menschen, was man doch nicht zugeben könne."

Bei solchen materialistischen Skeptikern gibt es daher keinen dritten Grad des Somnambulismus, den sie, wie z. B. Wirth, den „Narrenvorhof" nennen. Allem, was den Namen „Geist" führt, wird von diesen Hütern des Narrenvorhofs mit ihrer genannten Leibgarde der Zugang verwehrt, und so sind sie sicher, daß weder eine Idee noch ein Ideal, weder ein Genius noch ein Dämon, weder ein Schutzgeist noch ein Spuckgeist innerhalb seiner Mauern erscheint. Die Annahme eines Hades, eines Himmels und einer Hölle, alle höheren Ahnungen und Divinationen, die Verklärung der in religiöse Entzückung Versunkenen, die intellektuelle Anschauung und andere hohe Phänomene des Lebensmagnetismus sind ihnen weiter nichts, als lächerliche Hirngespenste und Vögel „aus dem Neste wahnwitziger Hypothesen," wie Wirth dieselben zierlich nennt. — Auch der Nervengeist ist ihnen ein Gräuel, weil das Wort nach „Geist" riecht, wogegen sie, da sie doch ein Surrogat in ihrer Manier für ihn brauchen, lieber das, was aus den Schweißlöchern kommt, dazu benutzen, nicht nur die einzelnen Gedanken, sondern ganze Theorien, ja die Talente und Fähigkeiten

der Magnetiseurs auf ihre Somnambülen flugs hinüber reiten zu lassen.

Diesem Unwesen zu steuern, sollen die nachfolgenden Blätter auch ein Scherflein beitragen.

Die Veranlassung und der Zweck derselben ist zwar zunächst ein anderer, wie schon ihr Titel besagt: aber indirekt können und sollen sie dennoch dazu mitwirken.

Den ersten Gedanken zu ihrer Abfassung gaben mir die zum Theil ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von mir im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergallerien erhoben hat, und die ich den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte. — Einmal in die Bilderwelt des Somnambulismus eingetreten, wollte ich diese Symbole meiner Seherin nicht so abgerissen wieder geben, wodurch sie an Interesse vorloren hätten, sondern entweder, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte in der Aufeinanderfolge der Krisen erzählen, oder jene mit einer Abhandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Für Letzteres habe ich mich entschieden, bei welchem Geschäfte es dann unvermeidlich wurde, genetisch zu verfahren, und eine Darstellung der naturgemäßen Entwicklung der Bildersprache im Somnambulismus zu geben.

So ist es gekommen, daß sich allmälich die psychisch-pneumatischen Gränzen für das normale Wachen sowohl, als die gehobenen Zustände der Seele, also auch im Somnambulismus, von selbst bestimmt haben. Wie weit die Thätigkeiten des Geistes und der Seele und ihre Ausdrucksweisen, welche für meinen Zweck völlig coincidiren, aus freien, aus ihnen selbst und ihrem Wesen entspringenden Quellen hervorgehen, ist entwickelt worden, und es ist das Alleräußerste, was denjenigen Gegnern, welche die Phantasie zur Alleinherrscherin in den höchsten Regionen des Somnambulismus machen, eingeräumt werden konnte. Sie dürfen zufrieden seyn: denn das Gebiet, das ich der Gefühlsseite und der Phantasie überlassen habe, ist sehr groß.

Damit ist natürlich nicht zugegeben, daß der ganze Inhalt der nachfolgenden Schrift nichts enthalte, was über die natürlichen Gränzen des Geistes und der Seele hinausgeht: denn ich bin weit entfernt, anzunehmen, daß die Eingebungen in den höheren

Träumen, die Anschauungen und Mittheilungen, welche in Divinationen, höheren Visionen und Ekstasen, sowohl im nicht magnetischen, als somnambülen Zustande gemacht werden, nicht zum Theil von höheren, intelligenten Wesen herrühren. Im Gegentheil, so sehr hier das lex parsimoniae anzuwenden ist, glaube ich, daß viele derselben das menschliche Combinationsvermögen absolut übersteigen, und durchaus nicht anders, als durch höhere Intervention erklärbar sind. Dies gilt namentlich auch von Oberlin's symbolischen und andern Träumen höherer Klasse, welche ich erzählt habe.

Obgleich der nächste Zweck meiner Schrift mir nicht gestattete, jeden einzelnen Fall von dieser Seite zu beleuchten, weßhalb ich hier Veranlassung nehme, mich darüber auszusprechen, und zu erklären, daß meine Ansichten in dieser Beziehung ganz noch dieselben sind, welche mich bei Abfassung meiner „Schutzgeister" geleitet haben: so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß ich, auch ohne weitläufigere theoretische Erörterungen, schon durch die in naturgemäßer Ordnung gegebenen Ausdrucksweisen der Thätigkeiten des Geistes und der Seele in allen ihren Zuständen die Gränzen der freien und selbstständigen Wirksamkeit derselben, unbeschadet der höheren Intervention für ihre höchsten Anschauungen und Mittheilungen, ziemlich sicher bestimmt habe; wobei ich jedoch nicht in Abrede ziehe, daß vorliegende kleine Schrift diesen Zweck ohne Beiziehung einer richtigen Theorie des Lebensmagnetismus nur unvollkommen erreichen kann, und deßhalb wiederhole, daß sie für denselben nur untergeordnete und indirekte Hülfe leisten soll.

Bei Abfassung derselben habe ich, was ich mit Dankbarkeit öffentlich erkläre, die Schriften Schuberts: „die Symbolik des Traums," „die Geschichte der Seele," „Ahnungen aus dem Nachtgebiete der Naturwissenschaften," Steinbeks „der Dichter ein Seher" und Eschenmayers und Kerners Schriften studirt und benutzt, was jedoch vorkommenden Falls immer ausdrücklich bemerkt worden ist.

W.

I. Die Sprache der Natur.

Die Schöpfung ist eine Offenbarung Gottes; ihre herrlich harmonische Zusammenfügung eine stete Unterredung Gottes mit dem Menschen; jedes einzelne Gebilde derselben ein bedeutsames Wort aus seinem Munde. Obwohl die Natur schön ist, und mit ihren Reizen zu Freude und Genuß einladend, so ist doch das nur ein untergeordneter Zweck ihres Vorhandenseyns. Der erste und höchste ist, den Menschengeist an der Hand Gottes zu erhalten, und ihn immer näher zu ihm heranzuziehen. Darum ist die Sprache der Natur, aus welcher er selbst redet, voll Liebe, aber auch voll bedeutsamen Ernstes.

Aber nur wer Gott will und sucht, findet ihn; nur wer auf ihn merkt, und nach ihm verlangt, sieht seine Spuren in der Schöpfung, hört seine Stimme in ihr, versteht ihre Worte, und kennt ihre Deutung. In seinem Urzustande, da er noch Gottes Abbild an sich hatte, sprach der Mensch selbst noch diese Natursprache, und es war ihm daher das verkörperte Wort Gottes in der Natur kein Räthsel. Sie war ihm ein Spiegel Gottes und seines eigenen Wesens; darum sah er in ihre Tiefen, und durchschaute ihre verborgensten Gesetze; überall aber fand er in ihr immer nur den, der überall und immer derselbe ist und bleibt. Dem gefallenen Menschen ist das nicht mehr möglich. Wie überall, so sucht und sieht er nicht mehr Gott, sondern sich selbst und seine Lust auch in der Natur, und findet darum auch ihn nicht in ihr, und vernimmt seine Rede nicht aus ihr. Nur in glücklichen Augenblicken, in welchen die Seele sich in höherem Fluge versucht, in

den Momenten, da sie zum Geistigen sich erhebt, wie in höheren Träumen, in Ekstasen, im Somnambulismus, in der Poesie und in dem dauernden Zustande, da sie zurückgekehrt ist zur Quelle des Lichtes und der Wahrheit, im Christenthum, findet sie ihn wieder, und vernimmt und versteht auf's Neue seine Sprache aus ihr.

Zu sinnlichen Wesen, wie der Mensch seiner Natur nach ist, kann Gott nicht unmittelbar reden, sondern wie er's bedarf und aufzufassen vermag, in sinnlicher Weise. Darum ist die äußere Natur auch das passendste Sprachorgan Gottes zum Menschen. Ihre Bildungen und Gestaltungen sind versinnlichte, gleichsam verkörperte Worte Gottes, — Symbole des Geistigen, Göttlichen. Es ist nichts in ihr, das nicht höhere Bedeutung hätte, weil Alles in ihr ein Ausfluß Gottes ist.

Die Elemente der Natur und die Gesetze derselben in ihrer Erscheinung, ihre Entwicklungen und Zerstörungen, ihre Formen und deren Veränderungen, ihre Beziehungen und Wechselwirkungen, ihre Farben und Töne — die ganze Natur in ihrer Totalität — Alles ist ein Zeichen und Bild Gottes, und jedes Einzelne in ihr involvirt etwas Höheres, Geistiges, Göttliches. — Alles in ihr ist Symbol oder Ausdruck einer Idee.

In den ältesten, dem Urzustande des Menschen noch nahe liegenden Zeiten, da die Folgen des Abfalls, das Verderben der Gottlosigkeit den Menschen noch nicht so fern von der Natur getrieben, und in die engen selbstsüchtigen Schranken der selbstgenügsamen Verstandesreflexion verwiesen hatte, kannte man noch viele Naturtypen in ihren Urbedeutungen. — Noch in späteren Zeiten waren solche, der Natur nachgeahmte Symbole vorhanden und verstanden, obwohl nicht mehr durch eigene Erkenntniß, sondern blos durch Ueberlieferung. Ja noch jetzt kennen wir solche merkwürdige Ueberreste, ohne jedoch ihren tieferen Sinn zu verstehen. Hiefür sind redende Belege die zahlreichen Symbole aus den uralten orientalischen und griechischen Mythologien, welche ursprünglich rein göttliche Ideen versinnlicht dargestellt haben, später blos noch die Bedeutung derselben waren, und am Ende korrumpirt, und falsch oder gar nicht mehr verstanden wurden, und

welche zum Theil noch als unenträthselbare Denkmäler entschwundener göttlicher Weisheit und Erkenntniß bis auf unsere Zeit herab erhalten worden sind.

Wie jedoch überhaupt dem Menschen auch nach dem Abfall von Gott, damit ihm die Möglichkeit der Rückkehr zu ihm nicht ganz abgeschnitten würde, noch ein Reflex des Göttlichen in seinem Wesen übrig geblieben ist, wenn er darauf als auf ein Licht, das von oben herab in ihn hineinscheinet, achten will, so ist auch dem tiefer beobachtenden und reineren Gemüth noch eine Ahnung Gottes in der Natur geblieben, dessen Stimme er aus ihren Bildern und Symbolen, wenn auch nur leise und selten, hervortönen hört.

Das Werden und Vergehen der Jahreszeiten, des Tages und der Nacht, die schaffende, lebende Schöpfung um uns her, das Zerfallen ihrer Werke, das Ungestüm ihrer bewegenden Kräfte, der stille reine Sternenhimmel und andere Erscheinungen und Aeußerungen des Seyns und Wirkens der Natur, was sind sie dem denkenden und fühlenden Wesen anders, als der freilich in seiner anfänglichen Reinheit und Frische verloren gegangene Ausdruck der Sprache Gottes zum Menschen in Bildern, als die Rede der Offenbarung in Zeichen und Symbolen, als liebliche oder ernste Züge nach Jenseits, als Wecker von Ahnungen und sehnsuchtsvollem Verlangen, das vom irdischen Daseyn nie befriedigt wird? Was ist die Blumensprache, welche bedeutsam hauptsächlich dem Orient angehört, obgleich die Kunst oder die Sittenverderbniß sie, wie sie meint, verfeinert, aber eben dadurch verdorben hat, was ist sie anders, als eine, mit der Eigenthümlichkeit der einzelnen Blume verbunden gedachte, in ihr gleichsam sinnlich dargestellte, symbolisirte Idee, oder eine Bildersprache der Natur? — Treffend sagt daher Schubert (Symbolik des Traumes S. 36): „Wenn die Herbstzeitlose (colch. aut.), deren lilienartige Blume noch im Herbst, wenn die Zeit fast aller andern Blumen vorüber ist, unsere Wiesen bedeckt und nach wenig Tagen wieder verschwindet, ohne Blätter oder Früchte erzeugt zu haben, die dann erst im Frühling des nächsten Jahres zum Vorschein kommen, in jener Blumensprache die Unsterblichkeit, das im jetzigen Leben

ungestillte, erst im Frühling eines neuen Lebens in Erfüllung gehende Sehnen bedeutet, so scheint eine solche Auslegung einem tiefer eindringenden Verständniß wenigstens nicht ferne zu stehen." —

Selbst die Gesetze der Natur, welche in ihrer Unabänderlichkeit dem oberflächlichen Beschauer nur das Bild eiserner Nothwendigkeit und eines blinden Fatums darbieten, lassen den tieferen Beobachter in ihrem Grunde höhere Ideen erblicken, und bezeugen in ihren mannigfaltigen Evolutionen ein Sprechen Gottes zum Menschen, das dem der Prophetie ähnlich ist. Das Leben und Wirken der Thierwelt gibt hiefür unbewußtes Zeugniß. Was ist es denn anders, als göttlich prophetische Natursprache in der Thierwelt, wenn der Schmetterling die Larve des Raupen durchbricht, und ein neues höheres Leben zu leben beginnt, wenn der Zugvogel über den weiten Ocean in unbekannte ferne Länder zieht, wenn vor einem kalten Winter die Spinne ihr Netz dichter webt, das Reh und Wiesel seinen Pelz wärmer bilden, die Schwalbe sich tiefer in den Schlamm begräbt, die Biene und der Hamster für größere Vorräthe sorgen? wenn die Elster den gewohnten Baum nicht benistet, den in Bälde der Sturm zerbricht, der Storch das Nest verläßt, dessen Zerstörung bevorsteht, alle Hausthiere in Angst gerathen und zu fliehen beginnen vor dem Ausbruch einer Erderschütterung, noch ehe der vernünftige Mensch von all dem nur eine Ahnung hat?

Jeder Laut der Natur ist ein Zug zu dem, der sie bereitet hat, jede Richtung und Anwendung der lebendigen Naturkraft ein Ruf aus seinem Munde an den Menschen, sein Auge vom Niederen zum Höheren, sein Verlangen vom Staube zum Himmel zu erheben. Darum ist's, daß überall aus dem Moder und der Verwesung neues Leben hervorbricht, darum, daß bei vielen Thieren der Moment der Zeugung eines neuen Lebens auch der ihres Todes ist; darum krönt sich die höchste sinnliche Lust mit Schmerz und Eckel, und der quälendsten Pein nach der Folter folgt selige Ruhe.

Ja selbst die Sprache der Offenbarung Gottes in der Schrift ist, was Schubert in seiner Symbolik des Traumes so scharfsinnig ausführt, in der Natur vorgebildet. Der siebente Tag der Woche, der Sabbath, sein Erhobenseyn über die Werktage und seine geistige

Bestimmung spiegelt sich ab in den Größenverhältnissen des menschlichen Organismus, dessen Haupt mit dem Sprachorgan gerade den siebenten Theil seiner Größe und zugleich denjenigen bildet, der den übrigen Theilen des Leibes schon seiner Lage, dann aber hauptsächlich seiner Bestimmung nach als geistiges Oberhaupt vorsteht.

Wie überhaupt die heiligen Zahlen Sieben und Drei, welche als Grund- und Wesenzahlen in den heiligen Schriften erscheinen, auch Glieder zugleich sind in der Kette der tiefen Geheimnisse, welche der Schöpfer in die Natur gelegt hat, beweisen die an diese Zahlen häufig gebundenen Wechsel der Witterung, die zahlreichen Krankheitskrisen am siebenten Tage, die Häutung mancher Insekten, die Stufenjahre des Menschen, von denen die erste und zweite Sieben bei beiden Geschlechtern, die siebente beim weiblichen, die neunte beim männlichen so bedeutsam sind. In welchem tief räthselhaften, aber dennoch höchst wunderbar vorhandenen Zusammenhang die Siebenzahl im Alten Testament schon mit dem Gang der Geschichte der Menschheit stehe, wie selbst die Größen, die Entfernungen und die Verhältnissen der Umläufe der Planeten unseres Sonnensystems einen überraschend harmonischen Akkord in der heiligen Geschichte finden, und übereinstimmend auf die große Zeit der Erfüllung in Jesus Christus hindeuten, hat Schubert (a. a. O. S. 49 flg.) in merkwürdigen Berechnungen und tiefer Kenntniß der Harmonie des Weltgebäudes mit den heiligen Schriften dargethan. Es ist von höchstem Interesse, ihm in seinen Berechnungen zu folgen, deren Resultate die äußere Schöpfung ohne Widerspruch zu einer göttlichen Prophetin erheben, und die er mit den schönen Worten (S. 64) schließt: „So waren denn in jener großen Uhr des Weltgebäudes, deren ursprüngliche Bestimmung es war, zu geben Zeichen für Zeichen, alle einzelne Räder und Getriebe von dem Werkmeister selber von Anfang an so gestellt und gerichtet, daß sie sämmtlich auf jene große Stunde hindeuteten, wo Er das von Anbeginn beschlossene Tagwerk mitten in dieser sichtbaren Welt antreten, die Feier des großen Hall- und Versöhnungsfestes eröffnen wollte. Das ganze Weltgebäude,

gleich dem Buche der Offenbarung, zeugte mithin in den gesammten Haupt- und Grundverhältnissen seiner inneren Anordnung und Einrichtung zunächst von Dem, durch und von und zu Dem auch der Sternenhimmel gemacht ist, ja wenn man mit einiger Aufmerksamkeit die Grundzahlen betrachtet, auf welche die Verhältnisse der Entfernungen und Umlaufszeiten erbaut sind, so überzeugt man sich mehr und mehr, daß jenes von Ihm Zeugen, jenes prophetische Hindeuten auf Ihn die einzige, die Grundbestimmung der sichtbaren Welt war. Zufall konnte ein solches Zusammentreffen nicht seyn."

Mit diesen hochwichtigen, den heiligen Schriften entsprechenden Andeutungen der Natur stehen sodann auch uralte persische, chaldäische und insbesondere indische Sagen in bedeutsamer Uebereinstimmung, welche sämmtlich einen Retter, „einen rettenden Gott," am Ende ihrer religiösen Zeitrechnung, welche gleichfalls den planetarischen Umläufen entnommen sind, verheißen, und es ist hochmerkwürdig, daß nach der Rechnung der alten Inder das Jahr seines Erscheinens gerade in das der Geburt Jesu fällt, so wie auch die chronologisch-religiösen Kombinationen der alten Chaldäer und Aegypter in der gleichen Zeit ihren Abschluß finden. Wer kann bei solcher Uebereinstimmung der Tradition und heiligen Schrift noch zweifeln, daß auch diese heiligen Sagen der alten Völker die obigen prophetischen Andeutungen aus der Natur auf die heilige Geschichte nur bestätigen, und daß sie nichts anderes sind, als Ueberlieferungen uralter Ueberreste der Weisheit und Erkenntniß der ältesten, dem ersten Menschenpaare näher gestandenen Geschlechte, welchen, da sie von Gott und dem Heiligen noch weniger abwichen, und die letzten Strahlen des Urlichts, das in die Menschheit hereinschien, noch erblickten, tiefere Blicke vergönnt waren in die Mechanik, Dynamik und Plastik der Schöpfung, und darum auch in manche prophetische Bedeutung ihrer Gestaltungen, Bewegungen und Kräfte, die den Geschlechten der späteren Zeiten in Folge der immer mehr anwachsenden Sittenlosigkeit und Gottesvergessenheit unmöglich geworden sind. — Auch die Idee der Versöhnung des Menschengeschlechts mit der Gottheit, ja selbst

die eines Fleisch gewordenen Gottes ist in den alt indischen, persischen und ägyptischen Religionssystemen deutlich ausgedrückt, und in manchen alten Mysterien verschiedenartig symbolisirt (Schub. a. a. O. S. 90); so wie die Idee einer zu erwartenden Regeneration der depravirten Kreatur und einer Wiedererlangung des verlorenen herrlichen Urzustandes der Menschheit in dem Entwicklungsgang der irdischen Natur und den allmälichen Verwandlungen ihrer Gestaltungen und Bildungen in der Pflanzen- und Thierwelt sprechend, d. h. in verständlicher Bildersprache, sich beurkundet. (S. 64. flg.)

So ist die Natur in der ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Formen, wie in den besonderen Aeußerungen ihres Lebens und in den einzelnen Bildern und Gestalten, die sie uns darbietet, ein lebendiges Wort, das Gott zu allen Zeiten zu den Menschen gesprochen hat, das früher verstanden war, nun aber nur in leisen, kaum vernehmbaren Lauten erkannt wird. Sie ist, wie Schubert sagt, die älteste Offenbarung Gottes an die Menschen, und spricht dasselbe Wort, und ist gleichen Inhalts mit den späteren Offenbarungen. Sie ist der Spiegel, in welchem das Reich des Geistigen in seinem ganzen Inhalt nachbildlich sich darstellt, und es könnte diese Bildergallerie der Natur, welche ein göttlicher Geist durchleuchtet, der ihnen tiefe, oft prophetische Bedeutung gibt, mit der Bilderreihe verglichen werden, welche in der Seele des Menschen im Schlaf oder im Somnambulismus auftauchen, und auch hier in bestimmten Gestaltungen einem höheren Interpreten derselben zur Folie dienen, und eben so wie jene nicht selten eine ernste prophetische Bedeutung haben.

Zu diesem, dem innern Wesen des Menschen und seiner Sprachweise wenden wir uns nun. Alles ist ja Bild außer Gott; der höchste Geist unter ihm, wie die materielle Schöpfung. Auch der Mensch ist's, in doppeltem Sinne: sein Bild und Gleichniß und sein Gebilde, und somit ein Stück in der Naturbilderreihe. Auch seine Sprache ist's, sowohl wenn der Geist durch's Wort, als wenn die Seele mehr in der Weise der leiblichen Natur, in Bildern, sich ausdrückt.

II. Die Sprache des Geistes.

Ursprünglich lebte der Mensch einerseits in und mit der Natur und durch sie, als ihre höchste Produktion, und, weil er ein Geist aus Gott ist, als ihr Herr und Gebieter. Darum war es nicht der Schein, sondern das Wesen der Dinge außer ihm, die innere Kraft der Natur, was er erkannte. Darum war auch das Wort seines Mundes ein Geisteswort, ein Ausdruck des unmittelbaren Erkennens. Die Welt reflektirte, ja bildete sich wesentlich ab in ihm. Seine Sprache war die der Natur, welche, wie er, eine Offenbarung Gottes war. Andererseits war sein Leben über die Natur hinaus und auf Gott das Reich des Geistes gekehrt. Was aus ihm selbst oder von oben kam, der Gedanke, war gleichfalls unmittelbares Anschauen und Erkennen; und auch in dieser Richtung konnte seine Sprache, da er selbst ein Funke aus Gott ist, nur die des höheren Geistes seyn.

Beide Anschauungs- und Erkenntnißseiten fielen im Wesentlichen zusammen, und füllten sich in der freien unmittelbaren Auffassung des Geistes, und der Gedanke war ein selbstständiges Produkt seines Wissens, in welchem das Wesen des Irdischen und Geistigen in Harmonie gegeben war. So war es natürlich, daß auch die Ausdrucksweise, deren der Geist, um sein Wissen und Haben zu bezeichnen, nach Außen bedurfte, überall das Wesen, den Werth, den Charakter, die Bedeutung der Dinge vollkommen in sich begriff und aussprach. Die Sprache des Geistes ist daher das gleichsam leiblich gewordene Geistige, der Geist in seinem Selbstausdruck in die Sinnlichkeit durchs Wort. Der Gedanke und seine Erscheinung sind im Wort verwirklicht, das das Gedachte und Geschaute nicht blos benennt und bezeichnet, sondern durch vollkommene Charakterisirung wesentlich erschöpft. Wesen und Name sind Eins; die Sichtbarkeit ist vergeistigt, und das Geistige verleiblicht im Wort. Beide bilden einen Akkord; Eines klingt im Andern nach. Dies war die Sprache des Geistes, die Ursprache, die Sprache der ersten Menschen und Gottes selbst, deren Kraftfülle

durch die Seele ins äußere Leben ausströmte, und welcher diese durch ihre Bilder, Töne und Modulationen mit Hülfe des bildsamen Stimmorgans und der Beugsamkeit und Beweglichkeit des ganzen leiblichen Organismus das volle Leben nach Außen gab.

Die Seele für sich vermag in solche Höhe des Erkennens und Schauens sich nicht zu schwingen. Nur folgen kann sie dem Geist, der sie zu sich emporzieht, und sie ist es, welche nur seinen Auftrag erfüllt, durch den ihrem Befehle unterworfenen Körper das von oben Empfangene in Ton und Stimme im Worte zu verleiblichen. Aber dieses ist und war auch im Urzustande des Menschen nie das vom Geist Geschaute selbst, sondern nur sein Schatten, sein Bild. Das Wort selbst ist ja Symbol, verkörperte Idee, Bild des unaussprechlichen Originals. Etwas Höheres, Göttliches, mit dem Wort nicht zu Erfassendes ist es, was das Wort umschließt, das erst durch seine innige Verschmelzung mit jenem Höheren seine wahre und wesentliche Dignität erhält. — Um das Geistige, Göttliche zur Manifestation zu bringen, bedarf es immer einer Form, einer Gestalt, welche in innigen Akkord mit jenem treten muß. Auch im ursprünglichen Zustande des Menschen war also das Wort des Geistes immer nur Bild und Abdruck, wie die Natur Gottes Bild ist. Aber eben, weil es aus dem Wesen des Geistes frei hervortrat, mußte es selbstständig und unveränderlich seyn. Schon ihr Ursprung gibt der Sprache des Geistes den Charakter der Unveränderlichkeit und Universalität. Das, was des Geistes ist, ist Gottes, und darum überall sich selbst gleich und unwandelbar. Daraus folgt, daß die Sprachweise des Geistes überall die gleiche und eine universelle seyn muß. Diese lebt jetzt nicht mehr im Menschenleben, das nicht mehr vom Geist beherrscht wird. Unsere konventionellen Sprachen sind, als Erfindungen des Verstandes, wegen ihrer Zerrissenheit und Verschiedenheit nie geeignet, das, was ausschließlich des Geistes ist, zu erfassen und wieder zu geben. Die Wandelbarkeit und Willkürlichkeit derselben, Eigenschaften, wegen welcher sie nur mit Mühe zu erlernen sind, stellen sie in starkem Kontrast der des Geistes und der höheren geistigen Seelensprache gegenüber, welche, dem

Menschen eingeboren, in aller Welt die gleiche und überall verständlich ist.

In seinem gewöhnlichen, umdunkelten Leben, das der Geist in seiner Verbindung mit der Seele und dem Leibe leben muß, ist er unvermögend, seine ihm eingeborne Sprache zu reden. Das Gewicht des Sinnlichen zieht ihn niederwärts. Er ist wie ein Gefangener, dem das Licht entzogen ist, und der seiner Erlösung harret. Er zieht sich in sich selbst zurück, und verstummt, wie die der Freiheit gewohnt gewesene Lerche im Gefängniß ihren Gesang nicht mehr hören läßt. Nur in den glücklichen Momenten, da er frei, seiner Urkraft mächtig, in kühnem Fluge der Quelle alles Lichtes sich nahen darf, in den seltenen Momenten der „Begeisterung," da die Fesseln des Zeitlebens und der Sinnlichkeit von ihm gefallen sind, und die finsteren Nebel sich öffnen, durch die er nur wie im Traume sah, und in welchen die untere Welt ihm den Schein für das Wahrhaftige bot, erhebt er sich in das ewig sich gleiche Licht, nimmt seine Strahlen rein und ungebrochen in sich auf, und nun erkennt er die höheren, göttlichen Dinge, das, was von dem Seinen ist, und die Natur außer ihm nach ihrem inneren wahren Wesen in unmittelbarem Anschauen. Nun erst versteht er auch mit dem richtigen Ausdruck zu bezeichnen, was er im Gebiete des Geistes und im Innern der Natur erschaut, wie die Nachtigall erst dann ihren herrlichen Gesang beginnt, wenn das Licht der Außenwelt sich ihrem Auge entzogen hat. — Die Ekstase, die höhere, besonders die religiöse Poesie und der höhere Somnambulismus geben Zeugniß für das Vorhandenseyn einer solchen reinen Geistessprache, welche über die Formen der konventionellen Rede nicht nur, sondern selbst über die höhere Bildersprache der Seele sich weit erhebt, und das Wort zu einem klaren Abbilde des Gedankens bildet. Jakob Böhme fiel zuweilen in ekstatische Zustände, in welchen er die wahre, geistige Benennung der sichtbaren Dinge erkannte. Die Seherin von Prevorst redete in ihren höheren Zuständen eine „Geistersprache" Jahre lang, völlig konsequent, welche, sichtbar auf höheren Gesetzen des Geistes gegründet, aus den inneren Tiefen desselben und seiner

Erkenntniß hervordrang, und von den gewöhnlichen Sprachen völlig abwich. Nur in „ihrer," eben dieser höheren Sprache, behauptete sie, sich so ganz aussprechen zu können, wie es sie dränge, und war oft traurig darüber, daß sie Niemand habe, mit dem sie in dieser Ausdrucksweise reden könne. Von dieser Sprache sagte sie, daß ein Wort derselben ganze Sätze unserer gewöhnlichen Sprachen ausdrücke. Daß der Mensch nicht selten in dem Falle ist, für das, was in ihm ist, keine Worte zu haben, ist allzubekannt, als daß darüber Zweifel seyn könnte. Es ist aber diese Wahrheit ein Beweis dafür, daß unsere konventionellen Sprachen nur schwache Surrogate der Geistessprache sind, und daß Goethe Recht hat, wenn er sagt: „Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten: es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen." In gleichem Sinne sprechen die ausgezeichnetsten Denker unserer Zeit sich aus, auf welche auch Steinbeck (S. 273) sich beruft. Jean Paul sagt: „Unsere Sprachen sind nur ein Gewölke, an dem jede Phantasie ein anderes Gebild erblickt, was bei einer umfassenden, vollkommen genügenden und nothwendig aus dem eigenen Wesen hervorgegangenen Sprache des Geistes, die, als solche, eine Universalsprache seyn muß, nicht der Fall seyn könnte." In ähnlicher Weise und noch gründlicher äußert sich hierüber Eschenmayer in seiner Psychologie (S. 93) und seinen Mysterien (S. 14). Dort sagt er: „Eine Universalsprache würde alle Sprachen in eine einfache umwandeln, so, daß das innere Leben des Gedankens nur in einem äußern Wort sich offenbarte, das eben so gewiß im Gedankensystem seine Stelle behauptete, wie die Zahl in einem Zahlensystem. Die vielen Eigenthümlichkeiten unserer Sprachen sind ein Beweis unserer unvollkommenen Entwicklung, indem der gleiche Gedanke des Geistes das einfache Kleid, das der Natur am angemessensten wäre, verschmäht, und allerlei Tand und Mode liebt, so, daß die Sprachen wechseln, wie die Trachten;" und am letztern Ort: „Sollte es denn nicht eine Sprache geben, welche die Potenzen und Gradationen der Naturdinge eben so in den Charakteren und Wörtern ausdrückte, wie die schaffende Natur, so,

daß beim Hören und Lesen des Worts zugleich auch alle die wesentlichen Eigenschaften der Dinge selbst zur Vorstellung gelangen? Eine Sprache, in schematische und bildliche Charaktere aufgenommen, müßte ganze Systeme in wenigen Wörtern umfassen, und somit kann es auch magische Wörter geben, die nicht nur den Sinn, sondern auch die Kraft des Heiligen in sich enthalten." — Endlich hören wir noch Schubert (Geschichte der Seele S. 693), wenn er sagt: „Es mag allerdings eine ältere ursprünglichere Muttersprache des Menschengeistes geben, als jene, welche wir seit den Zeiten der Völker und Heiden Muttersprache nennen, und welche, von Geschlecht zu Geschlecht, das Kind von den Eltern lernt. Eine Muttersprache, in welcher die Worte und Namen in einem so innigen uud nothwendigen Verhältniß mit dem Wesen der Dinge selber stehen, als der lebende Nerv mit seinem Glied, als der eigenthümliche Ton mit der eigenthümlichen Beschaffenheit und Spannung der Saite: eine Natursprache des Geistes, wie die Stimme des Vogels eine Natursprache des Leibes ist. Diese Sprache des Geistes wird die der Seele seyn, wenn dieselbe, dem Leibe und seinem Verbande mit der Sichtbarkeit enthoben, das schauet und empfindet, was vom Geschlechte des Geistes ist." — Und es kann nicht anders seyn. Erst in dem Leben, wo der Geist des Menschen, mit dem Gottesgeiste vereint, das Zeit- und Sinnenleben bewältigt und gänzlich unter sich gebracht haben wird, nach dem Sterben, scheint eine Universalsprache der Geister möglich zu seyn: denn da erst wird die Entwicklung des Menschenlebens und mit ihm die Sprachweise die höchste Höhe und Reife erlangen. Wenn das Kind, dessen Seele dem Sinnlichen noch völlig dient, in ihm seine Begriffe verleiblicht, und den Ausdruck derselben bildlich versinnlicht, der Jüngling seine Gedanken und Gefühle in Phantasie und Gemüth gestaltet, und in ideeller bilderreicher Rede voll Feuer und Leben in Ton, Gebärde und Wort kund gibt, der Mann, die Vernunftsprache in den Formen des Verstandes redend, Ideen und die Verbindung derselben im Wort wieder gibt, und, den Geist ahnend, seine Sprache nachahmt, — wendet der Greis, der irdischen Formen müde, seinen Blick nach Jenseits, nach der

wahren Heimat, erkennt in allen wechselnden Bildern der Ausdrucksweise der verschiedenen Lebensstufen des Menschen und der Menschheit das Unvollkommene, Gebundene, Ungeistige, und am Schlusse seines Laufes, im Tode erst, wo alle unwesentlichen, zerbrechlichen Formen des irdischen Lebens und damit die hohlen, leeren Töne der Verstandesrede vergehen, ahnt er einen höheren Schwung des Ausdrucks seines innern Wesens, eine Sprache des Geistes, die das Erdenleben nicht kennt, die die Geister sprechen, und deren lichte Formen sich auch ihm offenbaren werden, wenn er zur höchsten Entwicklung seines Seyns auf Erden, zum Uebergang ins Geisterreich reif geworden seyn wird. Hat er dahin sich hinübergeschwungen, so wird er frei und leicht die Sprache des Geisteslebens reden, die er hier nur in einzelnen glücklichen Momenten ahnte, aber dort sein ewiges Eigenthum seyn wird.

So lange der Mensch in der unmittelbaren Anschauung und Verständniß der Natur blieb, war auch die Geistessprache ihm die natürliche. Als aber die Sünde den Geist nach unten und seinen Blick aus dem Centrum des Wesens der Dinge hinauszog, da sah er nur noch statt der Wahrheit derselben ihren Schein, statt des Innern der Natur ihre äußeren Formen, statt des Wesens der Welt ihren matten Reflex. Wohl erhielten sich noch lange nach diesem traurigen Fall die Laute und Worte der früheren Geistessprache: aber nur noch in der Erinnerung, nicht mehr genährt durch unmittelbare Anschauung und Erkenntniß, und allmälich ward sogar ihre wahre Bedeutung verdunkelt, vergessen, verwechselt, verwandelt. Was der umdunkelte Geist nicht mehr vermochte, suchte nun die ganz verständig gewordene Seele kunstreich bildend zu ersetzen, konnte jedoch nie mit all ihrem Wortreichthum und ihren zahllosen, willkürlichen Zuthaten an Nothlauten und Hülfswortbeugungen nur einen matten Nachklang jener umfassenden und doch einfachen Naturstimme, jener kraftvollen Wahrheit und Tiefe des Geisteswortes wiedergeben. Wie niemals die Kopie das Original, das Surrogat das erreicht, was es ersetzen soll, so die konventionelle Sprache gegenüber der verlornen Geistessprache. Der von der unzuverläßigen und stets wechselnden sinnlichen Anschauung

einzig unterstützte und von ihr aus reflektirende Verstand war es, der, als das Menschengeschlecht in verschiedene Völker sich trennte, und die Urlaute in ihren wesentlichen Bedeutungen unklar zu werden anfingen, und allmälich verloren gingen, darauf bedacht seyn mußte, das Band, das die Menschen an das Irdische fesselt, und unter sich verbindet, durch das äußere Vereinigungsmittel der Sprache fort zu erhalten. Und so geschah es, daß die Wort- und Redeformen, die er bildete, vom Aeußeren, Sinnlichen allein hergenommen, auch nur dieses, die Konvention, die Geselligkeit, das äußere Bedürfen in sich fassen, und nur für dieses hinreichen konnten, nie aber das zu umfassen und auszudrücken vermögen, was des Geistes ist, und der wahre Ausdruck für seine inneren, höheren Erkenntnisse und Anschauungen in ihnen nirgends sich findet; daß die konventionellen Sprachen zwar Laute und Wortlautbeugungen, aber nur willkürliche und wesenlose, bieten, woraus nothwendig sich ergibt, daß verschiedene Völker auch verschiedene Bezeichnungen für die gleichen Dinge wählen mußten, und eine Sprachenverwirrung in der Welt entstanden ist, bei welcher nicht nur die Menschen sich gegenseitig nicht mehr verstehen, sondern unter deren täuschenden Formen sie sich auch mißverstehen und die Lüge auf Erden sich verewigt.

„Dächten wir Sachen, sagt daher Herder, statt abgezogene Wörter, und sprächen die Natur der Dinge aus, statt willkürliche Zeichen, so — lebe wohl Irrthum und Meinung: wir sind im Lande der Wahrheit!"

Das höhere Gefühl ist es, dessen der Verstand, zwar nicht zur Bildung des Wortes, aber der Rede und ihrer Darstellung nach Außen, als Gehülfen sich bedient, und welches, wie wir weiterhin sehen werden, unsern Sprachen noch einigen Ausdruck der Wahrheit leiht in Darreichung von Bildern, in Bildung des Ausdrucks und Rhythmus und in Benützung der Organe des Leibes zu lebendiger Veranschaulichung des todten Wortes in Gebärde und Bewegung. Aber auch hier finden nur zu oft Lüge und Täuschung Spielraum, und im glücklichsten Falle bleibt die Kraft und Wahrheit der einfachen Sprache des Geistes unerreicht.

Ganz die gleiche Geschichte ihrer Bildung und Schicksale mit der Wortsprache des Geistes und des Verstandes hat die Zeichen- und Schriftsprache, welche nur ein Bild der erstern ist. — Schon die ersten Menschen mußten das Bedürfniß fühlen, ihre Gedanken und Gefühle nicht blos in vorübergehenden Lauten, sondern mehr dauernd in Zeichen und Bildern auszudrücken. Das, was die Accentuation, der Rhythmus, die Mimik und Pantomimik dem Worte in flüchtiger Erscheinung beigaben, sollte das äußere Sinnbild wenigstens annähernd für eine längere Zeit darstellen.

Es ist natürlich, daß in den ersten Zeiten der Unschuld und der tiefen Erkenntniß des Geistes von der Natur und ihrer Bildersprache, da der Gedanke immer sicher und schnell die richtige Wortbezeichnung fand, auch für die sichtbare Darstellung immer gleich die entsprechende Form und das das Wesen des Dings so vollständig als möglich erschöpfende Zeichen bereit war. Wie das Wort, das hörbare wesentliche Bild des Geistigen, selbst Geisteswerk war, und Geisteskraft enthielt, so auch das sichtbare Bild desselben. — So entstand die Hieroglyphenschrift, die Sprache des Geistes und der Phantasie, welche in sichtbarer, rein abbildlicher oder symbolischer Darstellung den Inhalt des Worts wiedergab. Dies geschah entweder durch vollständige oder partielle Bilderzeichnung, oder durch approximative Andeutungen übersinnlicher Gegenstände in entsprechenden Zeichen und Bildern, das heißt Symbolen. Nur die Urmenschheit kannte diese Schriftzeichensprache, und ohne Zweifel verlor sich ihr Verständniß wegen ihres schon ferner und tiefer liegenden Sinnes, da ihr die Unmittelbarkeit des Worts abging, noch früher, als die erste Wortsprache. Schon in den ältesten historischen Zeiten las und verstand man die uralten Hieroglyphen nicht mehr. Uebrigens hielt diese Bildersprache in ihren Schicksalen gewiß ziemlich gleichen Schritt mit der reinen Sprache des Geistes. Bald machte sie den mit Hieroglyphen noch vermischten sogenannten Charakteren der alten Völker Platz, und in derselben Weise, wie die Reflexionssprachen an die Stelle der Geistessprachen traten, wurden, wie die Wortsprachen aus willkürlichen Lauten und Worten sich bildeten, die Schriftsprachen

aus willkürlichen Zeichen zusammengesetzt, welche eben so wenig universell und gleich unverständlich für den Geist ausfallen mußten.

III. Die Sprache der Seele.

Der Geist ist aus Gott, — und darum seinem Wesen nach göttlich; sein eingeborner Zug ist nach oben gerichtet, — und durch ihn allein gibt und erhält er dem Menschen noch das Gepräge seiner göttlichen Abkunft. Seine Sprache ist der Ausdruck seines Wesens, deren Form im Vehikel das Wort ist. Die mit ihm innig verbundene Seele dagegen, — einerseits der Außenwelt zugekehrt und dem Leiblichen angehörig, die sie durch die Sinne in sich aufnimmt, andererseits die vom Geist erhaltenen höheren Eindrücke festhaltend und verarbeitend, — muß wieder eine von der des Geistes abweichende, eigenthümliche Ausdrucksweise besitzen. Dort ist's die sinnliche Empfindung, hier das höhere geistige Gefühl, was in ihr lebt. Diesen Grundformen ihres Wesens entspricht denn auch die Grundform ihrer Ausdrucksweise, oder ihrer Sprache, und es ist daher das Plastische, das Bild — Vehikel der Letztern. Wo Geist und Seele sich begegnen, wo Gedanke und Gefühl sich zu gemeinschaftlichem Ausdruck ihrer Thätigkeiten vereinigen, da verleiblicht sich im Wort der Gedanke, die Idee, nnd die Seele gibt, was des Geistes ist, mit ihrer Zugabe, in ihrer Darstellungsweise vermittelst ihres leiblichen Organs belebt, beseelt und gleichsam nun erst verwirklicht in Ton, Ausdruck und Rhythmus. Es ist das Höchste, was die menschliche Sprache erzeugen kann, wovon hier es sich handelt: denn wenn das Gefühl der Seele in seiner ganzen Innigkeit das vom Geist Entsprossene voll auffaßt und wiedergibt, so sind es die höchsten Wahrheiten in den schönsten Gestalten, was zu Tage kommt, so werden Ideale in die Form der Rede gegossen, und es ist mit einem Wort die Sprache der Begeisterung, welche sich gestaltet. — Dies aber ist

die Sprache Gottes selbst, wie sie im Geschaffenen in mannigfaltigen Formen überall in der Fülle der Natur ertönt, und im Menschen bald im Traume oder der Ekstase, bald in der Poesie und Prophetie, bald im Wahnsinn und dem Somnambulismus sich zu vernehmen gibt. Immer sind und bleiben es seltene Ausnahmsfälle, da diese Sprache, in welcher Geist und Seele harmonisch mitwirken, sich hören läßt, im Menschengeschlechte, das von Gott abgefallen, und der Sinnlichkeit und Sünde zugekehrt ist. Nur in glücklichen Momenten und in den bezeichneten und noch andern wenigen begünstigenden Zuständen erhebt sich bis zu ihr der in der Regel umdunkelte Menschengeist. —

Für sich selbst redet die Seele nach ihrem eigenthümlichen Wesen, das aus sinnlicher Empfindung und höherem Gefühl besteht, nicht in Worten, sondern in Bildern. Was im wachen Leben der Verstand als Reflex aus dem Gebiete des Geistes hinzuthut, fällt im Traum, in Delirien, im Wahnsinn, in den niederen Stufen des Somnambulismus u. s. w. weg. Der Geist hat sich in sich selbst zurück oder von dem Schauplatz der Thätigkeiten der Seele zurückgezogen, die er, ohne in sie einzugreifen, oder sie ordnen, oder für Zwecke anwenden zu wollen, nur stille beobachtet. Man weiß, daß in diesen Zuständen der unabhängigen Seelenthätigkeit, in welchen ihre sinnliche, leibliche Richtung prävalirt, nichts als Bilder und Gestalten der mannigfaltigsten Art auftauchen, und ohne Regel und Wahl und Zweck sich an einander reihen.

Nie übrigens kann der Geist, ob er wohl frei, allein schaut, für sich allein reden. Zu jeder Manifestation seiner Thätigkeit bedarf er der Seele und ihrer Mittheilungsweise. Als sinnliche, fühlende Wesen würden wir seine reine Sprache nicht verstehen. Die Seele muß, nach ihrer Weise sie bildend, sie uns erst verständlich machen. Auch ist er zu gebunden an die Seele und ihr Streben, als daß er ganz rein hervortreten könnte.

Es sind zwei sich entgegengesetzte Richtungen, nach welchen die Thätigkeit der Seele sich entfaltet. Die eine dem Geiste, nach oben zugekehrte, ist mit dem Gemüthe und der Phantasie gefüllt,

während die dem Leiblichen nach unten und außen zugekehrte die sinnliche Form und ihre Anschauung zum Gegenstande hat. Jede Thätigkeit hat aber ihre eigenthümliche Ausdrucksweise, und darum kommen der Seele auch nach der Verschiedenheit ihrer Vermögen charakteristisch verschiedene Weisen zu, dieselbe zu manifestiren. Es muß daher eine Sprache für das innere höhere Gefühl geben, wie für die Richtung der Seele nach der Außenwelt. Es besteht zwischen allen Vermögen der Seele eine ununterbrochene Wechselwirkung. Von oben und unten wird empfangen, das Empfangene verarbeitet, um es dem Leben der Seele zu assimiliren, welche es dann als ihr Produkt nach ihrer Weise darstellt und ausdrückt. Je nach dem Vermögen, welchem sie das Empfangene zur Verarbeitung anvertraut, ändert sich ihre Ausdrucksweise. — In den obern Seelengebieten, die der Geist unmittelbar influirt, sind es die Phantasie und das Gemüth, welche gleichsam den Uebergang vom rein Geistigen ins Seelenleben bilden. Darum ist die Sprache beider hoch geistiger Art; übrigens bereits vom höheren Gefühlsleben der Seele durchdrungen, und von ihr als Seelenprodukt markirt.

Die Sprache der Phantasie.

Die Phantasie ist das Vermögen der Ideale oder der höheren Dichtung, die Kraft, das vom Geist Gegebene oder Geschaute in einem entsprechenden, umfassenden Bilde in sich auszuprägen, ja selbst das vom Verstande an einander gereihte und in der Vernunft zusammengefaßte Wissen in ein lebendiges Ganze zur klaren Auffassung und in Einen Guß zur inneren Anschauung zu bringen. Sie ist demnach eine Seelenkraft erster Größe, und von der Einbildungskraft dadurch wesentlich verschieden, daß sie die von oben und unten ihr mitgetheilten Materialien in Ein Bild zusammenfaßt, während die letztere zwar auch bildet, aber nur mit dem Einzelnen gleichsam spielt, vom Einen aufs Andere rasch überspringt, das Gegebene vervielfältigt und zersplittert, und so gleichsam als der Reflex, die Kopie, der Affe der Phantasie betrachtet werden kann.

Die Ausdrucksweise beider aber ist das Bild im engeren Sinn. Hohe Schönheit charakterisirt die Bilder der Phantasie, die Ideale. Die Einbildungskraft in ihrer tieferen der Sinnlichkeit verwandteren Stellung, als niederes Seelenvermögen, ist dagegen nicht eckel in der Wahl und Gestaltung ihrer Figuren, welche eben so oft Zerrbilder und schmutzige Formen, als liebliche Dichtungen darbieten. Die Phantasie gibt sinnige Bilder und tiefbedeutsame Symbole, die Einbildungskraft bunt durch einander schwebende Gestalten ohne tiefern Sinn, in losem Zusammenhang, oft ohne alle Verbindung. In jedem bedeutsamen Bilde, in jedem Symbol ist geistiges Leben, was auf den verschiedenen Werth der höheren und niederern Träume, und der Bilderreden der Somnambülen in den verschiedenen Stadien vorläufig hinweist. —

Für sich selbst, ohne Verbindung mit andern Seelenkräften, wären Phantasie und Einbildungskraft leere, hohle, todte Vermögen und ihre Bilder nichtssagend. Erst wenn die Gefühle der Seele sie durchdringen, erhalten sie Leben und Bedeutung. Darum sind Gemüth und Phantasie, wie Einbildungskraft und Gefühl, auf's innigste vereinigt, in steter Wechselwirkung, und es läßt sich keine Idealerzeugung denken, ohne daß irgend ein höheres Gefühl seine Bildung belebte, so wie keine Gestaltung der Einbildungskraft ohne ein ihr entsprechendes, wenn auch noch so niederes, dunkles und unklares Gefühl.

Die Phantasie spricht in Bildern, und ist in so fern eine Nachahmerin der äußern Natur. Sie ist das einzige Vermögen im Menschen, das die Natur- und Ursprache, die Sprache Gottes, noch versteht und spricht. Darum ist sie auch dem Geist zunächst stehend, in ihn hineinreichend, aus ihm sich integrirend. Darum ist auch das vollkommene Phantasiebild oder das Ideal ein erschöpfender Ausdruck der reinen Idee des Geistes, ihr Symbol, und steht höher, als die mehr nieder kunstgerechte Allegorie und die verständig vergleichende Metapher. In ihrer höchsten und vollkommenen Thätigkeit sind ihre Produkte nie der schon vorhandenen, der Seele bereits eigenthümlichen Bilderreihe entnommen, oder aus niederern Materalien zusammengefügt, sondern immer

unmittelbare neue, freie Geisteserzeugungen, und mehr höheren Eingebungen als eigenen Seelenschöpfungen zu vergleichen.

Und gerade, weil es die stille, aber beredte und in der ganzen Schöpfung sich gleiche Sprache der Natur und Gottes, die bedeutungsvolle Bildersprache ist, welche die Phantasie redet, steht sie in ihrer Unveränderlichkeit weit über den, der Kunst und Willkür, der Heuchelei und Lüge und zahllosen Wechseln und Abweichungen unterworfenen konventionellen Sprachen, in welche jene Bilder und Symbole nicht einmal übersetzt werden können. Die Bildersprache der Seele stammt aus der höheren Welt des Geistes, die konventionelle aus den Kombinationen des Verstandes. Für diese und ihre kunstgerechte Ausbildung ist unsere kalte Begriffs-Zeit die rechte: — aber eben darum begreift sie nicht die höhere Sprache des Traumes und des Somnambulismus, begreift nicht, daß sie gerade, weil ihr die Symbolik der Seele eine terra incognita, oder wie sie es nennt, ein leeres Traum- und Schattenwerk ist, selbst in einem wachen Traum befangen ist, in welchem nichts Göttliches, sondern nur Menschliches geträumt, und darin der Schein und die Hülle fälschlich für reale Wahrheit und den Kern genommen wird.

Es ist beim einzelnen Menschen, wie bei ganzen Völkern, ja bei der ganzen großen Menschheit. — Je näher die Völker der Urzeit standen, da sie noch mehr in der Gemeinschaft Gottes lebten, um so deutlicher vernahmen und verstanden sie die Stimme desselben in sich und außer sich, um so einfacher, ausdrucksvoller, prägnanter, bilder- und symbolreicher war ihre Sprache. Nur das graue Alterthum kannte die göttliche Symbolik der Natur, und bildete seine Ausdrucksweise nach ihrem Vorbilde, und nur aus seinem Schooße haben wir noch Ueberreste bedeutsamer Bilder und Symbole, an deren Oberfläche freilich keine Idee, nichts Geistiges hängt, deren tiefer Sinn aber der flachen Reflexionsrichtung der späteren Jahrhunderte verloren gegangen ist. Die Symbole der alten Mysterien trugen erhabene Ideen; uns sind ihre Formen wohl noch theilweise übrig: aber die Ideen, die sie verkörperten, hat der Strom des Verderbens der Zeiten ihnen abgewischt. Wer mag heutzutage die alten ägyptischen Hieroglyphen

erforschen? Die prophetischen Bilder des alten und neuen Testaments sind unversehrt bis in unsere Zeiten herabgekommen: aber nur hie und da findet sich ein Hocherleuchteter, der den tiefen Sinn jener Zeichen erfaßt. Es ist, wie gesagt, mit dem einzelnen Menschen, wie mit ganzen Völkern. Je mehr die Seele dem Untern, dem Sinnlichen sich zuneigt, desto ungestörter entwickeln sich ihre niedern Vermögen, die in ihrer Präponderanz den Sinn für's Höhere abstumpfen, und ihn für das Verständniß der Stimme der Natur und des Geistes, der durch die höheren Vermögen der Seele in Bildern redet, unempfänglich machen. Je weiter und freier sich aber der Mensch über das gemeine Irdische erhebt, das den Geist belastet, umdunkelt und gefangen hält, je tiefer er seine Seele in die Region des Geistes eindringen läßt, und je inniger so seine Gemeinschaft mit dem Göttlichen wird, desto näher treten ihm jene bedeutsamen Bilder, desto offener wird sein Sinn für ihre Deutung, desto leichter lösen sich ihm die der Welt unenthüllbaren Räthsel der Symbolik seines eigenen Wesens und der Natur. Warum steht der ungebildete Kunstsinn kalt und unbewegt vor den höchsten Meisterwerken der Malerei und Skulptur? Warum läßt den rohen Wüstling die ideale Dichtung ungerührt? Warum langweilen sich der Lappe und Samojede bei den ergreifendsten Tonbildern und sprechendsten Harmonien der Töne und Melodien, während ihre Tamburinen sie ergötzen? — Es ist hievon überall derselbe Grund, warum wir auch die Ursprache nicht mehr verstehen, die einst die alten Völker sprachen, und warum uns ihre Symbole jetzt Räthsel sind. Wir sind herausgetreten aus ihren höheren Kreisen, in welchen eine andere einfachere, an Bildern und Symbolen reichere, obwohl an Worten und Redensarten ärmere Sprache, als die jetzt lebenden sind, gesprochen wurde.

Man belächelt oft vornehm, aber unwissend, die Einfachheit der alten Bilderrede, und freuet sich stolz des Reichthums, der Beugsamkeit und Mannigfaltigkeit unserer Wortsprachen, und bedenkt dabei nicht, daß gerade die Beweglichkeit und Veränderlichkeit der letztern gegenüber von der Beständigkeit und Gleichmäßigkeit der erstern ein sprechendes Zeugniß geben. Das Wahre, das

Geistige, das Göttliche hat konstanten Charakter; der Schein, das Wesenlose, das unhaltbare Menschenwerk wankt und wechselt. Nicht als ob das Göttliche vom Menschlichen, das Wahre vom Falschen nicht hinausgedrängt aus seinen Kreisen, umdunkelt, ja mit Unrath überschüttet werden könnte; das ist geschehen. Aber in seinem Wesen kennt es keine Veränderung noch Wechsel. Es gibt eine allgemeine Menschen- oder Seelensprache, welche die allein wahre, allgemein verständliche ist. Einst wurde sie gesprochen, und noch jetzt würden wir sie reden, wenn nicht die Sünde mit ihrer Sprachenverwirrung, in welcher kein Volk das andere versteht, und unter deren zahllosen Masken alle Täuscherei Schutz findet, sie verdrängt hätte. Wie der Haß die Liebe, wie die Kunst die Natur, wie der Verstand das Gefühl in der Sünde und durch sie bemeistert hat, so wurde das Kunstwort, die konventionelle Sprache, Meister über die Natur- und Bildersprache. Aber dennoch, wo in aller Welt noch der minder verdorbene Sinn im Bilderbuche der Natur sich umsieht, da findet ihre Zeichenstimme gleichen Seelenanklang, und dieselbe Saite erklingt bei Betrachtung des gleichen Bildes im Gemüthe des Asiaten wie des Europäers. Ja es ist sogar erfahrungsgemäß, daß die verschiedensten und durch die weitesten Entfernungen von einander getrennten Völker die gleichen Symbole und Bilder für die gleichen Gefühle und Ideen in ihren religiösen Schatzkammern aufbewahren. Diese Beständigkeit und Allgemeinheit des Charakters der Bildersprache sichert auch der der Seele, zumal der ihrer höheren bildenden Vermögen, der Phantasie und des Gemüths, ihre hohe Bedeutung.

Das Bild ist das wahre Wort. Ist ja doch alles Sprechen, ja jedes Wort, jeder Ton ein verkörperter Gedanke oder ein Gefühlbild, und umgekehrt jedes Bild ein Wort.

Letzteres ist, wie aus dem Gesagten erhellt, die Ausdrucksweise der Seele; ersteres führt uns auf ein weiteres, höheres Vermögen der Seele und ihre charakteristische Ausdrucksweise.

Die Sprache des Gemüths.

Das Gemüth ist wie die Phantasie, nur in seiner Weise, auch ein bildendes Seelenvermögen. Sie ist das höhere Gefühl,

das alle Seelenthätigkeiten umfaßt, durchdringt und belebt, und dadurch, daß sie dieselben in die Region des Geistes erhebt, veredelt. Sie ist es, welche die für sich todten Bilder der Phantasie mit einem geistigen Hauche inspirirt, und ihnen dadurch erst den Charakter des Lebens und der Bewegung mittheilt. Das Gemüth, obgleich es alle Seelenthätigkeiten in seinen Bereich zieht, indem es allein ihren Charakter integrirt, hat, als höheres Gemeingefühl oder als Einheit der Gefühle, für sich betrachtet, auch sein eigenes Gebiet. Unser Eschenmayer, der gemüthreiche Philosoph, stellt die Liebe ins Centrum des Gemüths als seine Sonne. Treffender hätte er das Bild nicht wählen können. Die Liebe und der Glaube im Bunde sammeln die Ströme des Wahren, Schönen und Guten, die aus dem Geist hervorbrechen, im Gemüth in einen Strahl, und färben mit demselben, wenn er durch dieses Geistesprisma gegangen ist, alle übrigen Seelenthätigkeiten mit ihrer Charakterfarbe. Es ist daher der ganze Mensch, den das Gemüth nach allen seinen Neigungen und Richtungen umfaßt, welche, wenn sie von den obern Strahlen beleuchtet sind, nur das Schöne und Edle begehren. Hat aber nicht das obere Licht, sondern das niedere, finstere Princip in ihm die Oberhand, so fallen die Richtungen aus dem verfinsterten Gemüth auf's Gegentheil, statt nach Innen und Oben, nach Außen und Unten. — In dem Kreise des Gemüths liegt jedes Aggregat von Gefühlen unter einer Färbung derselben, also jede Neigung, und es bildet somit die Eigenschaften der Gefühlszüge und jedes einzelnen Gefühls aus. Alle Regungen der Seele, seyen sie vorübergehende Affekte oder dauernde Neigungen und Züge, fallen in seinen Bereich. Liebe und Haß, Freude und Schmerz, Frohsinn und Trauer u. s. f. gehören ihm an.

Auch dieses hohe Seelenvermögen hat seine eigenthümliche Ausdrucksweise. Man könnte schon die Schwester des Gemüths, die Phantasie, nicht mit Unrecht seine Sprache nennen, indem sie die Formen der Gefühle bildet, und sie sonach eigentlich zur Erscheinung bringt. Aber es besteht zwischen beiden Vermögen eine so innige Beziehung und Wechselwirkung, daß eines das andere

nothwendig integrirt. Die Phantasie gibt das Seelensprachbild oder die Form: das Gemüth dagegen leiht ihm die Farbe, und gibt ihm Wärme, Leben und Bewegung.

Soll das lebendige Sprachbild der Seele in die äußere Erscheinung treten, so bedarf es hiezu, wie bei dem, was die Phantasie, so bei dem, was das Gemüth zu demselben liefert, des äußeren Organs und des durch dasselbe gebildeten Worts, das freilich immer nur annähernd darstellt, niemals erschöpft, was es von oben empfängt. Das, was der Geist durch Phantasie und Gemüth nach außen gestaltet, ist nur Eines und unzertrennbar. Es ist zugleich Gedanke und sein lebendiges Bild im Wort. Hiezu gibt nun der Geist den Gedanken, die Phantasie das Bild, das Gemüth das Leben. Durch das Organ des Leibes den ersten ohne das zweite repräsentiren wollen, wäre eine Unmöglichkeit: aber die beiden ersten wären todt ohne das dritte. Was also im Wort Warmes, Lebendiges, Bewegendes, Leuchtendes ist, das ist vom Gemüth. — Was ist nun dies? — Es ist die in die Erscheinung tretende Beugung oder Modulation des Tons und Worts und die damit verbundene lebendige, harmonische Bewegung des leiblichen organischen Lebens, wobei die plastische Thätigkeit der Schwester Phantasie in alle Formen des Organismus mit heraustritt. — Das leibliche Organ bildet mechanisch die Wortform vermittelst der Stimme; das Gemüth aber färbt sie charakteristisch mit dem dem darzustellenden Gefühl oder Gedanken entsprechenden T o n. Die Gemüthskraft bei diesem Akt ist daher auf Bildung und mannigfaltige Beugung der Gestaltungen des Tons in der Rede gerichtet.

Das Gemüth bedarf für sich keiner Worte; spricht es allein, so drückt es sich blos in Tönen aus: denn oft findet es in seiner Ueberfülle keine Worte für seine Gefühle. Jedem Affekt, ja jeder Thätigkeit des Gemüths, entspricht ein harmonischer Laut, den nicht die Kunst oder die Konvention bestimmt hat, sondern welcher überall in der Welt in konstanter Gleichheit und allgemeiner Verständlichkeit aus der Natur — oder dem innersten Grunde der Seele hervorbricht. Die menschlichen Freuden- und Jammertöne

sind laute Reden des höheren Gefühls und die reinsten Naturlaute. Hierin gleichen wir den Thieren, deren nicht artikulirte Tonsprache überall sich gleich, und wie man weiß, in den verschiedensten Beugungen der Töne, welche auf eben so verschiedene Richtungen ihrer Empfindungen und Begehrungen passen, von den Thieren der gleichen Gattung in aller Welt sogleich verstanden wird. Nur ist zwischen der menschlichen uud thierischen Tonsprache der wesentliche Unterschied, daß bei der letztern immer nur die untere Gefühlsregion mit der Richtung derselben auf's Aeußere und Sinnliche angeregt ist, während im Menschen das höhere Gefühl auch höheren Inhalt hat, und seine Tonausdrücke, welche beim Thiere immer gewissermaßen monoton bleiben, harmonisch an einander zu reihen, zu ordnen und zu vervielfältigen versteht.

Der lebendige Ton steht höher, als das kalte, todte Wort; er ist für dieses unaussprechlich, und wenn die Sprache durch bloße Worte versucht, diese Seelensprache zu deuten, so hört die Seele ganz auf zu — sprechen. Nur wenn das Wort das Wesen des Gemüths, den Gemüthston in sich aufnimmt, die Rede durch den Rhythmus desselben sich belebt, ist es im Stande, wenigstens annähernd, ein höheres Gefühl in sich zu repräsentiren. Darum jubelt der Entzückte, und der tief Erschütterte hat gar kein Wort. Darum lassen sich in harmonischen Tonreihen die tiefsten Gefühle entsprechender ausdrücken, als in Worten. Darum redete die Menschheit in ihrer Kindheit, wo das höhere Gefühlsleben das herrschende war, in den sprechendsten Naturlauten, und — was auf das einstige Vorhandenseyn dieser Ursprache der Menschheit hindeutet, — noch jetzt bestehen die meisten Sprachen des östlichen Asiens aus lauter einsylbigen Lauten und Wörtern, die eine unendliche Tonbeugung gestatten. Und darum scheint es nicht geläugnet werden zu können, daß die Tonsprache des Gemüths dem Höheren näher liegt, leichter hinüberführt in die Regionen des Geistes und der Geister, und die Seele freier und näher ahnen läßt das Heimatliche, Vaterländische der höheren Welt, als die kunstreichen, verständigen, wenn noch so reichen Wort- und Redebildungen und Wendungen der konventionellen Sprachen.

Bedeutend erhöht wird die Lebendigkeit, die Wärme und der Ausdruck der Töne in den Worten vermittelst eines innern eigenthümlichen Gesetzes der Bewegung derselben, in welcher sie auf einander folgen. Diese nach einer gewissen Ordnung abgemessene Bewegung der Töne ist schon im Vogelgesang deutlich ausgedrückt. Die Nachtigall singt in Hemistichien, wie in Sätzen und Gegensätzen. Tiefere Bedeutung erhält sie in der Musik, dieser Dollmetscherin der widersprechensten Gefühle der Seele. In der der Seele eingeborenen und ihren Thätigkeiten entsprechenden harmonischen Bewegung der Sprache des Worts in bestimmten Tönen und Tonfolgen aber erreicht sie die höchste mögliche Stufe der Vollkommenheit für den Menschen: denn in ihr gibt die gesetzmäßige Aufeinanderfolge der Töne den Worten und Wortreihen erst ihren wahren, vollen Ausdruck und Sinn; sie drückt der Rede eigentlich das Seelenbild auf, welches ihr nach ihrem bloßen Inhalt und kalten Wortsinn gänzlich fehlte. Nur dadurch tritt Leben und Kraft und Ausdruck in den Sinn der gesprochenen Rede.

Aber auch für diese Bewegung bestehen gesetzliche Grenzen. Jede Seelenbewegung, sey sie nun dauernd oder vorübergehend, wird, wenn sie in die Sprache heraustritt, die kalten, kunstgerechten Wort- und Redebewegungen der konventionellen Sprachen immer mehr oder weniger überschreiten. Es tritt dann statt derselben die höhere der Seele, der naturgemäße Rhythmus ein, der in ihr wohnt, damit die Anregung nicht in wilde Regellosigkeit ausarte. Daher hält den begeisterten Dichter immer seine rhythmische Form, den entzückten Musiker der Takt seiner Melodien und Tonreihen in den der höher gehobenen Seele gesetzten Schranken. — In solcher Höhe aber ist ihre Sprache, wie die Zeichen- und Gebärdensprache der Kinder und der Urwelt, allgemein verständlich. Jedes Herz, selbst ohne den nächsten Sinn der Worte zu verstehen, fühlt desto inniger und wahrer den Sinn des Ausdrucks in der ursprünglichen, geistigen, ihm verwandten Bewegung der Töne. — Es ist nämlich nicht zu bezweifeln, daß die Gedanken und Gefühle, selbst in ihrer eigenen Erzeugung, Erscheinung und Aufeinanderfolge dem gleichen inneren Gesetze der Bewegung

unterworfen sind. Es ist nicht anders denkbar, und die Erfahrung bestätigt es, daß, wo der Geist das Gemüth und durch dasselbe eine ganze Sammlung von Gefühlen angeregt hat, welche den ganzen Menschen in einen bestimmten Geisteszug versetzen, auch das Schöne seinen Antheil an dieser Gesammtthätigkeit hat, also die Gedanken und Gefühle nach gewissen Regeln der Schönheit auf einander folgen, und daher, wie es in poetischen Kunstwerken wirklich sich findet, eine Verwandtschaft oder einen Gegensatz in den sich folgenden Ideen, eine Assonanz oder Dissonanz in den Bildern und Gegenbildern sich ausspricht. Recht augenscheinlich wird diese Thatsache bei den stärkeren Bewegungen der Seele, oder den Affekten, in welchen die Seelenoscillationen, so lange das Gefühl andauert, in einer bestimmten stets wiederkehrenden Norm erscheinen.

Im Einklang mit diesen innern rhythmischen Bewegungen halten sich endlich auch die ihnen entsprechenden des Körpers: denn auch das physische Leben, die Fibrationen der Nerven und Muskeln, ja die Bewegungen des ganzen Organismus werden zuletzt in die Gesammtbewegung des innern Menschen hineingezogen. Jedes Gefühl findet einen An- und Nachklang im Körper. Manche bringen nur leise Eindrücke und kaum merkbare Empfindungen in ihm hervor, während andere bald einzelne Partien des Organismus, zumal des Nervensystems, bald das ganze Leben erfassen, und dieses entweder heben oder unterdrücken, angenehm oder widrig afficiren. Die stärkeren Bewegungen der Seele treten völlig in die äußeren Partien des Körpers, vorzüglich die leicht bewegte Muskulatur des Gesichts (Mimik) und bei stärkerer Affektion in alle Theile und Glieder desselben hervor (Pantomimik), und prägen ihren Charakter in den ihnen entsprechenden Bewegungen aus. — Dies ist eine neue Seite der Bildersprache der Natur oder der Seele. Sie ist nicht angelernt, nicht Kunstprodukt, sondern ursprüngliches Eigenthum der Seele, weshalb der Naturmensch sie am lebhaftesten und deutlichsten spricht, während der Zwang der Civilisation sie hinter den Coulissen hält, und wenn sie im Leben vortritt, nur zu oft in gleißnerischen Formen erscheinen läßt.

IV. Die Sprache des Traums.

Schon im gemeinen Schlaf findet sich eine Erhebung und theilweise Befreiung der Seele vom Körper, und somit eine Analogie für die somnambulen Seelenäußerungen: nämlich im Traume. Auch in diesem Zustande tritt, wie dies in den höheren Graden des Somnambulismus ganz besonders der Fall ist, die Gehirnthätigkeit in den Hintergrund, und das Ganglienleben beginnt vorzugsweise seine Geschäfte. Die Reflexion ist umflort, und das Gefühl übernimmt die Zügel. Es herrschen im Traumleben Phantasie, Gefühl und Einbildungskraft. Daher in den Träumen das Heer von Bildern und Gestalten aller Art. Schon hier ist die Seele mit dem Nervengeist loser vom Körper, der Zug ihrer Gefühle leichter, ihre Empfindungen sind lebhafter und feuriger, ihre Entschlüsse kräftiger und entschiedener; ihr Blick ist heiterer, freier, weiter, ob sie gleich noch zu gebunden ist, und der Unterstützung der Reflexion zu sehr entbehrt, als daß sie die ihrem Auge sich darstellenden Bilder verständig ordnen, vergleichen, und zur Einheit im Bewußtseyn bringen könnte. Daher die Unordnung im Erscheinen und Verschwinden der Traumbilder, die bizarren Zusammensetzungen derselben, das Abgerissene, Zusammenhanglose und Kontrastirende der Gemälde und Gestaltungen. — Die meisten Träume sind allerdings bloße Reminiscenzen aus dem Tagleben, Nachklänge der gewöhnlichen täglichen Seelenthätigkeiten, gaukelnde, leere, bedeutungslose Schattenbilder, oft sogar reine Folgen körperlicher Zustände, oder, bei minder verschlossenen Sinnen während des Schlafs, von unmittelbaren Eindrücken aus der Sinnenwelt, die das dunkle Gefühl in Bilder umsetzt, an welchen sich die Seele bald erheitert, bald betrübt.

Aber nicht selten ist es der Fall, daß sie, nach errungener größerer Befreiung von des Leibes Fesseln, dem somnambülen Leben im Traume sich mehr nähert, ihre Sehkraft erweitert, in magnetischer Weise schaut, sich in das Gebiet des gleichfalls freieren Geistes erhebt, und von ihm bedeutungsvolle Gaben empfängt, die

sie in ihre Formen ausprägt, welche dem Empfangenen wie die Kopie dem Originale ähnlich sind. Dies sind Träume höherer Art, in welchen die Seele nach Zeit und Raum in weite Fernen schaut, Ideale gestaltet, die herrlichsten Harmonien vernimmt und, Werke des Geistes verrichtet, zu welchen sie wachend die Fähigkeit nicht hat. Es sind dies aber oft auch Träume bedeutungsvoller Art für das Leben, deren Sinn von der träumenden Seele oft nicht gleich, sondern erst, wenn das wirkliche Leben ihn erfüllt hat, erkannt wird.

Sehr merkwürdig ist, daß die Bilder, Hieroglyphen und Symbole, deren die Seele für bestimmte Andeutungen sich bedient, meistens nicht nur den gleichen bildlichen Charakter haben, sondern bei allen Menschen und Völkern unter den gleichen, wenigstens sehr ähnlichen, speciellen Figuren sich stets wiederholen. Schubert und Steinbeck haben in ihren angeführten Schriften mehrere Belege hiefür aufgezeichnet, und manche Bilder dieser Art sind als bedeutungsvolle Traumbilder im Volke bekannt, ja sie sind so stehend, daß besondere Traumbücher auf ihre Konstanz gegründet worden sind.

Unter den Traumbildern, welche schon einer höheren Ordnung angehören, und den ersten prophetischen Anflug beurkunden, sind besonders folgende zu nennen. Dornen, im Traume gesehen, zeigen Schwierigkeiten und Hindernisse an. Perlen — Thränen, ein trübes Wasser — Schmerz und Kummer, welche sich nach der Tiefe und Trübe desselben bemessen; glattes Eis eine gefährliche Lage, eine Spinne — irgend eine nahe bevorstehende Unannehmlichkeit, ein ausgetrocknetes Flußbeet — Theurung und Mangel. Nacht deutet auf Angst und Betrübniß, Blumen verkündigen heitere Begegnisse. Bemerkenswerth ist besonders, daß die Seele öfters mit einer Art Spott und Satire das gerade Gegentheil dessen, was geschehen soll, anzudeuten scheint, und so die ernsthaftesten Dinge ganz heiter und lustig, die frohesten dagegen düster und ernst auffaßt und darstellt. Schubert (S. 15) führt hiefür einige Fälle an. In dem einen stellte sich, äußerst bezeichnend für den guten Menschen, der Todestag als Geburtstag, in dem andern dasselbe Ereigniß unter dem Bilde feierlicher Vermählung

dar. So braucht die Seele oft das Bild der Thränen als Vorzeichen für eine sinnliche Lust, während Lustigkeit Schmerzen andeutet. Ein Sarg verkündigt die Hochzeit, Tanz und Spiel — Händel und Streit; Koth soll Geld, Erdeessen und Spreusammeln — Schätze, ein großer Gewinn dagegen eben so großen Verlust, blühende Lilien — Spott und Verachtung der Welt andeuten. Einem Seemann, der sich von seinem weltlichen Leben zu christlichem Ernst bekehrte, zeigte sich diese Veränderung bis ins Einzelne wahrhaft zum voraus im Traume, die Veränderung selbst aber unter dem Bilde des Närrischwerdens. Ohne Widerspruch war die prophetisch schauende, aber noch im Sinnlichen lebende Seele des letztern Bildes Urheberin. (S. 18.)

Vereinigt sich im Traume die Seele noch enger mit dem Geist, erhebt sie sich freier in seine Räume, so tritt sie zugleich in die Region des höheren Hellsehens ein. Der Geist ist es, der jetzt durch sie in ihrer symbolischen Weise, oder in angeschauten völlig getreuen Abzeichnungen wirklicher Thatsachen, oder durch Eingebung höherer Anschauungen in sie seine göttliche Kraft entfaltet, und die Seele gibt nun tiefe Blicke in das Leben und seine innern Verhältnisse kund, überschaut die ferne Vergangenheit und Zukunft in zusammenhängender Ordnung, und stellt oft in einem einzigen Bilde eine Reihe von Begebenheiten und Schicksalen aufs treffendste dar. Dies ist das gleiche Organ und dieselbe Weise, welcher Gott selbst sich bedient hat, als er durch seiner Propheten Mund seinen Willen den Menschen offenbaren wollte. Was jedoch die Seele in solchen Träumen vom Geiste empfängt, ist in der Regel das Ergebniß seiner eigenen Kraft und seines Schauens, obgleich auf demselben Wege zuweilen höhere Geister einen Rapport mit dem Menschen anknüpfen, was in den Fällen unleugbar ist, wo Ereignisse in Träumen angekündigt werden, welche erst in der Zukunft durch freie Entschließungen sich bilden können, oder überhaupt ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach die Grenzen menschlicher Kombination übersteigen. Immer aber geschehen diese Mittheilungen in einer Sprache, deren Worte Bilder der Sinnenwelt, Allegorien, Symbole oder Hieroglyphen sind, welche

nicht selten in einem einzigen Bilde ganze Begebenheiten, ja den Zusammenhang mehrerer, den Inhalt von Jahren und längeren Zeitabtheilungen ausdrücken, oder stellen sich die vorausgeschauten Ereignisse in so treuem Abbilde dar, als ob sie gerade im Augenblicke geschähen.

Will man die Träume klassificiren, so lassen sich mehrere Arten unterscheiden. Die der niedersten Art sind, wie bemerkt, die durch körperliche oder überhaupt sinnliche Einflüsse von außen auf die Seele entstandenen wechselnden, gaukelnden, bedeutungslosen Gestalten und Scenen, welche in zusammenhanglosem Gewirre aufgeführt werden. Die höheren unterscheiden sich in fünf Arten, wobei zu bemerken ist, daß zuweilen der Charakter mehrerer Traumarten in einem Traume sich ausdrückt. Die erste Klasse der früheren Träume könnte man die allegorische nennen. In ihnen spricht die Seele ihre Anschauungen in einfachen, oft leicht deutbaren Bildern und Allegorien aus, welche beinahe einen stereotypen Charakter haben. In diesen Traumzuständen ist das Schauen der Seele etwas mehr, als Ahnen, ein nicht deutlich bewußtes Erkennen bei klarem Schauen von bedeutsamen Bildergestalten. In der zweiten Klasse, welche man das erste Gesichte im Traume nennen könnte, sieht die Seele ferne Ereignisse im Momente des Geschehens, gleichsam als Zeuge derselben, in allen Einzelnheiten. Die Raumverhältnisse sind für ihren Blick erweitert. In die dritte Klasse gehören diejenige Träume, welche später zutreffende, gemeine Lebensereignisse vorausschauen. Hier hindern auch die Zeitbedingungen den Blick der Seele nicht mehr. Diese Träume sind die niederprophetischen. In der vierten Klasse erhebt sich die Seele über Zeit und Raum, ihr Schauen ist dem Hellsehen im Magnetismus ähnlich, ihr Blick dringt in die tiefern Naturgeheimnisse ein, und diese Träume können die divinatorischen heißen. Die fünfte Klasse schließt den Cyklus der Träume, und ist wieder bildlichen Charakters, aber in höherem Styl. Es sind hier nicht mehr gewöhnliche und stereotype Bilder und Allegorien, welche sich darbieten, sondern höhere Symbole, welche in einem Bilde oder Charakter eine Idee oder eine

Begebenheit vollständig erschöpfend darstellen, und immer von oben aus dem Gebiete des Geistes, und in selteneren Fällen aus dem Reiche der Geister stammen. Damit soll jedoch nicht behauptet werden, daß nicht auch in den andern Traumformen die letztern höheren Einflüsse offenbar werden können: denn es gibt Thatsachen genug, welche das Gegentheil darthun. Uebrigens läßt sich in vielen Fällen nicht mit Bestimmtheit entscheiden, wie weit bei einer Divination oder Fernsicht die eigene erhöhte Kraft der Seele reicht, und wo die höhere Influenz beginnt.

Im Nachfolgenden gebe ich für jede der angedeuteten Traumarten geschichtliche Belege, wobei ich nochmals bemerke, daß die verschiedenen Traumcharaktere nicht selten in einander fließen, und z. B. in einem Traum eine Allegorie oder ein Symbol mit dem zugleich geschauten Zukünftigen und durch das Symbol angedeuteten wirklichen Ereigniß so untrennbar sich vermengt, daß es unentschieden bleiben muß, welcher Klasse derselbe zuzuweisen ist. Die erste und letzte Klasse unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß die Bilder der ersten weniger prägnant, unbestimmter und dunkler sind, einen beschränkteren Kreis umfassen, und meistens auf zeitliche Verhältnisse, äußere Lebensschicksale und gewöhnliche Tagesereignisse, die der fünften dagegen auf Seele und Geist und ihre hohe Bestimmung sich beziehen.

Erste Traumklasse.

Die Allegorie.

D**, ein Freund des Universitätslehrers Sachs in Erlangen, eines Albino, hatte in der Nacht nach einem Abend, den er in naturwissenschaftlichen Gesprächen mit diesem, seinem Lehrer zugebracht hatte, folgenden Traum: „Ich bestieg einen Berg, auf dem ein Tempel sich befand. Als ich sein Inneres betrat, sah ich in einem schwarzbehangenen Saal ringsum Freimaurer sitzen. Ich hörte einen herrlichen, ergreifenden Trauergesang. Auf meine Frage: wem der Gesang gelte? erhielt ich die Antwort: dem Bruder Sachs. Ein Vierteljahr darauf, als ich die Universität verlassen hatte, erhielt ich die Nachricht von Sachs' Tode, der

sich bei Besteigung eines Berges eine tödtliche Krankheit zugezogen hatte. Ein halbes Jahr nachher wohnte ich in einer Loge zu N. der Todtenfeier bei, die dem Bruder S. zu Ehren gehalten wurde. Ich erkannte den gleichen Saal, den ich im Traume gesehen hatte. (Blätter a. Prevorst 5, 65.)

Vikar Schönhut in Hohentwil hatte eine Schwester, deren Verstand zerrüttet war. Einstmals ward sie vermißt, und vergebens gesucht. Ihr Bruder war in schweren Sorgen um sie. Da sah er im Traume das Bild der Schwester zu sich ins Zimmer treten und dann durchs Fenster einem benachbarten See zuschweben, in dem es verschwand. In diesem Augenblick — so träumte er weiter — trat ein Freund zu ihm ein, der ihm einen schwarzgesiegelten Brief in Sedezformat übergab, worin er las, daß die Schwester im Wasser ihren Tod gefunden habe. — Kaum war er erwacht, so trat derselbe Freund an sein Lager, und übergab ihm wirklich einen ganz ähnlichen Brief, der die gleiche Nachricht enthielt. (Ebendas. 6, 149.)

Desselben jüngste Schwester versprach sich mit einem Schweizer. Um sie seinen Eltern vorzustellen, reiste dieser mit der Braut aus Schwaben ab. Es war im Anfang der Woche. Am Sonntag darauf sollte die Hochzeit seyn. Alles war froh, nur der Bruder nicht. Es war ihm bange und er träumte gleich am ersten Tage nach der Abreise: „er befinde sich in einer Kirche, in welcher er in eine Todtengruft hinabsteige, wo er auf Schädel und Gebeine trete.“ Als er erwachte sprach man von der Hochzeit; er aber bemerkte: „es ist noch nicht Hochzeit.“ Am zweiten Tage sah er seine Schwester in einer unbekannten Gegend die Hände verzweifelnd ringen. Am dritten sah er träumend sich selbst während eines schrecklichen Gewitters gleichfalls in einer ihm fremden Gegend. Er floh in ein Haus, wo er ein Sterbebette traf. Der Sterbende glich seinem künftigen Schwager. Am vierten Tage sah er sich in einer fremden Kirche einem Verstorbenen eine Leichenrede halten. — Kurze Zeit nach diesen Träumen kam die Schwester allein von ihrer Reise wieder zurück. Unterwegs war das Pferd scheu geworden, das Gefährt war umgestürzt, und der Bräutigam

durch den Sturz auf einen Stein getödtet worden. S. begleitete seine Schwester zur Beerdigung, und hielt dem Verunglückten eine Grabrede an dem Tage, der sein Hochzeittag hatte werden sollen. (S. 154.)

An einem Morgen frühe sah die Frau des Joseph M. zu Belmont im Traum ihren geliebten Pfarrer Oberlin im Steinthal, ohne zu wissen, daß er schwer krank war, vom Hals bis zu den Füßen mit gefalteten Händen bedeckt. Dies Gesicht ging in Erfüllung. Die ganze Gemeinde vereinigte sich im Gebet für ihn, und er genaß wieder. (7, 40.)

Als die Cholera 1831 in Berlin ausbrach, war man voll Angst in Brandenburg. Der Schullehrer Kr. aber sagte: „Ich sah im Traum ein Ungeheuer von Osten kommen bis in die Nähe von Brandenburg. Da machte es einen großen Sprung links und rechts. Brandenburg wird frei bleiben.“ So traf es pünktlich ein. (8, 88.)

Madame Senß, geborene Meinecke, von Brandenburg, träumte, sie gehe auf dem Rande eines Thurmes mit einem Kinde im Arm, voll Sorge, dasselbe stürze in die Tiefe. Zugleich sah sie gegenüber von sich auf demselben schmalen Thurmrande ihren Onkel stehen, der ihr sagte: „fürchte nichts für dein Kind! Du aber nimm dich in Acht: ich bin auch hinabgestürzt.“ Darauf sah sie sich am Fuße des Thurms bei einem Leichenzuge, in welchem viele ihrer Bekannten gingen, deren einer ihr sagte: ihr Onkel werde beerdigt. Nach kurzer Zeit ward sie guter Hoffnung, und der Onkel fing an zu kränkeln. Er starb, und in seinem Sarge sah sie jenes sein abgezehrtes Gesicht auf dem Thurme. Als das Kind ein Jahr alt war, wurde es krank, aber gerettet. Die Mutter dagegen leidet stark auf der Brust, und es ist zu fürchten, daß der Traum sich vollends erfüllt. (99.)

Der Graf von Modena, im Gefolge Monsieurs (Ludwigs XVIII.), träumte im Jahr 1788 alle Nacht von Blut, in dem er schwimme, von Todesstreichen, die ihm drohen, und denen er durch Flucht in den Norden entgehe, die aber den König und seine Familie treffen. Ludwig XVIII. sah er immer schwimmend auf dem Blutstrom,

von ihm selbst getrennt, und jeden an einem andern Gestade landend. — Es ist Thatsache, daß Graf von Modena während der Revolution in Rußland Schutz fand. (222.)

Madame S. träumte, sie befinde sich bei ihrer Schwägerin, während diese einen Fisch, dessen Kopf und Hals entstellt und zerfressen aussahen, schlachtete. Nach drei Tagen erkrankte ein Mädchen der Schwägerin, dessen Hals und Gesicht im Verlaufe der Krankheit durch Blasen und Eiterung ganz entstellt ward. Es starb nach wenigen Tagen. (10, 156.) — Merkwürdig ist, daß dieser Mad. S., welche ohne Zweifel obige Senß ist, ihre Todesahnungen meist unter dem Bilde von todten oder faulen Fischen zukamen. Als ihr Sohn einen Hieb in zwei Finger mit einem Beile erhielt, sah sie mehrere Tage vorher im Traume jenen symbolischen Fisch, der ihren Sohn gerade in jene zwei Finger gebissen hatte. — Auch die Seherin von Prevorst hatte einen ähnlichen Traum, in welchem ihr, als sie durch ein Wasser ging, eine Person ein faules Stück Fleisch anbot, was auf eine Fehlgeburt deutete, die in wenigen Tagen bei jener Person eintrat.

Mad. M. sah sich am 20. Febr. 1836 träumend in ihren Garten versetzt, wo es ihr däuchte, sie sehe mehrere Schneeglöckchen beisammen stehen, die sie, so war ihr, für Symbole ihrer Verwandten zu nehmen hatte, und in deren Mitte ein größeres, als die übrigen, ihren Schwager vorstellen sollte. Gerade dieses war sie im Begriff abzubrechen, um es noch im Zimmer zu haben; allein das Blümchen zerfiel und verschwand, bevor sie es ergreifen konnte. Im März wurde F. krank, zehrte allmälich ab, und starb im Juli. (164.)

Ich selbst schlief einmal Nachts im Bette lesend ein. Da träumte ich, eine Frauengestalt trete zu mir, ein brennendes Licht in einem Leuchter in der einen Hand haltend, während sie mit der andern, mich freundlich aber ernst anblickend, auf das Licht deutete. Ich erwachte, und sah mein Kopfkissen dem Lichte so nahe gerückt, daß eine leichte Bewegung dasselbe hätte in Flammen setzen können. — Ich nahm das für eine höhere Warnung, die mir in einem Bilde geworden, und verlöschte erschrocken aber dankend mein Licht.

Cicero erzählt: der Freund Alexanders des Großen, Ptolemäus, ward in einer Schlacht von einem vergifteten Pfeile verwundet, und war dem Tode nahe. Da träumte Alexander, es erscheine ihm eine Schlange mit einer Wurzel im Munde, und sage ihm, daß durch die Anwendung derselben sein Freund gerettet werden würde. Man wandte die Wurzel an, und P. ward gerettet. (Steinbeck, der Dichter ein Seher. S. 427.)

Unzer, der große Arzt, sah im Traume ein Haus, auf dessen Dache drei Schornsteine brannten, doch schlug nur aus dem mittelsten die helle Flamme. Er sagte im Schlafe so laut, daß seine Gattin es hörte: „Man soll nur diesen löschen; die beiden andern bringen keine Gefahr.“ Im gleichen Augenblick wurde am Hause geklopft, und U. in eine Familie gerufen, in welcher drei Kinder krank lagen, von denen eines denselben Vormittag starb. Die beiden andern genasen. (429.)

Horst führt in seiner Deuteroskopie folgenden Traum an: Eine Frau hatte ein Söhnchen von drei bis vier Jahren, das sie träumend gesund und lustig im Hofe springen sah. Plötzlich stürzte es hin, griff nach seinem blutigen Kopfe und verschwand aus ihren Augen. Nach sechs Wochen starb das Kind unvermuthet schnell. (Ebendas.)

Dieselbe Frau trägt im Traume ihr Kind auf dem Arm. Plötzlich fallen von seiner Stirne Blutstropfen, die sich im Fallen mit Fett mischen, das sich vom Leibe des Kindes löst, während es matt seinen Kopf auf ihre Schultern sinken läßt. — Nach einigen Wochen ließ das Kind sterbend seinen Kopf auf die Schultern der Mutter sinken. (429.)

Professor Mayer in Halle wurde zu einem kranken Studenten gerufen, der ihm sagte, er müsse sterben: er wisse das aus einem Traume, den er aufgezeichnet habe. Nach seinem wirklich bald darauf erfolgten Tode fand sich folgendes in einem versiegelten Papier: „Ich ging auf den hallischen Kirchhof, und las die Epitaphien. Eine derselben enthielt meinen eigenen Namen und Todestag. Nur das Jahr war undeutlich.“ — Der Traum ging buchstäblich in Erfüllung. (Ebendas.)

Consistorialrath Justi erzählt: „Als im Jahr 1812 unser neunjähriger Sohn schwer krank lag, führte ich im Traume einmal den Knaben an der Hand auf einer blühenden Aue. Er schritt freudig einher und sah mich lächelnd an. Wie? rief ich, du kannst wieder gehen? — Kaum hatte ich das gesagt, so riß sich der Knabe los, und eilte einem Palast zu, der in der Nähe stand. Ich wollte ihm nacheilen, konnte jedoch nicht. Er war mir entschwunden. Als ich diesen Traum meiner Gattin erzählte, that sie einen Schrei, und rief mit Thränen aus: „dasselbe habe ich in der gleichen Nacht auch geträumt.“ Das Dienstmädchen, welcher ihre Frau den Tranm vorher erzählt hatte, bestätigte das. Drei Tage nach dem Traum entschlief unser Liebling.“ (430.)

Osiander in Göttingen erzählt: „Im Jahr 1816 fuhr ein junger Gelehrter mit einer Gesellschaft über Land, der er unterwegs erzählte, er habe geträumt, er sey auf einem Kirchhofe mit seinem linken Bein in ein Grab versunken, und habe es nicht mehr hervorziehen können, weil es abgestorben gewesen sey. Unterwegs wollte er aussteigen, trat dabei in eine Fahrleise, und brach das linke Bein, das, obgleich zweckmäßig behandelt, nach mehreren Wochen Abscesse und Beinfraß bildete. Der Fuß mußte über dem Knie abgenommen und beerdigt werden. (431).

Zweite Traumklasse.

Das erste Gesicht.

Eine Dame sah ihren abwesenden Gemahl, einen Offizier, im Traume, verwundet unter einem Baume liegen. An seiner Seite stand ein Fremder, der ihm zu helfen suchte. Das Bild des letztern prägte sich ihr tief ein. Bald darauf kam die Nachricht, ihr Gemahl sey wirklich in derselben Zeit, da sie ihn im Traume gesehen, in einem Treffen geblieben. Nach einigen Jahren sah sie beim Heraustreten aus der Kirche jenen Mann, den sie an der Seite ihres Gatten gesehen hatte, und erkannte ihn plötzlich. Sie fiel in Ohnmacht, und erfuhr nachher von ihm, daß Alles sich wirklich so bei dem Tode des Gatten zugetragen habe, wie sie im

Traume gesehen hatte. (Göze, Natur, Leben und Menschenschicksal. 3. Bd.)

Im Jahr 1740 lag Kapitän Schubrik bei Charlestown, und hatte beinahe seine ganze Ladung zur Rückkehr nach England eingenommen, als sich plötzlich ein wüthender Orkan erhob, der die ganze Nacht dauerte. Des andern Tages vermißte man unter andern Schiffen auch Schubriks Fahrzeug. Einige glaubten, er sey mit Mann und Maus untergegangen; andere, er steure England zu. In der folgenden Nacht träumte die Frau eines Kaufmanns in Charlestown, in dessen Hause Schubrik sehr bekannt war, sein Schiff sey gescheitert, und er selbst schwimme auf dem Wrak in der offenen See umher. Des Morgens überredete sie ihren Mann, mit einem Schoner auszulaufen, und den Kapitain zu suchen. Er thats, kam jedoch Abends zurück, ohne den Verunglückten gefunden zu haben. In der zweiten Nacht hatte die Frau den gleichen Traum, nach welchem sie ihren Gatten zum zweitenmal bewog, den Vermißten aufzusuchen. Der Erfolg der zweiten Ausfahrt war jedoch ein gleich ungünstiger. In der dritten Nacht kehrte derselbe Traum gleich lebhaft zurück, und morgens bat sie zum dritten Mal, noch einen Versuch zu machen. Der Gatte, den Manche schon wegen der zwei ersten Fahrten, die er um der Träume seiner Frau willen gemacht hatte, verlacht hatten, wollte nicht, und erklärte, man werde ihn für einen vollkommenen Narren halten, wenn er so fortfahre. Endlich siegten doch die Bitten der Frau. Der Schoner suchte den ganzen Tag, und wollte eben wieder unverrichteter Dinge heimkehren, da gewahrte plötzlich die Mannschaft einen Gegenstand, der sich auf dem Wasser umhertrieb. Man segelte näher, und fand den Kapitain Schubrik nebst einem Matrosen auf dem Wrak. Beide brachte man wohlbehalten nach Charlestown. (Arch. VIII. 3, 107.)

Madame H. in Potsdam träumte, ihr geisteskranker Vater wolle sich erhängen. Sie erwachte mit Schrecken, und sah den Vater beschäftigt, eine Schlinge sich um den Hals zu legen.

Später träumte sie, sie sehe ihren Vater vom Rathhause herab ihr ein Lebewohl zurufen. Sie erwacht, stürzt fort, eilt

dem Rathhause zu, und in dem Augenblick, da sie desselben ansichtig wird, sieht sie ihren Vater herabstürzen, und zerschmettert vor ihren Füßen. (Bl. a. Pr. 8, 92.)

Eine Frau im Haag hatte eine Tochter in Westindien. Beide führten Tagebücher, um sich von Zeit zu Zeit ihre Schicksale bis ins Einzelnste mittheilen zu können. Beide zeichneten einen Traum auf, in welchem sie ein Schiff sahen, das mit einem Theil des Eigenthums der Tochter befrachtet war, und mit Mann und Maus unterging. Mutter und Tochter benachrichtigten sich gegenseitig von diesem gleichen Traum, den sie in derselben Nacht beide gehabt hatten. Erstere erhielt die Nachricht von ihrer Tochter, daß der Traum erfüllt sey, noch ehe ihr Schreiben an die Tochter, das diese von dem Traume der Mutter benachrichtigen sollte, in den Händen derselben seyn konnte. (Bl. a. Pa. 11, 125.)

Ein schottischer Landgeistlicher sah einst Nachts im Traume, während er gerade in Edinburg war, sein Haus in Flammen, und eines seiner Kinder in Gefahr. Rasch eilte er fort, und kaum hatte er die Stadt im Rücken, so sah er sein fernes Haus in Flammen, und kam gerade noch zeitig genug an, eines seiner Kinder aus denselben zu retten. (Ebendas. 12, 84.)

Herr B. hört im Traume eine Stimme, die ihm zuruft: „Gehe in deinen Hopfengarten: es sind Diebe dort!“ Er erwacht, achtet nicht darauf, schläft wieder ein und hört den gleichen Zuruf noch einmal. Er weckt seine Frau, die, nichts auf Träume haltend, ihm abwehrt, der Stimme zu folgen. Als er jedoch, zum dritten Mal eingeschlafen, dasselbe träumte, eilte er auf sein Gut, und kam gerade noch recht, die Diebe mit vollen Säcken davon eilen und sein Feld abgeleert zu sehen. (103.)

Frau N. aus Mainz sah während ihres Aufenthalts in Stuttgart einige Nächte hindurch in ihren Träumen viele aufgewühlte Särge und Gerippe, denen sie, wie ihr däuchte, die Haare kämmte. Als sie nach Hause kam, bemerkte sie, daß am Kirchhofe ihres Wohnorts (Diessenhof) gebaut wurde, und erfuhr, daß man deshalb einen Theil des Kirchhofs hatte abgraben, und die Gerippe anderswohin beerdigen müssen. Unter diesen waren auch die

Gebeine ihrer Schwester. Es ergab sich, daß die Ausgrabung in der gleichen Stunde stattgefunden, in welcher sie in Stuttgart von Särgen geträumt hatte. (Magikon 1, 94.)

Dritte Traumklasse.

Das Voraussschauen.

Adam Rogers, Gastwirth in Portlaw in Irland, träumte einst, er sehe auf einem Rasen am Dorfe zwei Männer, einen großen, starken und einen kleinen schwächlichen, und daß der Kleine den Großen morden wolle. Darüber erwachte er, und erzählte seinen Traum seiner Frau; später einigen Nachbarn und auch dem Prediger, dem er nach einigen Tagen aus Gelegenheit einer Jagd auch den Ort im Felde zeigte. Am Tage nach der Jagd wurde Rogers nicht wenig bestürzt, als er zwei Männer in sein Haus treten sah, die den im Traume gesehenen völlig ähnlich waren. Dem Traume widersprechend fürchtete er und seine Frau für den Kleinen, Namens Hikey, und riethen ihm ab, heute weiter zu reisen, zumal da sie Geld bei ihm gewahrten. Der Große aber, Caulfjeld, überredete ihn zur Weiterreise. Rogers Frau machte ihrem Manne Vorwürfe, daß er dieselbe nicht mit Gewalt gehindert habe. Sie hatte Recht: denn eine Stunde nachher ermordete Caulfjeld den Hikey. Man fand den Leichnam sogleich. Rogers erzählte seinen Traum, und Caulfjeld ward festgenommen. Bald gestand er sein Verbrechen, und ward hingerichtet. (A. VIII. 3, 109.) Die Irrung des Träumenden in den Personen war Folge des unvollkommenen Schauens, was öfters auch bei Somnambülen vorkommt.

Urbansky, ein Taglöhner in Weinsberg, träumte, es seyen ihm im Steinbruche, in welchem er arbeitete, durch einen Felsensturz die Füße abgeschlagen worden. Einige Tage darauf stürzte bei seinem Eintreten in den Steinbruch eine Felsenmasse herab, die ihn mit einigen andern Arbeitern erschlug. (Blätter a. Prevorst 4, 134.)

Mad. H. in Potsdam sah in einem Morgentraum ihre für todt gehaltene jüngere Schwester mit einem sechs- bis siebenjährigen

Kinde zu sich ins Zimmer treten. Diese war nach Rußland gekommen, und leichtsinnig gewesen; deswegen erschrack sie über die Erscheinung. Bald darauf trat eines Mittags dieselbe Schwester mit einem siebenjährigen Kinde auf die vorher angeschaute Weise zu ihr ins Zimmer. (Ebendas. 8, 92.)

Das Fräulein von Wedell träumte im Frühjahr 1832, ihre Mutter habe der Schlag gerührt. Am folgenden Tage traf das wirklich ein, und am neunten Tage darauf war sie todt. (86.)

Die Mutter des Gastwirths Meineke in Brandenburg sah wichtige Familienereignisse immer im Traum vorher. Einst träumte sie, ihr Gatte trage eines ihrer Kinder todt und triefend über den Hof. Bald darauf sah sie das Bild in der Wirklichkeit: ihr ältester Knabe war ertrunken, und der Vater trug ihn gerade so dem Hause zu. (95.)

Derselben träumte, der Kriegsrath K. besuche sie, und benachrichtige sie von der Untreue ihres Mannes. Einige Tage nachher traf dies pünktlich ein. (95.)

Ihre Schwiegertochter Auguste sah die künftigen Familienbegegnisse auch häufig im Traume voraus. Als Mädchen schon sah sie einmal träumend zwei junge Männer in neuen Gewändern die Straße heraufkommen, in ihr Haus treten, und ihr und ihrer Schwester Heirathsanträge machen. Dieser Traum gab den beiden Schwestern manchen Stoff zum Scherz. Nach sechs Monaten sah sie die Vorausschau bis ins Einzelnste erfüllt, und die Folge war eine Doppel-Verlobung. (97.) — Eben so sah sie den Tod ihres Kindes mit Bestimmtheit voraus (99.), bei welchen prophetischen Träumen das merkwürdigste ist, daß sie dieselben nie im tiefsten Schlafe, sondern immer in einem leichten Schlummer mit „halbem Bewußtseyn“ hatte, was wohl eine Art magnetischen Zustandes und unvollkommene Entwicklung des zweiten Gesichts war.

Am ersten April 1836 hatte Kaufmann G., der seit drei Monaten verheirathet war, ein Traumgesicht, das ihm andeutete, daß der Tag der Taufe des Kindes, auf welches er Hoffnung hatte, der gleiche Tag seyn werde, an welchem er Jahrs zuvor Hochzeit gehabt hatte. Er sah das Fest und viele Gäste. Da

trat eine Maske ins Zimmer, welche mehrere schöne Verse, die für das Fest paßten, recitirte. Er erwachte, und erinnerte sich der Schlußverse. Wieder eingeschlafen sah er eine zweite Maske, welche Verse deklamirte. So zum dritten und vierten Male. Jedesmal däuchte es ihn, er selbst sey die vierfach verkleidete Person. Ende Novembers gebar seine Frau. Die entfernten Verwandten schrieben, vor dem Anfang des Januar können sie nicht zur Taufe kommen. G. bestimmte daher den 4. Januar, den Hochzeitstag, hiezu, was allerdings nun absichtlich geschah. An diesem Tage waren viele Gäste versammelt: aber der ferne Bruder schien nicht Wort zu halten. Am Mittag des vierten war er noch nicht da. Plötzlich fuhr ein Wagen an, aus welchem drei Damen und ein Herr, alle maskirt, stiegen. Zwei derselben, kaum im Gesellschaftszimmer angekommen, deklamirten jede ein auf die Hochzeit sich beziehendes Gedicht, deren Schlußverse G. sogleich an seinen Traum erinnerten. Die dritte Dame recitirte Verse auf den Täufling, die er eben so erkannte. Die vierte Maske schloß mit einer rührenden poetischen Anrede an die Eltern, die ihm gleichfalls bekannt klang. Die vier Masken waren drei Schwägerinnen und sein Bruder, der die Gedichte gefertigt hatte. — Außerordentlich bleibt, daß G..s träumende Seele eine fremde poetische Arbeit wörtlich vorhersah, ehe sie gemacht war. Sie sah die Zukunft als gegebene Thatsache, wie zuweilen die Somnambülen, welche Aeußerungen voraussagen, welche bei bestimmten Veranlassungen von bestimmten Menschen werden gebraucht werden. (10, 157.)

Streithorst träumte von einer Gastpredigt zu seiner Präsentation für eine Predigerstelle in Halberstadt, er werde diese nicht erhalten. Im gleichen Traume aber übergab ihm ein Bote einen Brief, in welchem er die Worte las: „Gedenke des vierten Advents!" Kurze Zeit darauf kam ein Bote, ganz derselbe, den er im Traume gesehen, und brachte ihm mit einem Briefe die Vokation zu einer andern Stelle. Und das war am 4. Advent. (172.)

Wie die zukünftige, so stellt sich oft auch in solchen Träumen die vergangene, aber längst vergessene Thatsache in lebendig wiederkehrender Handlung bis ins Einzelne dar. — Dr. Abercrombie

erzählt, ein Freund von ihm, Kassier bei einem Banquier in Glasgow, sey auf dem Bureau von einem Menschen um Berichtigung einer sechs L. Note so ungestüm und hastig angegangen worden, daß er ihn, nur um seiner los zu werden, sogleich abgefertigt habe, während er andere, die vor ihm da gewesen seyen, habe warten lassen. Im Unwillen habe er den Posten einzutragen vergessen. Am Ende des Jahres habe es ihm in der Rechnung um sechs L. Sterling gefehlt, was ihn einige Tage beunruhigt habe. Einmal habe er sich nach langem Rechnen müde schlafen gelegt, da habe sich ihm jene Scene mit dem ungestümen Menschen im Traume abermals, ganz wie sie vorgegangen sey, vorgestellt. Als er erwacht sey, habe er so das Deficit leicht entdeckt. (12, 83.)

Vierte Traumklasse.

Die Divination.

Seckendorf hatte ein halbes Jahr vor seinem Tode folgendes merkwürdige Traumgesicht: „Am 26. April 1785 erschien mir im Traume ein Mann, der mir sagte, ich dürfe mir etwas von ihm ausbitten: er wolle mir nach meinem Gefallen meine Vergangenheit oder meine Zukunft vorstellen. Ich wählte das Erste, und nun gab mir der Mann einen Spiegel, in welchem ich die Scenen meines vergangenen Lebens, deren ich mir wachend nicht mehr bewußt war, in höchster Lebhaftigkeit erblickte. Ich sah mich als dreijähriges Kind, als Schulknaben u. s. f. Ich sah meine Geliebte, die ich in Italien zurückgelassen, im Bette liegend, mir winkend uud zurufend: „Wir müssen uns trennen, aber nicht lange." Bald sah ich sie unter den Verklärten und ich erwachte. Als ich wieder eingeschlafen war, gab mir derselbe Mann wieder einen Spiegel mit der Bemerkung: ich werde in demselben alle Menschen, die ich je näher gekannt habe, und noch einmal zu sehen wünsche, erblicken. So geschah es. Ich sah Todte und Lebendige der Reihe nach, nur mit dem Unterschied, daß die noch lebenden Glücklichen stehen blieben, und mich ansahen, die Unglücklichen aber mit der Hand vor den Augen schnell vorübereilten. Unter den letztern waren

Manche, deren Verhältnisse ich nicht genau kannte; spätere Erkundigungen bestätigten jedoch die Wahrheit des Gesichts! Die Verstorbenen trugen eine eigene, einförmige Kleidung, winkten aber alle freudig mit der Hand. Nur einige schwanden, mit der Hand vor den Augen, blitzschnell vorüber; jedoch erkannte ich sie." — Hier erwachte S. zum zweiten Mal. Frühe drei Uhr schlief er zum drittenmale ein, und verfertigte im Traum ein Gedicht über seinen Traum, das er zugleich komponirte. Als er erwachte, schrieb er Traum, Gedicht und Komposition nieder. (Steinbeck, S. 436.)

Der preussische Finanzrath v. Brenkendorf erzählt folgenden Traum von sich, der unter die höheren, divinatorischen zu stellen ist, weil er ein Vorschauen von weitumfassenden Ereignissen enthält, welches alle menschliche Kombination weit übersteigt. — Br. sagt: „Viele Jahre, ehe ich die Dessau'schen Dienste verließ, träumte ich, ich befinde mich in einer wüsten Gegend in großer Verlegenheit. Da trat ein Fremder zu mir, sprach mir Muth ein, und versicherte mich, daß mein Unternehmen gelingen und viele Menschen glücklich machen werde. Nach dem Erwachen blieb das Bild dieses Mannes lebhaft in meiner Erinnerung. Wieder eingeschlafen erblickte ich denselben Mann auf dem Sterbebette. Während ich Abschied von ihm nahm, sah ich viele Menschen in fremder Tracht, die mir, obgleich der Tod des Freundes (das war er nun) mich ergriff, viele Freude erregten. — Viele Jahre nach diesem höchst lebhaften und mir immer unvergeßlich gebliebenen Traum trat ich in König Friederichs Dienste, und sein erster Auftrag an mich war die Wiederherstellung von Pommern und Neumark. Die Gegend zwischen Küstrin und Driesen, ein zehn Meilen umfassender Distrikt, war durch den Krieg so zerstört, daß er einer Wüste glich. Hier entsank mir der Muth, und ich war im Begriff, den König um Zurücknahme des Auftrags zu bitten. Da kam ein Mann an meinen Wagen, den ich zu meinem hohen Erstaunen als den in jenem Traume gesehenen erkannte. Es war der Kriegsrath Beier von Driesen, der mir seine Dienste und Kenntnisse für mein Geschäft anbot, meine Zweifel zerstreute, und mir eine glückliche Beendigung meines Auftrags voraussagte.

Der Brief an den König blieb ungeschrieben; ich ging in Beiers Gedanken ein, und wir wurden Freunde. Mit seiner Hülfe gelang mir der schwierige Auftrag über Erwarten. Bald darauf wurde B. sehr krank, und als er am Tode war, ließ er mich zu sich rufen, und gab mir noch Nachrichten von bald zu hoffenden Kolonisten. Als B. verschieden war, trat ich traurig ans Fenster, und was sah' ich? — in demselben Augenblick zogen die Kolonisten in jener im Traume gesehenen fremden Tracht in den Ort ein. Es waren zwei Mennoniten-Gemeinden, welche von Polen herüber gezogen waren, und sich nachher als die fleißigsten und besten Kolonisten erwiesen. (Henning von den Träumen, S. 313.)

Der Vater des Predigers Gribel in Lübeck hatte eine Wunde am Finger, welche in Brand überging, weshalb die Aerzte die Amputation der Hand für nöthig erklärten. Noch schlief er vor der Operation. Da träumte er, eine helle Erscheinung habe ihm verkündigt, die Krankheit werde ohne Amputation nur die beiden ersten Gelenke des kranken Fingers von selbst abstoßen; die Hand jedoch werde etwas gekrümmt bleiben. Als die Aerzte am Morgen kamen, fanden sie den Finger so gebessert, daß der Traum wirklich in wörtliche Erfüllung ging. (Magik. 1, 91.)

Pfarrer Hartmann in Döffingen erzählt eine ganz ähnliche Divination von einer Frau aus seiner Gemeinde, der die Aerzte gleichfalls die Hand abnehmen wollten. Auch ihr wurde im Traum mitgetheilt, daß nur der Goldfinger zu amputiren sey. Man that wie sie sagte, und es ging glücklich. (92.)

H. war seit Monaten wassersüchtig, und schien rettungslos. Da träumte er einst, er sitze in Wittenberg am Tische eines heilkundigen Mannes, und lese aus einem Buche ein Recept gegen Wassersucht. Der Träumende las mit so lauter Stimme, daß sein Vater, der neben ihm schlief, erwachte, und ihm sein lautes Reden verwies. Der Sohn erwachte dadurch auch, erinnerte sich seines Traumes, und diktirte nun seinem Vater ein langes von ihm gesehenes Recept, das man sogleich bereitete und gebrauchte. Zum Erstaunen der Aerzte und zur Freude aller Freunde war der

Aufgegebene in vierzehn Tagen so gesund, daß er seinem Berufe wieder abwarten konnte. (Bl. a. Pr. 10, 175.)

Ein Arzt, der tiefbekümmert über die hoffnungslosen Leiden eines seiner Kranken einschlief, träumte, er lese in einem Buche ein Recept gegen dieselben. Nach dem Erwachen erinnerte er sich des Mittels, und half dadurch dem Kranken. Er erinnerte sich sogar noch der Seitenzahl des Buchs, wo er das Recept im Traume gelesen hatte. Nach einigen Jahren erst kam ein Buch im Drucke heraus, in welchem der Arzt auf der gleichen von ihm vorausgeschauten Seite das gleiche Recept las. (Bl. a. Pr. 8, 218.)

Fünfte Traumklasse.

Das Symbol.

Unter den symbolischen Traumbildern, die mir bekannt sind, zeichnen sich die des ehrwürdigen Pfarrers im Steinthale, Oberlins, aus, von welchen Schubert in seinen „Berichten eines Visionairs" mehrere anführt, uud welche hier die fünfte Klasse repräsentiren. Der Umstand, daß viele seiner Träume durch seine abgeschiedene Gattin ihm vorgehalten wurden, gibt einen weiteren Beleg für die hohe Stellung, welche denselben anzuweisen ist, indem gerade daraus, daß höhere Wesen noch auf diesem Wege sich kund thun, erhellt, daß die Ausdrucksweise in Bildern und Symbolen die ächte und reine Seelensprache ist.

Hier einige Träume Oberlins im Auszuge nach Schubert. S. 64 folg.

„Seit einigen Tagen, erzählt Oberlin, hatte ich wieder sehr schwer am Gemüthe gelitten; mein Herz war zerrissen und blutend. Die Quellen meines Elends waren aber alle im Innern: denn mein Körper war gesund. Ich hatte Gott gebeten, mir wahre Ostern, Auferstehung von meinen Sünden zu schenken. Da erschien mir nach einer erquickenden Nacht im Traum meine Gattin, und führte mich durch einen bedeckten Gang, wo ich ein schon halb geschlachtetes Lamm gewahr wurde, dessen Opferung nun vollends beendigt werden sollte." Das Geschäft völliger Selbstverleugnung, das Sichhingeben und Opfernlassen ohne Widerrede

bis aufs Aeußerste war es, was ihm hier nahe gelegt wurde. Halbes Hingeben taugt nichts.

In einem andern Traume sah er, nachdem er Gott sehnlich angefleht, ihn doch auch bald von der Welt zu nehmen, eine Mulde, welche von den Resten der vorigen Teige noch nicht gereinigt war, und in welcher, wenn das frische Brod nicht mißrathen sollte, ohne vorherige Reinigung des Geschirrs kein neuer Teig bereitet werden durfte. — Er fühlte, daß er von Allem, was weltlich und fleischlich war, noch nicht rein sey.

Die Nothwendigkeit demüthiger Selbstverleugnung zeigte ihm seine Gattin einmal in folgendem Bilde. Er sah sie im Begriff, einen Krug mit Wasser an einer Röhre zu füllen, während eine Schaar Frauen sich vor sie drängten, und sie nicht zum Brunnen kommen ließen. Bald darauf deutete sie gegen die Wand, wo sich ihm nun die Abbildung der Geschichte der Rebekka am Brunnen darstellte, welcher die Jungfrauen ehrerbietig Platz machten. Beide Gesichte bezogen sich sichtbar auf einander, und deuteten auf die Unfreundlichkeit der Abendländerinnen, so wie auf die demüthige Bescheidenheit der Morgenländerinnen. Es war ihm nach diesem Traume, als fordere ihn seine Gattin in diesen Bildern auf, Gott zu bitten, daß er i h r demüthige Sanftmuth und sanfte Demuth schenken wolle.

Ein anderesmal wurden ihm Gassen einer Stadt gezeigt, die von ihrem sehr tiefen Unflath größtentheils so gereinigt waren, daß die Fundamente der Häuser blos standen. „Ich begriff bei diesem Bilde, sagt Oberlin, ich sey nun zwar von vielen Unreinigkeiten gesäubert: aber nun müsse ich noch mit gegentheiligen Tugenden versehen werden, sonst würde das aufzuführende Gebäude am Fundamente Noth leiden."

Bei seinem heftigen Sehnen zu sterben, wurden ihm im Jahr 1784 Feuer und Wasser als unvereinbar vorgestellt, und bald darauf ein halb aufgeführtes Gebäude von Quadersteinen gezeigt, an welchem ein ihm bekannter geschickter Maurer, und zwar an einem in der Mitte der Mauer längst eingefügten Steine, häckelte. Das kam dem Seher widersinnig vor, ihm aber wurde

gesagt: so sey es, wenn man ohne fertig zu seyn ins Leben eingehen wolle: da müßte ja neuerdings an Einem gehobelt und gehäckelt werden.

„Im Januar des gleichen Jahres reiste ich, sagt Oberlin, einstmals im Traume auf einer finstern, unangenehmen, aber erstaunlich volkreichen Straße. War das nicht das finstere Todesthal? Eine Menge sah ich, die eilig dahin gingen, viele Andere saumselig, und eine große Reihe solcher, die daneben am Wege standen. Der Anblick der letztern machte mir etwas bange. Es waren neugierige Einwohner des Todesthales, welche die Ankommenden begafften." — Dieses Bild war eine ernste Lehre aus einem Blick in den Zustand nach dem Tode.

Am 20. März des Jahres 1784 wurde Oberlin bildlich vor Geiz, Zerstreuung und Prunk gewarnt, dagegen zu ernstem Streben nach der Wiedergeburt ermuntert. Er sah zwei junge Männer, die sich aus eitler Ruhmsucht wie durch Nadelöhren hatten drängen wollen. Sie waren erschöpft und voll Schweiß. Hiebei ward ihm gesagt: „können diese solche Anstrengungen um eines Schattenbildes willen machen, was solltest du nicht thun, um das wahre ewige Glück zu erlangen!"

Einst sah er sich im Traume in einem Tempel, in den er mit einiger Furcht und tiefer Ehrerbietung getreten war. Er war sehr groß und dunkel, doch konnte O. seine erhabene Pracht und majestätische Einfalt erkennen. Ein Sacristan trat auf ihn zu, und verwies ihm liebreich ernst sein Eintreten, das er nicht hätte wagen sollen. Beim Heraustreten aus dem Portal stand vor ihm im Wege eine Wiege mit acht sehr kleinen Kindern angefüllt. Die dabei sitzende Mutter sagte ihm auf Befragen: die Kinder seyen keine Zwillinge sondern nach einander ganz leicht geboren, schien jedoch verlegen darüber, daß noch keines gehen konnte. „Hiebei, sagt Oberlin, erkannte ich in meinem Innern: das geht dich an. So gehts, wenn man zu leicht und ohne Mühe durch die Geburten und Leiden durchreißen will. Da gebärt man nur unkräftige und unzeitige Kinder.

Später sah O. Blumenstöcke mit einem schwarzgrünen Muß,

wie Theriak, gefüllt. Das seyen, wurde ihm im Innern gesagt, die Produkte der Belletristen.

Im August 1784 sah er eine Stätte, die mit viel Moder bedeckt war. Man läutete zum Gebet. Während desselben entstand lautes Gelächter. Das junge Volk machte sich über einen unbekleideten Menschen lustig. „Plötzlich, fährt Oberlin fort, gewahrte ich, daß ich selbst auch nicht angekleidet war, und zog mich eilig zurück. Während des Zurückziehens flogen liebe Tauben mir nach, und umflatterten mich, als ob sie Speise von mir begehrten. Mir wurde die Auslegung: Mit meiner Heiligung und Reinigung bin ich noch weit zurück. Stürbe ich jetzt, so würde ich jetzt unbekleidet erscheinen, und zum Gespötte werden. Auch bedürfen meinen Unterricht noch Viele, die durch meinen Tod desselben beraubt wurden.

Am 30. August sah er im Traum starken Regen und die Luft mit Feuer vermengt. Dies deutete auf einige Tage schrecklicher Leiden im Innern, die unmittelbar darauf folgten.

Im August 1790, unmittelbar vor den ärgsten Gräueln der französischen Revolution, sah er im Traume einen Vampyr und Fleischfresser am Himmel, dessen Glanz von Abend gegen Morgen ging. Es deutete ihm blutige Zeiten an, die bekanntlich in schrecklicher Wirklichkeit eintraten.

Im März des Jahrs 1800 sah er, nachdem ihn kaum vorher der Maler B. erzürnt hatte, im Traume sich selbst unter dem Bilde eines zornigen Haushahns, dem der Kamm so aufgetrieben war, daß ein fressendes Uebel daraus entstand. — Von einer Erscheinung, die er von seiner verstorbenen Frau am 17. Dec. 1786 hatte, sagt Oberlin: „Wir empfingen einander mit herzlicher Feierlichkeit, mit inniger Freude und Freundschaft, aber mit sonst nie gewohnter gegenseitiger Ehrfurcht.“ — Dieses Benehmen seiner Gattin sollte ihm andeuten, daß in ihm das Fleisch noch lebe, das in ihr erstorben war.

Noch ein Bild aus Oberlins Tagebuch, das er schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution führte, und auf diese sich bezieht, mag die Reihe dieser interessanten Bilder schließen.

„Ich sah ein Stück Watte, wie vertieft und etwas eingesunken, und es hieß, so werde es dem größten Theil von Europa ergehen; wann aber, wurde nicht gesagt.“ Aehnliche Gesichte wiederholten sich ihm öfter vor dem Ausbruch der französischen Revolution. Z. B. „Ein Sterben und tiefe Noth zu Straßburg. Wann? Wie? weiß ich nicht.“ — Eben so wußte man im Steinthale lange vorher den Fall der Geistlichkeit in Frankreich voraus; man habe im Gesicht ganze Schaaren böser Geister mit furchtbarer Schnelligkeit durch die Luft schweben sehen, deren Zug gegen die Mitte Frankreichs hingekehrt war. (S. 85.)

Unter den vorstehenden symbolischen Darstellungen sind zwar auch mehrere einfache Bilder und Allegorien enthalten. Da sie jedoch zum Theil von jenen untrennbar sind und andern Theils beinahe durchaus entweder einen hohen geistigen Sinn oder eine Beziehung auf die höchste Bestimmung der Menschen oder das Schicksal ganzer Völker haben, so wollte ich sie am liebsten diesem Abschnitt einverleiben.

V. Die Sprache der Seele
in andern exaltirten Zuständen.

Je freier die Seele entweder für sich oder in Gemeinschaft mit dem Geiste vom Körper sich macht, um so weiter und klarer schaut sie nicht nur in Raum und Zeit, und um so intensiver zeigen sich alle ihre Kräfte, sondern um so bilderreicher wird auch ihre Ausdrucksweise. Dies beweist die Sprache der Seele in allen ihren gehobeneren Zuständen auch im Wachen. Schon die Rede der Leidenschaft und des begeisterten Dichters zeugen hiefür, was keiner Belege bedarf. Seltener zwar, aber wenn sie eintreten oft ohne Vergleichung merkwürdiger, sind diejenigen Befreiungen der Seele, welche zuweilen durch schwere Krankheiten und Wahnsinn veranlaßt werden, oder dem Sterben vorangehen, oder die Folge

von wirklichen Ekstasen, oder dem zweiten Gesicht zuzuschreiben sind. In allen diesen hier genannten Zuständen ist es bald das einfache Bild, bald die Allegorie, bald das Symbol, deren die Seele sich als ihrer Sprache bedient.

1. In Krankheiten.

Eine am Typhus kranke Frau hatte in ihren Delirien ein stehendes Bild, das sie immer begleitete. Sie sah sich nämlich immer von mehreren hellstrahlenden freundlichen Kindern umgeben, deren Nähe sie stärkte. Eines darunter aber war dunkel, und es erschien ihr als das Bild ihres Todes, wie die freundlichen — Ahnungen ihrer Genesung waren. Auf einmal war das dunkle Kind weg, die hellen wurden noch freundlicher, und von nun an versicherte sie, daß sie genesen werde, was auch geschah. Am gleichen Tage entschied sich die Krankheit günstig. — Hier kleidete offenbar die Seele das Leben und Sterben nach ihrer Weise in divinatorische Bilder ein. (Wolfart Jahrb. II. 2, 80.)

Fräulein von Brandt sah in einem heftigen Paroxismus des Veitstanzes plötzlich eine schwarze, unheilverkündende Krähe ins Zimmer fliegen, vor der sie, wie sie versicherte, sich nicht retten konnte, indem sie sie fortwährend umschwirre, und ihr etwas verkündigen zu wollen scheine. Diese Erscheinung erfolgte mit dem Paroxismus acht Tage lang täglich. Am neunten, als die Anfälle leichter wurden, fing der Anfall mit der Erscheinung einer weißen Taube an, welche einen Brief mit einem darin enthaltenen Verlobungsring im Schnabel trug. Gleich darauf erschien die Krähe mit einem schwarz gesiegelten Briefe. Am andern Morgen kam durch die Post ein Brief mit einer Verlobungskarte von einem Cousin und einige Stunden darauf die Nachricht von dem Tode ihrer Tante in Lohburg, von deren Krankheit sie nichts wußte. Von beiden Briefen, welche zwei verschiedene Posten am gleichen Tage brachten, konnte die Kranke unmöglich zuvor etwas wissen. (Bl. a. Pr. 8, 102.) — Der Wechsel der Vögel und der ihrer Farbe bei eintretender Genesung und vor Ankündigung erfreulicher

oder trauriger Begebenheiten, die Symbole des Rings und des schwarzen Siegels geben in dieser Vision neben dem richtigen Fernblick eine äußerst reine Seelenäußerung. — Als die Kranke später einen Rückfall in den Veitstanz bekam, hatte sie den Drang zu singen, und ihre Reden rhythmisch zu betonen. Dieser Drang artete zuletzt in förmliche Sing- und Reimwuth aus, so, daß sie die ihr erscheinenden Vögel und Schlangen und Teufel in lauter Reimen — ausschalt.

Madam Senß, eine schon im Wachen zu Visionen sehr geneigte Frau in Brandenburg, sah sich in der Hitze eines Anfalls des Wechselfiebers als kleines Kind in einer Lehmgrube liegend, und die Wartfrau händeringend daneben. Bald darauf sah sie sich, als größeres Kind, am Fuße des Bettes ihrer Mutter einen gewissen Spruch herbeten. Beides waren Thatsachen, von denen Madam S. nichts mehr wußte, von deren Wirklichkeit aber der Vater ihr die bestimmteste Versicherung gab. Ersterer Unfall war ihr wirklich in frühester Jugend begegnet. Letzteres that sie am Krankenbette der Mutter etwas später mit einem Spruche, den sie diese, als sie kaum sprechen konnte, gelehrt hatte. (109.) — In der Krankheit, in deren Folge die Seele freier ins Leben zurückschaute, stellten sich ihr nun wieder die vergessenen Thatsachen in lebendigen Bildern dar.

In einem Nervenfieber steigerte sich das Fernleben und Wirken Lord Byrons bis zu objektiver von Andern gewahr gewordener Projektion seines Bildes. Einige sahen in London sein Bild so deutlich und gewiß, daß eine Wette von hundert Guineen deshalb eingegangen wurde. — In der Zeit, da man ihn in London sah, lag er in Patras am Fieber krank. Byron selbst zweifelte nicht an der Wahrheit der Thatsache. (3, 161.)

Mit einem Geistlichen, dem Vater des Predigers Münnich in Brandenburg, redete in einem Nervenfieber eine Frau von ganz gewöhnlicher Bildung fortwährend in jambischen Versen. (Steinbek a. a. O. 532.) — Ein Beweis, daß in solchen Exaltationen die Seele nicht nur freier und gewandter die Sprache handhabt, sondern auch auf irgend eine Weise bemüht ist, ihre erhöhte plastische

Thätigkeit (hier in Bildung der Rede zu gebundener Form) kund zu geben.

Höchst merkwürdig ist die Vision Benvenuto Cellinis in einer Fieberphantasie, die in der von Goethe herausgegebenen Selbstbiographie Cellinis erzählt ist. Ich gebe die Erzählung nach Wolfart, der sie in seine Jahrbücher (II. 2, 80) aufgenommen hat. Diese geistig und leiblich überaus kräftige Natur war durch eine heftige Gemüthsaufregung, wobei, durch eine große Gefahr, Aerger, Zorn und Thatentrieb in Aufruhr kamen, von einem hitzigen Fieber befallen worden. Die folgende Erscheinung der Krankheitsgefahr oder des drohenden Todes in einem Bilde, das den vom Künstler oft abgebildeten Charon sichtbar bezeichnet, unterschied der Kranke hartnäckig vom Phantasiren, und scheint es auch noch in der Erzählung wie ein wirkliches Gespenst anzusehen, wovon sein Felix ihn befreite, wobei zugleich das tiefste magnetische Heilungsverhältniß sich auf eine merkwürdige Weise beurkundet. — „Indessen stand Felix — so erzählt Cellini — mein Geselle, mir auf alle Weise bei, und that für mich, was ein Mensch für den andern thun kann. — — Da ich nun so völlig bei mir war, kam ein schrecklicher Alter an mein Bette, der mich gewaltsam in seinen ungeheuern Kahn hineinreißen wollte; deswegen rief ich Felix, er solle zu mir treten und den abscheulichen Alten verjagen. — Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: Fort, alter Verräther! Du sollst mir mein Glück nicht rauben! — — Meiner Freunde Gegenwart diente mir zur höchsten Beruhigung; ich sprach ganz vernünftig mit ihnen, und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten verjagen. Herr Ludwig fragte mich, wie der Alte gestaltet sey, und während ich ihn beschrieb, nahm er mich beim Arm und riß mich in den schrecklichen Kahn. Kaum hatte ich ausgeredet, als ich in Ohnmacht fiel; mir schien, als ob mich der Alte wirklich in den Kahn werfe. — — Alsdann blieb ich in diesem Zustande, wie sie sagten, als ein Todter eine völlige Stunde. — — Drei lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte. — — Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief dem Felix, daß er mir sobald als möglich den lästigen Alten

wegjagen solle. Felix wollte zum Arzt laufen; ich aber sagte ihm, er solle bleiben; denn der Alte fürchte sich vor ihm, und mache sich fort. Felix näherte sich; ich berührte ihn, und mir schien, daß der rasende Alte sogleich sich entferne; deswegen bat ich den Knaben, bei mir zu bleiben. — — Auf diese Worte warf sich mir Felix um den Hals und sagte: er wünsche nichts, als daß ich lebe. Ich entgegnete ihm: Wenn du das willst, so halte mich fest, und schilt auf den Alten, der sich vor dir fürchtet. — Felix ging mir nicht von der Seite und allmählig wurde es besser mit mir. Der Alte war mir nicht mehr so beschwerlich; nur zuweilen sah ich ihn noch im Traume. Einmal träumte ich, der Alte komme mit Stricken und wolle mich binden; Felix jedoch, so däuchte mich, kam ihm zuvor, und traf ihn mit einem Beil. Der Alte floh und sagte: „Laß mich gehen; ich komme eine ganze Weile nicht wieder." — Diese in Cellinis Fieberphantasie von seiner Seele gebildete Allegorie ist äußerst bezeichnend und sprechend. Sie beweist nicht nur die Stärke des magnetischen Verhältnisses, das zwischen dem Kranken und seinem Diener Felix im Verlaufe der Krankheit sich gebildet hatte, sondern jedes Wort, jedes Bild, jeder Wechsel dieses lebendigen Gemäldes zeugt für die eigenthümliche Sprache, welche die Seele in ihren erhöhten Zuständen redet. — Die Gefahr des Todes war der Alte mit seinem Kahne; die Nähe derselben wird durch das Zudringen und Zugreifen desselben bezeichnet. Das Schmerzliche, Quälende, Beunruhigende derselben deuten die Titel an, welche der Alte erhält: schrecklicher, abscheulicher, lästiger, rasender Alter. Mit der äußersten Gefahr tritt eine länger dauernde Asphyxie ein. Dies war der kritische Moment, da in der Naturkraft über Leben und Tod entschieden wurde. Der Diener Felix repräsentirt die Genesung und die Hoffnung auf sie. Ohne Zweifel war seine jugendliche Lebenskraft bei der stark aufgeregten Empfänglichkeit des Kranken magnetisch heilsam einwirkend und die Krise fördernd. Dies, so wie die redliche Liebe des Knaben und seine Nähe, welche in Cellinis verlassener Lage auch wohlthuend für ihn waren, fühlte die ahnende Seele des Kranken, und bildete nun sogleich in ihrer Weise aus Felix den Helden,

der sich mit Charon messen und ihn in Furcht setzen konnte; d. h. mit andern Worten: es wurde besser, wenn Felix den Meister fest hielt und bei ihm blieb. — Zuletzt wird der Alte matt, ist nicht mehr beschwerlich, erscheint seltener und nur noch im Traum; d. h. die Gefahr vermindert sich immer mehr. Endlich entfernt er sich nach einem Kampf, welchen Felix mit einer bösen Magd, die den Herrn gerne todt gesehen hätte, durch Schläge, die er ihr gab, glücklich bestanden hat, den aber der Kranke auf Charon und Felix übertrug, gänzlich, doch nicht auf immer, sondern mit dem Versprechen, das die ahnende Seele mit den richtigen Worten bezeichnet: „eine Weile“ nicht wieder kommen zu wollen.

2. Im Wahnsinn.

Selbst im Wahnsinn gibt es nicht blos, was häufig ist, kürzere oder längere Perioden normaler Seelenthätigkeit, sondern sehr oft, in Folge enormer Nervensteigerung, Momente der Exaltation aller Seelenkräfte, oder einer einzigen besonders; ja selbst Augenblicke des Hellsehens und der Divination hat man an Wahnsinnigen beobachtet. Die Sprache der Seele in diesen Zuständen ist immer die ihr eigene des begeisterten Ausdrucks der unmittelbaren Anschauung oder des Bildes und des Symbols. In Irrenhäusern hört man nicht selten klingende Prosa, die reinste Sprache aus dem Munde des Ungebildeten, und selbst gereimte Verse in angenehmen, meist klagenden Melodien vorgetragen. Tasso dichtete in seinen tollsten Anfällen, eben so Lukrez und Baboeuf soll in seinen heftigsten Fieberdelirien seine besten Verse gemacht haben. (Steinb. 541.) — Wer sieht in diesen Unglücklichen nicht in solchen Zuständen die Erhebung des inneren Lebens über das Gemeine, Alltägliche und das Streben, die Fülle dessen, was ihre Seelen ergriffen hat, auf eine höhere der Seele entsprechendere Weise auszudrücken, als die conventionelle Rede es gestatten will?

Ein an periodischer Narrheit Leidender freute sich auf die Stunde, da seine Anfälle wiederkehrten, weil ihm da, wie er sagte, Alles, was er beginne, gelinge; weil er in diesem Zustande,

wessen er sonst unfähig war, in Versen ganz geläufig reden, lange Abschnitte aus lateinischen Classikern, die er längst vergessen, ohne Anstoß und mit Geschmack deklamiren konnte, und überhaupt sich glücklich fühlte.

Merkwürdig sind oft die Seherblicke der Wahnsinnigen, die sie bald als unmittelbare Anschauungen, bald symbolisch aussprechen.

Claus der Narr trat zu Weimar hastig in den Sitzungssaal des Geheimeraths und rief: „Da rathschlaget ihr wohl von großen Sachen: aber Niemand denkt wie man den Brand in Coburg löschen soll." Zur gleichen Zeit war eine große Feuersbrunst in Coburg, was man nachher erfuhr. (Steinbek 537.)

Nicetas Choniates erzählt im Leben des Isaak Angelus: „Als der Kaiser in Rodostes war, besuchte er einen Mann, Namens Basilakus, der im Rufe stand, die Zukunft zu kennen, bei allen vernünftigen Leuten aber für einen Narren galt. Basilakus empfing den Kaiser ohne alle Ehrenbezeugung und gab ihm auf seine Fragen keine Antworten. Dagegen trat er an des Kaisers Bild, das im Zimmer hing, kratzte ihm mit seinem Stabe die Augen aus und suchte ihm den Hut vom Kopfe zu schlagen. Der Kaiser verließ ihn für einen vollkommenen Narren. Nach kurzer Zeit jedoch empörten sich die Großen des Reichs gegen ihn und setzten seinen Bruder Alexis auf den Thron, der dem Isaak die Augen ausstechen ließ.

Daß der Mensch in seiner innersten Tiefe ein höheres unzerstörbares Eigenthum, einen Geist, besitzt, den auch der Wahnsinn nicht antastet, der unter den größten Verwirrungen der Seelenkräfte sein höheres Leben fortlebt, und in lichten Momenten und namentlich vor dem Sterben über die Verstimmung seines leiblichen Instruments erhaben sich zeigt, seine stets gleiche innere Harmonie kund gibt, ja selbst, trotz eines vieljährigen Wahnsinns des Wachsthums in sich, der Erhöhung seiner Kräfte und sogar der Veredlung des Sprachausdrucks fähig ist, davon gibt die Geschichte einer zwanzig Jahre lang wahnsinnig gewesenen Frau in der Ukermark, welche im November des Jahrs 1781 starb, einen merkwürdigen Beweis. In den einzelnen lichten Augenblicken ihres Zustandes

hatte man schon früher eine stille Ergebung in einen höheren Willen und fromme Fassung an ihr bemerkt. Vier Wochen vor ihrem Tode erwachte sie endlich aus ihrem langen Traume. Wer sie vor dieser Zeit gesehen und gekannt hatte, erkannte sie jetzt nicht mehr, so erhöht und erweitert waren ihre Geistes- und Seelenkräfte, so veredelt war auch ihre Sprache. Sie sprach die erhabensten Wahrheiten mit einer Klarheit und inneren Helle aus, wie man sie im gewöhnlichen Leben selten findet. Man drängte sich an ihr merkwürdiges Krankenbette und alle, welche sie sahen, gestanden, daß, wenn sie auch während der Zeit ihres Wahnsinns im Umgang der erleuchtetsten Menschen sich befunden hätte, ihre Erkenntnisse nicht höher und umfangreicher hätten werden können, als sie jetzt waren. (Steinbek 538.)

3. Vor dem Sterben.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, da die Seele, je mehr sie sich von den Banden des Leibes loswindet, desto freier ihre Thätigkeiten entfaltet, die kaum erwähnten Erscheinungen unmittelbar vor dem Sterben am entschiedensten und im höchsten Grade sich offenbaren müssen. Die Erfahrung bestätigt das auch. Vor dieser letzten großen Veränderung im Zeitleben tritt nämlich gar häufig ein dem magnetischen ähnliches Hellsehen und mit ihm jene charakteristische Verklärung des Angesichts ein, welche die Somnambülen besonders in den höchsten Graden auszeichnet. — Unleugbar ist der Zustand, der dem Sterben unmittelbar vorangeht, ein allmähliges Freiwerden des Geistes und der Seele vom Leiblichen und darum bereits ein theilweises Leben im Jenseits, womit ein tieferes Schauen in die Natur, ins Leben, in Zeit und Raum verbunden ist, und in welchem die Seele die ihrer Erhebung entsprechende, übrigens ihr eigenthümliche Sprache mit größerer Freiheit redet. — Es ist häufige Erfahrung, daß Sterbende Gegenstände schauen, für die sie keine Worte mehr haben, und unaussprechliche Harmonien vernehmen, daß aber auch in den letzten Augenblicken ihre Geistes- und Seelenkräfte in höchster Stärke noch

hervorbrechen und sie das, was sie zu sagen haben, mit dem innigsten Gefühl, in reiner begeisterter, ja zuweilen poetischer Rede mittheilen, welche mit reichen und entsprechenden Bildern geschmückt ist.

Louise Thomas, ein 17jähriges Mädchen zu Brandenburg, hatte einen auf ihren nahe bevorstehenden Tod sich beziehenden bedeutsamen Traum. Sie wurde wirklich bald darauf ernstlich krank, und schon das war sehr merkwürdig, daß sie während des versatilen Stadiums ihrer Krankheit nur rhythmisch und singend sprach. Als alles zur Besserung sich anschickte, beharrte sie auf ihrer Prophezeihung und sprach die Ueberzeugung von ihrem nahen Tode noch in Versen aus, der auch wirklich bald darauf erfolgte. Er wurde ihr, wie sie angab, von einem lichten, ihr erscheinenden Knaben durch ein Zettelchen verkündet, auf welchem auch die Todesstunde, Nachts eilf Uhr, verzeichnet gewesen sey. Die Voraussage traf wörtlich ein. (Bl. a. Pr. 8, 88.)

Herr H. von S., der als Privatmann in Weinsberg lebte, hatte geraume Zeit vor seinem Tode nur noch für Töne und Gerüche Sinn, lebte nur noch im Innern, und hatte die merkwürdigsten Anschauungen, die er bei vollem Bewußtseyn den Seinigen mittheilen konnte. Höhere Geister sah er um sich, die ihm Stärkung brachten, wenn er beim Anblick der Qualen der Verdammten, die er anschauen mußte, trostlos werden wollte. Eine weiße Taube brachte ihm einen Lorbeerkranz. — Einem am Bette sitzenden Freunde sagte er: „Ich sehe in dir ein blutendes Herz; es blutet unter Dornen.“ Seine Seligkeit jenseits concentrirte sich ihm unter dem Bilde einer „Gnadensonne,“ die er schauen durfte. — Seinen Tod sagte er mehrere Tage genau voraus. Während seiner mehrtägigen Leiden zeigte er die höchste Geisteskraft, sprach herrliche Gebete in immer begeisterter vielfach bildlicher Rede. Auch that er tiefe Blicke in die fernkünftigen Schicksale seiner Freunde, so wie in die verborgenen Beziehungen der Natur zum Menschenleben. Einmal sagte er Montags, nachdem er vorher seinen Tod auf acht Tage später bestimmt gehabt hatte: „Meine Zeit ist abgekürzt; der Mondwechsel ist eingetreten: es dauert nur noch bis Dienstag.“ (2, 106.)

Der Chemiker L. lag im Sterben und behauptete längere Zeit vor seinem Tode, er sey nicht zu Hause, sondern habe ein Zimmer bei einer Frau Hill beziehen müssen, was ihn sehr ängstete. Alles Ausreden half nichts; er sah die Frau Hill leibhaft vor sich, und war viel beschäftigt, sich aus ihrer Wohnung loszumachen. Niemand wollte eine Frau Hill kennen; dem Kranken selbst war sie unbekannt. Er starb und ward beerdigt. Neben seinem Grabe war auf einem Grabstein zu lesen: „Hier ruhet die wohledle Frau Anna Hill.“ (Mag. I. 95.) — Wer erkennt nicht in dieser höchst überraschenden Symbolisirung den reinsten Ausdruck der bildlichen Fernsicht der scheidenden Seele?

Die junge Schwärmerin Elisabethe, die Heilige, Landgräfin von Thüringen, brachte es durch Kasteiungen bis zu Ekstasen, in welchen sie ihren Todestag, den ein schöner Vogel in süßem Gesang ihr offenbarte, genau vorhersagte. Die Prophezeihung traf nach drei Tagen pünktlich ein. (214.)

Kurz vor seinem überraschend schnellen Tode hatte der jüngst verunglückte Geheimerath v. Uetzschneider folgende Trauervision. Er sah sich in einen hell erleuchteten Saal treten, in welchem mehrere ihm bekannte aber längst verstorbene Männer saßen. Ein Platz war noch frei. Als er fragen wollte, für wen derselbe bestimmt sey, erwachte er. (Mag. 1, 367.)

Steinbek behandelte eine arme fromme, übrigens völlig ungebildete Frau ärztlich, die sich längst nach dem Tode gesehnt hatte. Als man ihr einmal von der Möglichkeit der Wiederherstellung sagte, erwiederte sie mit mildem Lächeln leise und langsam:

Schon naht der Tag; ich höre Glocken läuten;
Die Seele muß sich im Gebet bereiten.
Schon fühl' ich, daß mein Auge sterbend bricht.
Halleluja! mir glänzt das lang ersehnte Licht.

In diesem Augenblick sah sich die Kranke, deren Seele bereits den Schwung der Sprache der ihrer Freiheit entgegen ringenden Psyche versuchte, in den Moment des Sterbens versetzt, der sich ihrem innern Auge abbildete. Am folgenden Tage, einem Sonntage,

starb sie um neun Uhr, als eben die Thurmglocken zur Kirche zu läuten begannen. (546.)

Pfarrer Kern in Hornhausen in Preußen wurde zu einem Sterbenden gerufen, der nach von ihm empfangenem heil. Abendmahl in Scheintod fiel. Als er wieder erwachte, erzählte er von den wunderbarsten Gesichten, die ihm in jenem Zustande geworden seyen, und wie er sein ganzes Leben und alle seine längst vergessenen Fehler vollkommen in einem Blicke übersehen, herrliche Töne gehört und unaussprechlichen Lichtglanz geschaut habe. — Hiebei, erzählt der Pfarrer, glänzte das Gesicht des vorher körperlich elend gewesenen Kranken wie das eines blühenden Jünglings. Alle seine Seelenkräfte waren gehoben, und seine Rede war nicht mehr die eines gemeinen Mannes, wie vorher, sondern kräftig, ausdrucksvoll und durchdringend, als ob er die Redekunst in der kurzen Zeit seiner Ohnmacht erlernt hätte. Statt daß ich vorher sein Lehrer und Tröster war, hörte ich nun wie ein Kind seine Reden mit Verwunderung an. (544.)

4. In der Ekstase.

Schon die gemeine narkotische Begeisterung, durch geistige Getränke und Gifte bewirkt, hebt die Seelenthätigkeiten und ihre Ausdrucksweise sehr häufig über das normale Maß empor. Weinbegeisterte sind oft zum Gesang, zu blühender, bildlicher, ja poetischer Redeweise aufgelegt und fähiger, als im normalen Zustande. Es hat große Dichter und Philosophen gegeben, welche sich, wie die Schamanen und Derwische, durch narkotische Getränke zu Visionen, durch Wein, Kaffee und Opium zu steigern gewohnt gewesen, und in diesen exaltirten Zuständen allerdings reicherer Produktionen und gewandterer Handhabung der höheren Sprachweise der Seele fähig geworden sind, als in nüchternen.

Auch bei sehr intensiver und angestrengter Richtung der Seelenkraft auf einen Gegenstand geschieht es zuweilen, daß besonders geniale Menschen auf Momente eines vorübergehenden Lichtblicks sich erfreuen, der die Folge einer augenblicklichen Erhebung der

Seele über ihre gewohnten leiblichen Schranken ist, in welchem ihnen hohe Ideen mit Leichtigkeit zuströmen, und herrliche Ideale vorschweben. Der Maler Johannes von Fiesole fiel während seiner künstlerischen Arbeiten zuweilen in solche Entzückungen und hatte in denselben ideale Anschauungen. Michael Angelo selbst sagte über ein von demselben gemaltes Bild der Maria: „So könnte kein Mensch ein Bild schaffen, ohne das Urbild gesehen zu haben.“ (Görres Mystik I. 155.) — Ein ähnliches Beispiel führte ich in den „Schutzgeistern“ von Mozart an. (S. 43.) —

In höheren Graden und in länger dauernden Perioden treten jedoch diese Erscheinungen auf, wenn der Körper durch allmählige Angewöhnung in strenger Ascese, oder durch dauernden Ueberreiz des Nervensystems, und die Seele in Folge lange fortgesetzter frommer Contemplationen zu Ekstasen vorbereitet worden sind. — Hieher gehören die Visionäre und Ekstatiker aller Formen, deren Offenbarungen oft sehr merkwürdig sind, welche bald in überraschenden Ferngesichten, bald in außerordentlichen Divinationen, bald in Mittheilungen höherer Anschauungen bestehen. Immer aber ist ihre Sprache die erhöhte und veredelte Bildersprache der Seele, indem sie nicht nur in der gewöhnlichen Redeweise reich erscheinen an Bildern und Allegorien, sondern oft längere Zeit, zumal in sehr erhöhten Zuständen einzig, vermittelst einfacher Bilder oder höchst bedeutsamer Symbole und Hieroglyphen sich aussprechen.

Höchst interessant sind die außerordentlichen Visionen des h. Xaverius, eines ekstatischen Jesuiten aus dem 17. Jahrhundert, welche Kieser aus Orlandini in seiner „Sphinx“ erzählt, deren historische Glaubwürdigkeit außer Zweifel ist und auch von Kieser anerkannt wird. Die Ekstasen dieses heiligen Mannes geben sich meistens in Anschauungen von Bildern, Ferngesichten in Zeit und Raum, symbolischen Vorstellungen, Selbstobjektivirungen, Divinationen u. dergl. kund. — Eines seiner merkwürdigsten Ferngesichte in einer Ekstase führe ich hier in kurzer Andeutung nach Kieser (I. 129) an. Es bezieht sich auf die Seeschlacht der Malakkaner mit der Flotte von Sumatra. Während der ganzen Zeit der Vorbereitung und Ausführung des auf sein Anrathen unternommenen Kriegszugs

gegen die Seeräuber befand sich Xaverius in einer Ekstase, in welcher er auf eine Entfernung von zweihundert portugiesischen Meilen im Augenblick der Schlacht derselben gleichsam beiwohnte. In derselben verkündigte er den Sieg der für die Sache Gottes Streitenden, sah vor dem Auslaufen der Flotte ein Schiff sinken und dasselbe durch ein anderes ersetzen, beschrieb die Umstände der Schlacht bis ins Einzelne, gab die Stunde derselben genau an, sah sich selbst mitten im Kampfe und verkündigte die Ankunft des Siegesboten auf einen bestimmten Tag, welche Divinationen alle vollkommen sich bestätigten.

Dr. Menzel gibt in den Bl. a. Pr. (6, 165) folgendes merkwürdige Beispiel einer Ekstatischen im Scheintode aus der Geschichte Clavigeros von Mexiko. Parzanzin, die Schwester des Montezuma, starb 1509. Ihr Bruder ließ sie nach einem prächtigen Leichenbegängnisse in einer unterirdischen Höhle des Gartens des Pallastes beisetzen, und die Oeffnung mit einem Steine zusetzen. Des folgenden Tages erwachte P. wieder, kehrte ins Leben zurück, und ließ ihrem Bruder melden, daß sie ihm Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Dieser kam voll Erstaunen zu ihr und hörte von ihr folgendes: „In meinem Todeszustande sah ich mich auf eine weite Ebene versetzt, die ich nicht übersehen konnte. In der Mitte gewahrte ich einen Weg, der sich weiterhin in viele Fußsteige theilte. Auf der einen Seite floß ein Strom mit fürchterlichem Geräusch. Ich wollte hinüberschwimmen; da ward ich eines schönen, in ein schneeweißes, blendendes Gewand gekleideten, Jünglings gewahr, der mich mit den Worten bei der Hand faßte: „Halt, es ist noch nicht Zeit; Gott liebt dich, ob du es gleich nicht weißt." Darauf führte er mich am Ufer hin, wo ich eine Menge Menschenschädel und Knochen bemerkte, und ängstliches Stöhnen vernahm. Auf dem Fluß sah ich einige große Schiffe, mit Menschen von fremder Farbe und Kleidung gefüllt. Sie waren schön und hatten Bärte, Fahnen, Helme. „Es ist Gottes Wille, sagte der Jüngling, daß du leben sollst und Zeuge seyn der großen Veränderungen, welche diesen Reichen bevorstehen. Das Stöhnen rührt von den Seelen deiner Vorfahren her, die ihre Sünden büßen. Die in den Schiffen

werden sich durch ihre Waffen zu Herren aller dieser Reiche machen. Mit ihnen wird auch die Kenntniß des einigen wahren Gottes kommen. Nach Beendigung des Krieges, und wenn das Bad, das von allen Sünden reinigt, bekannt gemacht seyn wird, sollst du es zuerst empfangen und andere dadurch zur Nachfolge reizen." — Nach dieser Rede verschwand der Jüngling und ich fand mich wieder lebendig, schob den Stein von der Höhle weg, und nun bin ich wieder unter den Menschen. — Montezuma war tief erschüttert über diese Mittheilung. Die Prinzessin lebte, wie man sagte, noch viele Jahre eingezogen. Sie war die Erste, welche 1524 zu Tlatlalolko getauft wurde. (Clavig. Gesch. teutsch, Leipz. 1789. S. 324 flg.)

Eines der stärksten Beispiele von religiöser Ekstase gibt uns in der neueren Zeit die bekannte Emmerich, die „Nonne von Dulmen," deren krankhafter Zustand in der Regel ein hochgesteigerter magnetischer war und auf seiner höchsten Spitze in religiöse Entzückung überzugehen pflegte. Obgleich aus ihrer Geschichte das von den Dogmen und Traditionen ihrer Kirche befangene Mädchen überall sich kund gibt, das manche bedeutende Irrthümer in seine Visionen verwoben hat, so bleibt sie, neben dem, daß sie als Mensch und Christin ein Muster war, in vielem Betracht eine der ausgezeichnetsten Ekstatischen. Ihre Hauptrichtung war Abtödtung ihrer selbst, um ihr Leben in der Liebe zum Herrn zu höchst möglicher Vollendung zu bringen. Bei diesem Geschäfte äußerer Abtödtung wurde sie schwach und endlich kränklich und bettlägerig, von welcher Zeit an sie außer Wasser und etwas Kirschensaft nichts mehr genoß. Endlich zeigten sich an ihr die bekannten Stigmen, welche auf die Wunden Jesu hindeuteten, an ihrem Kopfe und den Extremitäten, welche fort bluteten und notorisch nicht durch äußere Mittel oder Veranlassung entstanden waren, sondern ohne Zweifel als wohlerklärliche plastische Wirkungen des inneren auf den äußeren Menschen anzusehen sind. — Ihre Religiosität, namentlich ihre Liebe, war ausgezeichnet und musterhaft; ihre Gebete athmen die brünstigste Andacht und zeugen von der innigsten Verbindung ihres Herzens mit dem Herrn. Auch in die

verborgeneren Tiefen der Natur war ihr inneres Auge geöffnet. Ihre Sprache, gewöhnlich niederdeutsch (sie war eines Bauers Tochter), hob sich in der Ekstase zu höherer Reinheit. Sie selbst sagte von derselben: „Es wird mir Alles in Bildern gezeigt, welche Sprache mir auch viel wahrer, kürzer und deutlicher ist, als andere Explikationen, weil die Menschen doch auch Gestalten und keine Redensarten sind.“ Später: „In solchen Anschauungen wird Vieles vernommen, was nicht geschrieben steht, und man kann nur das Wenigste mit gewöhnlichen Worten wieder erzählen. Was dort so klar ist, daß man glaubt, es verstehe sich von selbst, kann man hier mit Worten nicht verständlich machen.“ — Ihre Visionen waren zahlreich und zum Theil sehr merkwürdig. Meistens bezogen sie sich auf die Kirche und ihr äußeres und inneres Leben, und hauptsächlich auf die heilige Geschichte, zu der sie (namentlich zur Passionsgeschichte) bis ins Einzelnste gehende erläuternde geschichtliche Supplemente gab, welche man von dem anerkannt reinen ekstatischen Zustande und dem truglosen, frommen Sinn der Seherin gerne glaubig hinnimmt, während man die eingeschlichenen erweislichen Irrthümer aus der evangelischen Geschichte berichtigt. Von Meyer sagt über ihre evangelisch-historischen Visionen in den Bl. a. Pr. (5, 161): „Es ist wie ein neues apokryphisches Evangelium, das den vorhandenen ächten in Hauptsachen nicht widerspricht, aber eine Menge Erklärungen und Zusätze liefert, welche theils erbaulich und schön, theils doch interessant sind, aber auch gegenüber die kluge Sparsamkeit der biblischen Evangeliumsweise bewundern lassen, die nur Heilsames und nur Körner der Weisheit zur Befruchtung ausgesucht und in Buchstaben versiegelt hat. Auch steigert sich das Leiden und besonders die körperliche Zerfleischung des Herrn bis ins Gräßliche, so daß E. mehr sinn- als ebenbildlich zu schauen scheint. Die verschiedenen Leidensscenen sind ein fortlaufendes Drama, dem nur der Dialog fehlt. Etwas Eigenes und scheinbar Willkürliches ist die Verflechtung bekannter Personen und Dinge aus der neu-testamentlichen Geschichte mit einander, und der neu- mit der alt-testamentlichen, diese mit symbolischem, jene meist ohne bedeutenderen Bezug. Auch hierin zeigt

sich Aehnlichkeit mit den willkürlichen Motiven der Dramaturgie." — Welcher Art die ihr in ihren Visionen geoffenbarten Zugaben zu der evangelischen Geschichte waren, mag aus folgenden wenigen Andeutungen erhellen. „Die dreißig Silberlinge, welche Judas als seinen Sündenlohn hinnahm, waren Silberbleche von der Gestalt einer Zunge, die, am halbrunden Ende durchlöchert, mit einem Ring zu einer Art Bündel zusammengefaßt waren," — Petrus und Johannes verkleideten sich zu Kanzleiboten, um in das Gerichtslokal Zutritt zu bekommen. — „Judas erhängte sich mit seinem Gürtel an einem Baum und als er hing (?), platzte (?) sein Leib." — „Pilatus gab seiner Gattin, die die Seherin Claudia Procle nennt, ein Pfand, daß er Jesum nicht verurtheilen wolle. Nach der Verurtheilung trennte sie sich von ihm und ward Christin." „Das Schmachkleid Jesu war ein weißer Baumwollensack, der in einer Kammer des Pförtners des Herodes lag. Mit Schwertern ward ein Loch in seinen Boden geschnitten, und derselbe Jesu dann über den Kopf geworfen." „Die Soldaten verkauften die Kleider Jesu an Christen, denen sie Heiligthümer waren." „Nach der Auferstehung erscheint Jesus als Gärtner mit Schaufel und Hut." — Aus diesen und vielen andern Zugaben der E. zu der Geschichte der Leiden des Herrn, welche ich übergehe, ist abzunehmen, wie manche derselben sehr problematisch bleiben muß, obgleich die Seherin deshalb durch vieles unbestreitbar Wahres geschaut und gesprochen hat, und immer eine höchst merkwürdige Erscheinung bleiben wird.

Eine ähnliche Erscheinung beobachtete man an der Friedrike Reinholdt, dem „wunderbaren Mädchen zu Johanngeorgenstadt" im Jahr 1820. Auch sie hatte Entzückungen, in welchen sie ihren Leib so legte, daß der Kopf nach Osten, die Füße nach Westen gekehrt waren, und Starrkrämpfe und Scheintod eintraten. Zuweilen schwor sie knieend im Gebet in diesen Zuständen völlige Weltentsagung, bat um Erleuchtung von oben, und predigte dann in reiner Sprache stundenlang dem zahlreich versammelten Volke Buße. Sie unterhielt sich mit Engeln, deren Namen sie angab, und die ihr himmlische Kleider und Kronen brachten. Auch sie

lebte in ihren Visionen in der Leidensgeschichte Jesu, die an ihr, wie ihr, wie sie sagte, geoffenbart worden war, sich wiederholen sollte. Die einzelnen Leiden sagte sie immer voraus? Am grünen Donnerstag wurden ihr von Jesu die Füße gewaschen, wobei sie die Bewegung machte, als ob sie ihre Füße in ein Gefäß stelle, die sie nach einer Weile, einen um den andern, zum Abtrocknen hinhielt. Hierauf begab sie sich zu stillen Leiden auf den Oelberg. Am Charfreitag begann die prophezeihte Kreuzigung selbst, welche von zwölf bis drei Uhr frühe dauerte. Unter schmerzlichen Mienen reichte sie, als ob sie auf einem Kreuze läge, einen Arm und Fuß um den andern zur Durchbohrung hin. Beim Empfang des Gallentranks verzog sich ihr Mund, als ob sie etwas Widerliches schmecke. Kurz vor drei Uhr rief sie: „Vater ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ „Es ist vollbracht!“ Mit dem Schlage Drei neigte sie das Haupt, worauf ihr Körper völlig blaß, kalt und so starr wurde, daß man kaum im Stande war, ihre Finger zu beugen und, wenn man den obern der über einander gelegten Füße aufhob, der untere auch mitging. Darauf folgte die Kreuzabnahme, wobei wieder die Arme und Füße, einer nach dem andern, sich lösten und der Umstand sehr merkwürdig war, daß, wie bei der Emmerich, die Hände und Füße, sowie die Seite hellrothe Male zeigten, welche bluteten. Nun lag sie drei Tage dem äußern Anblick nach wie todt bis zum Osterfeste frühe sechs Uhr. — In dieser Zwischenzeit ordnete die Obrigkeit eine Untersuchung an. Man hielt ihr den stärksten Salmiakgeist und andere flüchtige Geister unter die Nase; sie ward mit Nadeln gestochen, aber vergeblich. Sie war wirklich scheintodt. Mit dem Schlage sechs Uhr erwachte sie mit einigen Zuckungen und erhob sich. — Dieses interessante Phänomen war die Spitze ihres Krankheitszustandes: denn von diesem Tage an nahmen die Visionen an Zahl und Klarheit mehr und mehr ab, ohne daß jedoch die Krampfanfälle ausblieben. (Arch. f. thier. Magn. v. Eschenmayer VII. 1, 48 flg.)

Aehnliche Erscheinungen, welche die außerordentlichen plastischen Wirkungen der Phantasie selbst auf den Körper in ekstatischen Zuständen darthun, zeigten sich im Jahr 1817 auch an Maria von

Mörl zu Kaltern, ohnweit Botzer, welche ein ganzes Jahr die gleichen Stigmen an sich trug. Zur gleichen Zeit sah man dasselbe an einer Müllerstochter in dem Fleinser Thale gegen Trient zu, im Dorfe Cabriano, welche ein ganzes Jahr keine Nahrung nahm und die Wunden am Haupt, der Seite, den Händen und Füßen an sich hatte, wie die Nonne von Dülmen. (Briefl. Auszug in d. Bl. a. Pr. 7, 64.)

Mehr bekannt sind die Visionen der h. Hildegardis, der Jungfrau von Orleans und der h. Brigitte von Schweden. (Ueber die Anschauungen der beiden Erstern vergl. man die Schutzgeister S. 43.)

Noch führt Steinbek (S. 443.) den englischen Ekstatiker Blake an, der Maler, Kupferstecher, Dichter und Musiker war und Abends nach vollbrachtem Tagewerk in Visionen mit Heldengestalten der Vergangenheit, mit Genien und Dämonen in Person sich unterhielt und auf diesem Wege unter Anderem ein Gedicht von Milton erhalten haben wollte, das er Andern mittheilte. Noch sterbend sah er solche Gestalten, machte Gedichte, componirte sie, und sang sie ab.

Es ist auch in diesen Beispielen erkennbar, daß die Seele in ihren freieren Zuständen in Bildern, Symbolen und überhaupt in höheren, edleren Formen das auszudrücken strebt, was sie erfüllt, und wovon sie überfließt.

5. Im zweiten Gesicht.

Endlich ist unter den erhöhten Zuständen des inneren Menschen während des Wachens noch ein sehr merkwürdiger zu nennen, welcher die plastischen Kräfte der Seele wohl am auffallendsten darstellt. Ich meine das zweite Gesicht. Dieses Phänomen ist bekannt, und nichts anderes, als ein höheres Träumen im Wachen. Dem inneren Auge des Sehers des zweiten Gesichts, das besonders in Schottland heimisch ist, projiciren sich unwillkürlich Bilder meistens wie durch den Gesichtssinn, welche immer prophetischen Charakter haben. Solche Personen sehen der Zeit und dem Raum

nach oft sehr entfernte Thatsachen, Gegenstände und Ereignisse wie lebendig, wirklich und handelnd bis auf die einzelnsten Nebendinge und Umstände vor sich und es ist, als ob ein entferntes Stück Raum und Zeit wie ein vollständiges und lebendiges Gemälde vor ihnen aufgestellt wäre. Der Körper des Sehers gleicht in solchen Momenten dem der Somnambülen. Starr und unbeweglich verharrt er, bis das Gesicht vorüber ist, während dessen weder mit den nach oben gekehrten Augen noch mit den andern Sinnen außer der Vision irgend etwas wahrgenommen werden kann. Uebrigens haben die Seher die vollkommenste Erinnerung dessen, was sie geschaut haben, wenn das Bild vorüber ist.

Ich glaube, daß, was ich auch in den „Schutzgeistern" ausgeführt habe, zwei Arten des zweiten Gesichts zu unterscheiden sind, obgleich in beiden die Seele die gleiche, nämlich die reine Bildersprache redet. Die erste niedere Art begreift die Gesichte, welche durch eine der magnetischen ähnliche, in Folge von Krankheit oder tellurischer Einflüsse entstandene theilweise Befreiung der Seele vom Körper hervorgerufen werden, während die zweite höhere Eröffnungen macht, welche über den Horizont selbst der exaltirten menschlichen Seele reichen und nur von höheren Wesen ausgehen können. — Diese Unterscheidung ist jedoch für unsern Zweck nicht wesentlich, da in beiden Fällen die Ausdrucksweise der Seele dieselbe ist. — Höchst bemerkenswerth sind folgende dieses außerordentliche Phänomen auszeichnende Eigenthümlichkeiten: — Es ist erfahrungsmäßig, daß das Ergriffenwerden vom zweiten Gesicht für den Seher unwiderstehlich ist, daß, wenn es einmal eingetreten ist, auf bestimmte Anschauungen immer die gleichen Ereignisse folgen, und die Seele zu ihren Vorausschauungen constant bei allen Sehern immer höchst ähnlicher, ja meistens der gleichen Bilder und Symbole sich bedient und damit für das Naturgemäße und die Allgemeinheit ihrer Bildersprache einen starken Beweis liefert. — Tritt die Vision frühe Morgens ein, so erfüllt sie sich wenige Stunden darauf; wenn Mittags, so — noch denselben Tag; wenn Nachts, so — oft noch in derselben Nacht; wenn, nachdem die Lichter angezündet sind, so tritt die Erfüllung gewiß Nachts,

aber oft erst nach Monden und Jahren ein, je nach den verschiedenen Zeiten der Nacht, da das Gesicht sich gezeigt hat. — Ein Leichentuch um eine Person geschlagen, bedeutet ihren Tod. Umhüllt es sie nicht über die Mitte des Körpers, so erfolgt der Tod nicht innerhalb eines Jahres, oft erst einige Monate später. Reicht das Tuch höher, so stirbt der Gesehene in wenigen Tagen oder Stunden. — Ein Todtenkopf auf der Brust eines Menschen deutet auf eine schwere Krankheit; gekreuzte Gebeine unter dem Kopf eine tödtliche. — Steht ein Frauenzimmer zur Linken eines Mannes, so wird sie noch seine Frau; sind es mehrere, so ist immer die nächste die erste Gemeinte. — Einen Feuerfunken auf Jemandes Arm oder Brust fallen sehen, deutet auf den Tod eines Kindes in seinen Armen. — Es ist schon beobachtet worden, daß mehrere weit entfernt von einander wohnende Seher, die sich nicht kannten, zur gleichen Zeit das ganz gleiche Gesicht hatten. — Man hat schon versucht, durch absichtlich in den Weg gelegte Hindernisse die Erfüllung eines ausgesprochenen Gesichts zu hintertreiben: es ist jedoch noch nie gelungen und es war in solchen Fällen immer gerade, als ob auch die Hindernisse bei der Vision schon stillschweigend mit in Berechnung (sit venia verbo!) genommen worden wären, daß die reine Thatsache der Zukunft, wie sie nun einmal geschehen muß, geschaut wird.

Hier einige Belege für beide Arten des zweiten Gesichts. — Dorothea Schmidt, geb. Karrmann aus Göz bei Brandenburg, litt als ein Mädchen von achtzehn Jahren, an histerischen Beschwerden, unter welchen sich die Fähigkeit der Ahnungen und des zweiten Gesichts allmälich entwickelte, und endlich einen solchen Grad von Vollkommenheit erreichte, daß sie bis zu ihrem sieben und zwanzigsten Lebensjahre alle Todesfälle in Göz voraussah. In diesem Jahre verheurathete sie sich nach Whust bei Brandenburg und es ist bemerkenswerth, daß die Schwangerschaften keinen Einfluß auf ihre Sehergabe ausübten. Im sechs und vierzigsten Jahre verlor sie die menses und auch nach diesem Ereigniß blieb sie in ihrer Kraft. Die Vorschau geschieht bei S. in der Regel Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr. Da erwacht sie mit großer

Angst, die sie jedesmal ins Freie treibt, wo sie dann sogleich den Leichenzug sieht, mit dessen Anschauen sie ruhig wird und dann wieder sich zu Bette legt. Früher sah sie von ihrer Wohnung aus das Haus, von welchem der Zug ausging; später, am Eingange des Dorfs wohnend, konnte sie nur die Kirche und den Kirchhof übersehen. Sie weiß daher jetzt nicht mehr, aus welcher Familie der Todte ist, sondern nur, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts, ob er erwachsen, oder ein Kind ist. Die beiden ersten Fälle unterscheidet sie an der männlichen oder weiblichen Begleitung, den letzten daran, daß eine männliche Gestalt einen kleinen leuchtenden Sarg unter dem Arme trägt. Ehe Fr. S. die Natur dieser Erscheinung kannte, wollte sie, um sich zu überzeugen, ob nicht lebende Personen den Zug bildeten, ihm entgegentreten, aber immer befiel sie eine ungeheure Angst, je näher sie ihm kam und eine innere Gewalt zwang sie, ihm auszuweichen. War dagegen zufällig Jemand in seinem Wege, so wich der Zug aus. So sah sie, wie er schon von weitem dem Nachtwächter auf der Straße auswich. Einmal sah sie ihren Mann, der neben ihr stand, in einem solchen Leichenzuge. — In der Regel hat die S. ihr Gesicht acht Tage vor dem Eintreffen, obgleich auch Fälle vorkommen, da die Erfüllung erst nach Monaten geschieht. — Sie sieht nur Leichenzüge; andere Ereignisse, z. B. Feuersbrünste, nicht. Außer dem Ort hat sie nur von Verwandten diese Vorbilder. Noch im Jahr 1837 lebte diese Seherin in ungeschwächtem Besitz ihrer Gabe, war 55 Jahre alt und ganz gesund. — Ihre ledige Schwester war so eben entbunden worden, und bald darauf wieder schwanger geworden, worüber sie sich um der Mutter willen sehr ängstete. So oft nun die S. nach Göz kam und ihre Schwester sah, befiel sie jedesmal jene Angst, die ihren Visionen vorangeht, und ihrer Schwester Gesicht erschien ihr todtenblaß und verzerrt, doch nur auf Augenblicke. S. schloß darauf auf den baldigen Tod der Schwester, was sie der Mutter mit dem Beisatz sagte: was sie mit dieser Tochter abzumachen habe, solle sie bald thun. Einst befand sich S. in ihrer Kammer in Whust, da trat plötzlich ihre Schwester in ihrer alltäglichen Kleidung zu ihr herein. Sie sah so ganz natürlich aus,

daß sie sie anredete. Als sie jedoch keine Antwort erhielt und die Erscheinung schnell verschwand, glaubte sie, daß die Schwester todt sey. Am andern Tage kam die Nachricht von einer zu frühen, durch einen Fehltritt veranlaßten Geburt mit viel Blutverlust und zugleich die Kunde von ihrem Tode. — Ein anderesmal trieb sie ihre gewöhnliche Angst Nachts ins Freie. Indem sie durch das vordere Zimmer gehen wollte, sah sie an der Wand einen Sarg, um welchen viele Menschen standen, wie — um den Todten zu sehen. Das Gesicht des Todten konnte sie nicht sehen. Durch die Thüre erblickte sie auf dem Gang eine Menge sich drängender Menschen. Bald darauf war das Gesicht und die Angst weg. Nach wenigen Tagen fiel ihr neunzehnjähriger Sohn in der Scheuer durch die losen Sparren auf die Tenne herab und starb. Der Sarg konnte keinen Platz erhalten als den geschauten und vor der Beerdigung kam die ganze Dorfjugend, um den Jüngling noch einmal zu sehen. — Eine Selbstmörderin sah sie, was merkwürdig ist, ohne jenen den Sarg umhüllenden hellen Schein. — Als ihr zweiter, jüngerer Sohn starb, bezwang sie Nachts ihre Angst und den Trieb, hinaus zu gehen, weil sie den Leichenzug des eigenen Kindes nicht sehen wollte, dessen Tod sie voraussah. Tags darauf sah sie den Kopf desselben mit einem hellen Glanz umgeben, welcher noch zwei Stunden, bis zum Tode, zunahm. (Bl. a. Pr. 8, 67 folg.)

Als der nachmalige Dr. Blessig noch als Magister eine Predigt in Straßburg hielt, war die Geisterseherin Westermann eine seiner Zuhörerinnen. Nach der Predigt besuchte sie ihn und benachrichtigte ihn, daß ihm eine Krankheit bevorstehe, weil sie während der Predigt einen Todtenkopf auf seiner Brust gesehen habe. Die Voraussage traf pünktlich ein. Er reiste mit seiner Braut nach Paris und wurde dort sehr krank, kam jedoch genesen wieder. (7, 214.)

In Lindholm auf Fünen lebte vor mehreren Jahren ein Flurhirte, Bahesen, der die Gabe des zweiten Gesichts hatte. Dieser sah einst mehrere Morgen nach einander in aller Frühe einen Mann in den an seinem Hause liegenden Wassergraben stürzen. Die Person konnte er nicht erkennen, da sie ihm den Rücken zukehrte.

Wenige Tage darauf wollte er frühe auf's Feld, glitschte am Rande des Grabens aus, stürzte hinein und ertrank. Die Fußstapfen bezeugten die Art seines Sturzes. (Arch. VIII. 3, 77.)

Das Sichselbstsehen im Rücken, wenn das Gesicht den Seher selbst betrifft, ist auch sonst schon beobachtet worden. Eine Seherin auf den schottischen Inseln sah auch sich selbst — sich den Rücken zugekehrt, bis sie die Kleider verkehrt anzog. Da sah sie sich von vorne, starb aber auch bald darauf. (VI. 3, 116.)

Im Kirchspiele Riesum, auch auf Fünen, lebte ein ausgezeichneter Seher, Namens Wilmsen. Dieser sah einmal auf der Straße bei Nordriesum einen großen Leichenzng, bei welchem es ihm vorkam, als ob der Sarg sich spalte und dennoch vier Träger mit jeder Hälfte auf beiden Seiten des Weges gingen. Das konnte er sich nicht erklären. Nach Kurzem wurden zwei Personen zu gleicher Zeit beerdigt und hinter einander getragen. An der bezeichneten Stelle bogen die beiden Särge wegen einer dortigen großen Pfütze im Wege zu beiden Seiten aus. (VIII. 3, 76.)

Ein Seher in Klixbüll, der schiefhalsige Peter genannt, sagte einmal aus, in vierzehn Tagen werde ein Sturm aus Südwest kommen. Auf Befragen, woher er das wisse? sagte er: „Ich sah auf jene Zeit einen Leichenzug aus einem gewissen Hause kommen und dabei die Trauermäntel der Begleiter in dieser Richtung flattern. — Beides traf richtig in der bestimmten Zeit ein. (81.)

Paul Bredersen in Bramstedt, Amts Tondern, sah einen Leichenzug, wobei er im Gefolge sich selbst und den Wagen seines Nachbars Christian erblickte, welchen zwei Schimmel zogen. Er schloß daraus auf den Tod der alten Mutter des Letztern; die Schimmel jedoch konnte er sich nicht erklären, da kein einziger im Orte war. Nach drei Wochen starb wirklich die alte Frau und es wurden, da der Nachbar Braune hatte, diese vor den Leichenwagen gespannt. Bereits hatte der Zug begonnen, da stürzte plötzlich ein Pferd nieder, das einen Krankheitsanfall bekommen hatte und konnte für den Augenblick nicht weiter gebraucht werden. Eilig schickte man in das zunächst gelegene Dorf, wo gerade kein anderes Pferd, als zwei Schimmel disponibel waren, die nun den Sarg zogen. (84.)

Noch im Jahr 1821 lebte in Niebüll ein Seher, spottweise Boy Spuck genannt, der viele merkwürdige Gesichte hatte. Er war ein Glaser und setzte einstmals einem Mann, Namens Welfsen, einige Scheiben ein. Im Hause desselben sah er seine achtzehnjährige Tochter als Leiche im Zimmer, wo er arbeitete, und auf dem Heimwege beobachtete er ihren Leichenzug. Von seinem gehabten Gesicht erzählte er Mehreren. Welfsen, der Vater, erfuhr das, glaubte jedoch nicht daran, und wettete mit Spuck auf das Nichteintreffen seiner Aussage. Der Seher ging die Wette ein, wobei er noch das darein gab, daß eine bestimmte Anzahl Wagen in bestimmter Ordnung den Zug bilden werden. Auch müsse ein starker Wind wehen, fügte er bei, weil in seinem Gesicht die Späne beim Abnehmen des Sarges überall herumgeflogen seyen. Endlich gab er noch zu, der Sarg müsse sich beim Einsenken in die Erde so verschieben, daß er wieder heraufgezogen werden müsse. — Nach kurzer Zeit ging Alles wörtlich in Erfüllung und der Seher erhielt seine Wette bezahlt.

Madame Brand in Bernmünster hatte auch die Gabe des zweiten Gesichts, das sich jedoch immer nur auf das Absterben eines Chorherrn des dasigen Stifts einschränkte. Sollte nämlich ein Chorherr sterben, so sah sie am hellen Tage die Geistlichen alle zu ungewohnter Stunde in Prozession zur Kirche gehen. Derjenige, welcher die Reihe der Geistlichen schloß, starb gewiß innerhalb acht Tagen. Der Bruder der Seherin, Pfarrer in Schwarzenau, an der Grenze des Kantons Aargau, wurde einst auf eine erledigte Chorherrnstelle ernannt; sie jedoch sagte auf die Nachricht hievon: „Mein Bruder wird schwerlich aufziehen.“ Man wollte ihr nicht glauben, allein sie erwiederte: „Es ist eine traurige Gabe, die ich habe, sie hat mich jedoch noch niemals getäuscht.“ — Wenige Tage vor dem Aufzuge gab der Pfarrer seinen Collegen ein Abschiedsessen nnd hielt am gleichen Tage auch seine Abschiedspredigt. Am Schluß derselben fühlte er sich unwohl und er, der stets gesund gewesen war, war in drei Tagen todt. (Bl. a. Pr. 6, 175.)

Ein Cavalier zu Hannover ging in einer Allee spazieren und

sah von da aus dem churfürstlichen Schloß einen Leichenzug herunter kommen; zugleich hörte er alle Glocken der Stadt läuten. Verwundert begab er sich sogleich ins Schloß und fragte, wer beerdigt werde? Allein wo er fragte, da ward er ausgelacht. Nach sechs Tagen lief die Nachricht ein, der König Georg, aus dem Hause Hannover, sey an dem gleichen Tage und in derselben Stunde gestorben, da der Seher den Trauerzug gesehen hatte. (Steinbeck 441.)

The India Gazette in Calcutta vom dritten März 1830 enthält wörtlich folgende Stelle: „Sehr bedeutende Gerüchte sind in der Stadt in Umlauf, die von einem Seher des zweiten Gesichts herrühren sollen. Es heißt nämlich, der König von England sey todt und in Frankreich finde eine Revolution statt. Mit Unruhe sehen wir näheren Nachrichten entgegen.“ Hiebei ist zu bemerken, daß die Krankheit Georgs IV. in London erst am fünften April bekannt gemacht wurde und zur Zeit, wo das am dritten März in Indien angekommene Packetboot England verlies, noch nicht das leiseste Gerücht von einem Unwohlseyn des Köngs statt fand. Die Vorfälle in Paris dagegen konnten frühestens im November oder December 1830 nach Calcutta gelangen. (442.)

Mehrere andere interessante Beispiele des zweiten Gesichts habe ich in meinen Schutzgeistern (S. 505 flg.) aufgezeichnet.

VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Der Geist des Menschen ist göttlicher Natur. Nach seinem ihm eingebornen Wesen über der Seele stehend — will und sucht er für sich nur das Wahre und Gute, und sehnt sich erlöst zu seyn aus den Banden, welche die Leiblichkeit und die von ihr gewonnene Seele ihm drückend angelegt haben, mit welcher er eben darum in stetem Widerspruch steht, so lange sie nicht seine eigene Richtung nach oben, nach dem Heiligen und Göttlichen theilt. Sein

Wesen ist Freiheit, sein Erkennen unmittelbares Schauen, sein Ausdruck im Zeitleben das Wort, das aber nie das Geschaute vollkommen erschöpfend bezeichnet, weil er hiezu der Seele und sinnlicher Mittel und Rahmen bedarf und das Göttliche nur im Bilde, der Copie oder dem andeutenden Zeichen sinnlich erscheinen kann. Was er hat, hat er nicht aus sich, sondern aus der Quelle des Lichts, aus Gott. Doch vertraut er der aufs engste mit ihm verbundenen Seele das an, was er hat, und sie hat die Wahl, das Mitgetheilte für sich und im Sinn des Geistes zu verarbeiten. Seine Bestimmung ist, als Organ Gottes und sein Abbild, die Seele für sich und somit fürs Göttliche zu gewinnen. — Diese, die Seele, des Geistes unzertrennliche Begleiterin, ihrer Natur nach theils geistig, theils sinnlich, gehört mehr dem Zeitleben an, und bildet den Uebergang in das Leibliche. Ihr Erkennen ist ein mittelbares, bald von oben, dem Geist, bald von unten, dem sinnlichen Gebiete, erhaltenes. Ihre Kräfte sind daher ihrem Werth nach sehr verschieden. Die dem Geist zugekehrten (Gemüth, Phantasie, Vernunft) gehören ihren höheren, die der Sinnlichkeit näher liegenden (niederes Begehrungsvermögen, Einbildungskraft, Verstand) ihren niederen Ordnungen an. Alle diese Kräfte sind bestimmt, durch den Geist und seinen Einfluß erleuchtet und veredelt zu werden. Die höchsten Kräfte der Seele, das höhere Gefühl und die Phantasie bilden hiezu die Uebergänge. Vermittelst ihrer dringt die Seele in das Gebiet des Geistes ein, und bereichert sich in demselben mit seinen Gaben. — Der zur Herstellung der Individualität des Menschen im Zeitleben wesentlich nöthige dritte Faktor ist sein leiblicher Organismus, welcher die Wohnung des Geistes und der Seele bildet, mit welchem sie aufs innigste verbunden und durch welchen sie allein fähig sind, nach außen zu wirken. Da es die Bestimmung des Menschen ist, für das Reich des Geistes und der Natur zugleich zu leben, so bedarf es hiezu eines Punktes in seinem Wesen, in welchem beide Reiche sich reflektiren. Darum ist der leibliche Organismus von einem Lebensprinzip beseelt, das zwischen Geist und Materie, Freiheit und Nothwendigkeit in der Mitte steht. Dies ist das bildende Lebensprinzip,

der Nervengeist. Er ist der Diener der Seele, seinem Wesen nach geistleiblich, und wirkt somit in beide Gebiete ein. Er durchleuchtet den ganzen Organismus, ob er gleich am meisten ans Nervengebiet gebunden zu seyn scheint. In dieser Sphäre, der der Sensibilität, übt er seine positiven Funktionen. Hier ist auch der Uebergang für seine Thätigkeit ins Gebiet der Seele, wo er seine Bildungsfähigkeit vergeistigt, und in unendlich abwechselnden Formen offenbart. Er ergreift durch die Organe die Sinneseindrücke, bringt sie in die entsprechende Form, und reicht sie der Seele dar. Andererseits bedient sich seiner die Seele als plastischen Werkzeuges zu Aufbewahrung und Reproduzirung des von oben und unten Empfangenen. Ohne die Mithilfe des Nervengeistes wäre keine Seelenkraft im Stande, sich zu äußern. Selbst der Verstand, das Denken in seinen verschiedenen Formen, und noch mehr die höheren Vermögen der Seele, Phantasie und Gemüth, können, da auch die abstrakteste Vorstellung im Zeitleben nie ganz rein und an sich aufgefaßt werden kann, und die zuletzt erwähnten Seelenvermögen ohnehin ihrer plastischen Richtung nach von sinnlichen Beimischungen nie ganz frei sind, des Einflusses des bildenden Nervengeistes auch nicht entbehren. Jede auch an sich rein abstrakte Vorstellung, z. B. mathematische Proportionen und Zahlenverhältnisse, die höchsten Ideen selbst, die Vorstellung von Gott u. a. erhalten im Zeitleben stets eine bildliche, sinnliche Beigabe, welche, gerade weil das Uebersinnliche nicht an sich vom Geist erfaßt werden kann, gleichsam als — freilich dürftiges — Supplement, oder besser — als falsche Integration desselben sich beimischt. Es ist diese Operation nichts Anderes, als ein Nothbehelf der menschlichen Schwachheit und mehr ein Herabziehen des Geistes in die Sphäre des Sinnlichen, des Wesens in den Bereich der Unwesentlichkeit, als eine Integration desselben, und wiederum wohl mehr zum Zweck der Reproduktion der Vorstellungen nützlich. Es scheint diese Ansicht darum unverwerflich, weil die Seele auch von an sich rein geistigen Vorstellungen, von den Idealen und selbst der Gottheit Erinnerungszeichen durch den Nervengeist dem Gehirn eindrücken läßt, welche später reproduzirt werden können, woraus klar

folgt, daß der Nervengeist Bilder des Abstrakten in nuce, Hieroglyphen desselben erfindet, d. h. dasselbe versinnlicht. — Vor allen Seelenkräften aber sind es die Phantasie, die Einbildungskraft und das Gefühl, in deren Thätigkeit der Nervengeist am angenscheinlichsten sich offenbart. Er ist gleichsam die Zunge ihrer Sprache, der Pinsel ihrer Malereien. Im normalen, gesunden Wachen ist der Nervengeist an die Werkzeuge des leiblichen Organismus gebunden und verrichtet durch sie seine Funktionen auf die bekannte regelmäßige Weise. Es gibt jedoch Zustände, in welchen er losgebundener, freier wird, und seine Thätigkeiten auch in reicherer Fülle und Mannigfaltigkeit entwickeln kann. Dies ist der Fall in verschiedenen Krankheiten namentlich des Nervengebiets, und es ist schon aus dem Gesagten * klar, daß dieses Lebensprinzip, im Somnambulismus oder dem höchst gesteigerten Gefühlsleben des Menschen nicht nur überhaupt eine große Rolle spielen, sondern namentlich auf die Ausdrucksweise der Magnetischen oder ihre Sprache einen sehr bedeutenden Einfluß haben wird.

Das animalisch-*magnetische Leben* ist nicht blos eine Steigerung der psychischen Seite des Menschen, sondern gewissermaßen eine vollkommene Umkehrung der Lebensthätigkeiten. Das normale wache Leben ist ein centrifugales, nach außen gerichtetes, das somnambüle ein centripetales Einwärtsleben. — In allen drei Graden, welche man im Somnambulismus zu unterscheiden hat, ist diese Lebensumkehrung und mit ihr das Freiwerden des Nervengeists zu bemerken, der, los vom organischen Zwang des Leibes, zwar nicht unabhängig, sondern immer dem Zuge der Seele folgend und ihre Winke und Befehle beachtend, ungehindert von aller sonstigen Beschränkung, seinem eigenthümlichen, lebendigen Bildungstriebe folgt. Die Seele, mehr oder weniger selbst frei von den Fesseln des Körpers, lebt nun nach innen, concentrirt ihre Thätigkeit in sich selbst und erkennt so mit gesteigerter Anschauungs-

* Die weitere Ausführung über die Natur des Geistes, der Seele und ihrer Verbindung unter sich, so wie ihr Wechselverhältniß zum Körper und über den Nervengeist ist nachzulesen in meinen *Schutzgeistern* S. 20 flg. 563 fl.

kraft unmittelbar die äußere und innere Welt in sich und außer sich, ohne den langsamen Weg der Sinnenanschauung, des Begriffs und ihrer Vergleichung gehen zu müssen. Es ist ein Totalauffassen des Objektiven, das sich in ihr reflektirt, und ihres eigenen produktiven Wirkens, was ihr gegeben ist, und der Nervengeist ist es, dessen sie sich als sensorium commune für ihre Rezeptionen sowohl, als ihre freien Produktionen bedient. Die Gehirnfunktionen und mit ihnen die gewöhnliche Vorstellungsweise sind in den Hintergrund getreten; die Ganglienthätigkeit, der Repräsentant des Gefühlslebens, ersetzt sie, die Maaßstäbe des Raums und der Zeit sind bei Seite gelegt; das Auffassen ist nicht mehr ein successives und partielles, sondern ein unmittelbares, totales. — So entwickeln sich die wunderbar scheinenden Anschauungen und tieferen Naturerkenntnisse der Somnambülen schon im ersten Grade, welche das Nahe und Ferne in sich fassen und als Instinkt, als Ahnung im weitesten Sinn und als Sympathien, sich kund geben, während im zweiten Grade die ganze innere Fülle des Seelenlebens aus seiner Tiefe hervorbricht, in dessen Lichte sie sich selbst und ihre Kräfte anschaut, erkennt, vergleicht, verknüpft und die lebendigsten, reichsten und erhabensten Produktionen plastisch aus sich hervorbildet; und im dritten endlich der Geist seine zeitlichen Schranken überschreitet, Seele und Leib, wie die äußere Natur, in ihren tiefsten Tiefen erkennt, aber hinter sich läßt, und im unendlichen Kreise seines eigenen Reiches hohe, oft unaussprechliche Anschauungen erhält, selbst Divinationen ausspricht, in die Geheimnisse der höheren Welt eindringt, und in Verbindungen mit ihren Bewohnern tritt. (Ueber das Wesen der drei Grade des Lebensmagnetismus vergleiche man die Schutzg. S. 207 flg.)

Es ist zu erwarten, daß die Somnambülen in jedem der drei gedachten Stadien ihres Zustandes auch der jedem entsprechenden und in soferne verschiedenen Ausdrucksweise oder Sprache sich bedienen werden; und es ist auch nicht anders. — Im ersten, niedersten Grade, in welchem der magnetische Schlaf dem natürlichen noch näher steht, nur die Kräfte der Seele mehr gehoben und gesteigert erscheinen, ihr Auge jedoch noch mehr nach außen als

nach innen gerichtet ist, erhält die gewöhnliche, conventionelle Rede nur mehr Reinheit, Ausdruck, Schönheit und Wahrheit. Das Angesicht, das bereits eine gewisse Verklärung überstrahlt, redet in allen seinen Zügen oft schon jetzt mit, und begleitet und bekräftigt zuweilen die Worte mit überraschend entsprechenden Pantomimen; ein Beweis, daß schon im ersten Stadium das plastische Element der Seele freier thätig ist, obgleich nicht selten in ihn ein Strahl des zweiten hereinleuchtet, dem die letztgedachten Erscheinungen eigentlich angehören. In diesem Grade ist es mehr die Form, als der Inhalt, was über das Gewöhnliche sich erhebt, aber diese hat wohl auch einen hohen Werth. — Der zweite Grad redet die Sprache der Seele, also in plastischen Gestaltungen, in Zeichen, Bildern und Sinnbildern, welche in hoher Schönheit der Rede, in blühender Diktion, in edler, oft poetischer Form oder mit Gesang und sichtbarer Begeisterung unter den anpassendsten Mienen und Gebärden vorgetragen werden. — Im dritten Grade endlich redet der befreite Geist, entweder noch in Gemeinschaft mit der Seele, deren höhere Fakultäten er an sich zieht, und durch sie oder in ihrer Weise in hohen Symbolen, oder frei für sich, die seinem Ursprung eigene und ihm eingeborne Sprache des wesentlichen Worts, welches nun aufhört, bloße Form des Inhalts zu seyn und auch den Werth, das Wesen und die Eigenschaften der Dinge möglichst vollkommen in sich schließt. Er spricht die Ursprache des Menschengeschlechts, die Sprache der Geister, wobei es sich von selbst versteht, daß, da der dritte Grad die beiden ersten auch in sich begreift, und der Geist nur durch die Seele sich nach außen kund geben kann, immer das Wort auch zugleich Bild ist, und seine Anschauungen für die Seele oft völlig unaussprechlich seyn müssen, obgleich die ganze Kraft des Geistes und der Seele das innere Wesen der Dinge im Worte und Bilde zur Einheit zu bringen strebt.

So viel vorläufig und im Allgemeinen über die Sprache der Somnambülen. — Da es erfahrungsmäßig ist, daß die höheren Grade dieses Zustandes die niederen immer in sich einschließen, daß nur in Momenten oder kürzeren Perioden die reinen Erscheinungen

der einzelnen für sich bemerklich werden, und namentlich ins zweite Stadium bald das erste, bald das dritte hineinspielen, also auch die Ausdrucksweisen in dieser fortdauernden Fluktuation häufig wechseln, so möchte es eine kaum lösbare Aufgabe seyn, die Belege, welche ich für das oben Gesagte aus der Erfahrung nun beizulegen gedenke, aufsteigend nach den bekannten drei Graden des somnambülen Lebens zu beurtheilen. Ich schlage daher einen andern, gleichfalls zum Ziele führenden, Weg ein, auf welchem wir mit der Sprache des Somnambulismus, ohne genöthigt zu seyn, auf die einzelnen Stadien desselben allzu ängstliche und beschwerliche Rücksicht zu nehmen, völlig vertraut werden werden; wobei es uns dennoch unbenommen bleibt, jeden einzelnen Fall seiner betreffenden Rubrik unterzuordnen. — In den meisten Fällen des magnetischen Schlaflebens spielen die Seelenthätigkeiten die Hauptrolle. In den niederen Graden treten mehr ihre untern, in den höheren ihre geistigen Vermögen auf, überall aber redet sie die ihr eigenthümliche, verschiedenartige Bildersprache, während nur in seltenen Fällen der Geist, frei und selbstständig thätig, seine ihm eigene Wortsprache redet. Immer bedienen sich jedoch beide, wenn sie freier sind, jedes der ihm eigenthümlichen Formen und immer, selbst beim Gebrauche der conventionellen Sprachen leiht die Seele den Versuchen des Geistes, in ihnen sich auszudrücken, ihm die ihr eigenthümliche Hilfe in Ton, Rhythmus und Bildern.

Der Zustand des Somnambulismus involvirt in den verschiedenen Graden seines Innenlebens alle oben aufgeführten Erhebungsweisen der Seele über die gewöhnliche Norm im wachen Außenleben. Es werden daher auch die jenen Zuständen entsprechenden, verschiedenen Ausdrucksweisen in ihm, nur gesteigerter, sich wieder finden; wobei es sich von selbst versteht, daß die niederere Sprachform dem niederern magnetischen Grade, und umgekehrt die höhere, edlere Redeform dem höheren Stadium entspricht. — Wir vernehmen demnach in den verschiedenen magnetischen Zuständen die Sprache der Seele und des Geistes, des Wachens und des Traumes, der Phantasie und des Gemüths, der Poesie und Prosa, des Bildes und der unmittelbaren Rede, obgleich meistens das Element

der Seele, d. h. die Bildersprache in irgend einer Weise die Redeformen beherrscht.

Die vor allen andern zuerst sichtbare Zeugin für den erhöhten Zustand der Seele im Lebens-Magnetismus, so wie für ihr Streben, das, was sie erfüllt, zum Ausdruck zu bringen ist

1. Die Sprache des Körpers.

Wo im Wachen schon der innere Drang des Gefühlslebens gewaltiger sich entfaltet, spiegelt sein Ausdruck sich im Angesichte ab. Hohe Geistes- und Herzensbildung prägt sich immer unverkennbar in den Gesichtszügen ab. Heftigere Leidenschaften treten unwiderstehlich in sie hervor, und wo jede Maske fällt, im Sterben, zeigt sich immer der wahre Gehalt des Menschen im Angesicht. Selbst bei Blödsinnigen veredeln und verklären sich die Züge im Tode. In allen exaltirten Seelenzuständen treffen diese Erscheinungen mehr oder weniger zu. Wir müßten uns wundern, wenn der schlafwache Zustand eine Ausnahme machte. Aber es ist nicht so. — Schon im niedersten Grade des Somnambulismus spricht die Seele in lieblichen Formen die einfache Sprache der Natur. Im ersten Beginne des Schlafs erheitern sich die Züge des Angesichts, erhalten ein seelenvolles Gepräge, und bald selbst einen noch höheren geistigen Ausdruck, der, wenn das magnetische Bewußtseyn erwacht, und die Redefähigkeit errungen ist, sich noch erhöht, und tiefes Sinnen beurkundet. Selbst die im wachen Zustande völlig ungebildeten, ja rohen Individuen zeigen, wiewohl immer schwächer, als geistig gebildetere, diese Verklärung. Immer wird der Beobachter aus dem Angesicht jeder magnetisch Schlafenden die zarten Bilder der Liebe, der sanften Güte, des Friedens, der Seligkeit hervorleuchten sehen. Die Seele ist freier, ihr Leben prädominirend; alle Affektionen markiren sich daher in den Theilen der leiblichen Werkzeuge, über welche sie verfügen kann, stärker, kräftiger. — Dr. Meißner sagt von seiner Magnetischen einmal: „Ihre Gesichtszüge, welche im Wachen nichts weniger, als edel sind, erhielten im Schlaf etwas Ideales, in welches der Uebergang, obgleich vor

aller Augen sich bildend, unbegreiflich schien. Wenn ich sie so sah, war mirs klar, wie bildende Künstler Zustände, welche sie nie gesehen haben, mit ihrer Phantasie schaffen, festhalten und nachbilden. Die unbedeutenden Züge des Mädchens verschmolzen in das Bild einer verklärten Madonna.“ — Die Sprache, welche die Seele durch die stummen und doch beredten Züge des verklärten Angesichts redet, gleicht der stillen Bildersprache der Natur im höheren Styl, und weckt, wie diese, wenn sie uns im Anblick einer lachenden Gegend, des Sternenhimmels, des Auf- und Untergangs der Sonne und des Mondes Sehnsucht, Wonne, Frieden ins Herz gesprochen hat, ganz ähnliche Gefühle in uns, und wohl mag man die Verklärung des Angesichts der Magnetischen die Morgenröthe vor dem Aufgang der Sonne des höheren, inneren Lebens nennen.

Hat die Seele das magnetische Bewußtseyn und mit ihm die Rede gewonnen, so wird der Ausdruck des Angesichts noch regsamer und bedeutsamer, und die Sprache der Mimik und Pantomimik belebt in den natürlichsten Ausdrücken die Züge, welche bisher in stiller Ruhe geschlummert hatten. Nicht mehr das allgemeine Bild des erhöhten Seelenzustandes ist es nun, was aus ihnen spricht, sondern jede einzelne Seelenbewegung reflektirt sich in ihnen getreu, oft in der raschesten Aufeinanderfolge und den stärksten Gegensätzen. Jeder Wortausdruck wird durch den entsprechenden Charakter seines Inhalts in den Gesichtszügen verstärkt und belebt, und für jede Bewegung der Seele hat sie in ihrem Spiegel, dem Angesicht, eine eigene Muskelbeugung bereit, die der feinsten Abstufungen fähig ist. Es ist wirklich merkwürdig, wie treffend, wahr, ausgeprägt in solchen Momenten die Gesichtszüge der Magnetischen sind, mit welcher Lebendigkeit, Schnelligkeit und Beugsamkeit sie ihre Formen wechseln, wie rednerisch sie erscheinen, wie sie die leisesten Nüancen der Gemüthsbewegungen in mimischen Andeutungen eben sowohl verrathen, als sie den Sturm heftiger Affekte in höchster Natürlichkeit darstellen. Und ist die Rede einmal in lebendigem Strom, so ist es, als ob die Seele vollkommen heraustrete aus ihrer verborgenen Zelle in die Außenwerke ihres Wohnhauses; als wolle sie den ganzen leiblichen Organismus

erheben und veredeln, und ihre volle Persönlichkeit in seinen Formen und Bewegungen darstellen. Die Sprache der Pantomimik erwacht, und alle Beugungen, Richtungen und Bewegungen der einzelnen Glieder, die Aufeinanderfolge der erstern und die harmonische Stellung der letztern, ja die ganze Haltung des Körpers, — alles vereinigt sich, den Inhalt und Sinn der Rede in treffenden plastischen Darstellungen gleichsam zu hypostasiren.

2. Die Wortsprache der Somnambülen.

Die Sprache selbst, welche in den verschiedenen Stadien auch den ihnen entsprechenden Charakter erhält, ist zwar auch im Lebensmagnetismus, weil dem Menschen in allen seinen Zuständen kein anderes Ausdrucksmittel zu Gebot steht, immer die gewöhnliche Wortsprache. Wir haben jedoch bereits dargethan, daß diese eben sowohl fähig ist, die Art und den Ausdruck der Seele, als des Geistes anzunehmen, obgleich sie, als sehr beschränktes Ausdrucksmittel für Gegenstände aus höheren Gebieten, ihre bestimmten Grenzen selbst in höheren Zuständen, und noch viel früher im Wachen findet. Nur der höchste Grad des Schlafwachens, der der Ekstase, entspricht, redet zuweilen das, was in ihm vom Geiste geschaut wird, in einer neuen, fremden, geistigen Sprache, deren Worte das Geschaute nicht nur erschöpfen, sondern in sich selbst gleichsam darstellen, obwohl noch Vieles, was ihm in den höchsten Momenten des Schauens zu Theil wird, für das Zeitleben entweder ganz unaussprechlich bleibt, oder nur annähernd mit Worten oder Bildern dargestellt werden kann. — Dies sind jedoch die selteneren Fälle. Gewöhnlich sprechen die Somnambülen, aber nicht, weil sie so wollen, sondern, in Ermanglung der verloren gegangenen allgemeinen Menschensprache (Ursprache), müssen,

Die konventionelle Wortsprache.

Bei langsam sich entwickelndem Somnambulismus dauert es oft viele Tage, ja Wochen, bis das magnetische Bewußtseyn sich bildet; und nun erst versucht es die Seele, sich auszusprechen. —

Da es ganz neue, erweiterte, dem Geistigen sich annähernde Kreise sind, in welche sie sich auf einmal versetzt sieht, so wird es ihr anfangs oft schwer, die passenden Worte für ihre Anschauungen zu finden, woher es kommt, daß sehr viele Somnambülen nicht nur mit dem, was sie sagen, als ungenügend, nicht zufrieden sind, sondern in der ersten Zeit wie aufs Neue sprechen lernen müssen, wirklich mehrere vergebliche und unvollkommene Versuche zum Sprechen machen, und erst allmälich magnetische Redefertigkeit erhalten. Sind aber diese Hindernisse beseitigt, ist das magnetische Bewußtseyn wach, sind die Anschauungen klar, ist die Redefertigkeit errungen, so ergeht sich die Seele mit ungleich größerer Freiheit in ihren neuen Räumen, als sie das im Wachen vermochte, und erhebt die gewöhnliche Rede zu der dem höheren Inhalt derselben entsprechenden Würde.

Schon im wachen Zustande veredelt sich die Sprache, sobald die Bewegungen der Seele in stärkere Fluktuationen und höheren Schwung gerathen. Selbst den gemeinen Mann hören wir, wenn er ernst und gesammelt seyn will, die niederen Redensarten vermeiden, welche in der Zerstreuung ihm gewöhnlich sind. Die Sprache der Leidenschaft sogar ist auf einer gewissen Stufe korrekter, als die des ruhigen Alltaglebens, in welchem man sich und die Rede gehen läßt. Der begeisterte Redner spricht nie in glatten Formen und Provinzialismen. Ein wirklich Taubstummer in Jena, der, obgleich lange unterrichtet, nie deutliche Worte reden lernte, verkündigte in seiner letzten Krankheit, als seine Seele bereits freier war, seinen Tod mit so deutlichen Worten, wie er sie vorher nie hatte sprechen können. (Schubert Ans. v. Nchts. d. N. W. 354.) Wir können uns somit nicht wundern, wenn die Seele im schlafwachen Zustande, wo sie sich nicht erst zur Exaltation hinauf arbeiten, oder durch äußeren Impuls zur Begeisterung erhoben werden darf, sondern, von keiner Seite zerstreut, ganz versunken in ihr heimisches Element, mit voller Freiheit zum Geist sich erhebt, naturgemäß die veredelte Sprache der Begeisterung redet. Es ist auch nicht anders. Die Sprache aller Somnambulen ist edler, reiner, richtiger, bedeutsamer, ausdrucksvoller und schöner, als im wachen

Zustande. In der Regel sprechen die Schlafwachen langsam, leise und feierlich. Alles tragen sie mit ungewöhnlichem Ernst und Ausdruck vor; jede Aeußerung verräth tiefes, inniges Gefühl. Die Betonung ist immer richtig, die Stimme äußerst beugsam, vielsagend, wohlklingend und melodisch. Es entfaltet sich eine Klarheit der Gedankenanschauung und eine Ordnung in ihrer Aufeinanderreihung, welche oft Erstaunen erregt, wobei nie eine Verlegenheit über die Wahl der Worte zur Bezeichnung des Auszusprechenden bemerkt wird. Jedes Wort steht an seiner Stelle, jedes hat seine Bedeutung. Alle im Wachen vorhandenen äußeren und inneren Redehindernisse sind entfernt, und wir hören mit Lust, wie die sonst Stotternden, Blöden, im zusammenhängenden Sprechen völlig Ungeübten ohne Anstoß, frei, mit beflügelten Lippen, in lebendiger, edler Sprache, in abgerundeten Sätzen, und selbst in längeren Reden sich vernehmen lassen. Nehmen wir hiezu noch, was zu Erhöhung dieses Eindrucks die edeln, sprechenden Züge des Angesichts und die schöne pantomimische Haltung beitragen, so stellt sich uns in der That ein höchst seelenvolles Bild dar.

Wenn wir in einzelnen selteneren Fällen die Schlafwachen, statt ihrer in der Diktion veredelten Muttersprache nur einen andern korrupten Dialekt derselben, oder gar eine fremde Sprache gebrochen reden hören, so, daß z. B. eine Schwäbin den schweizerischen oder norddeutschen Dialekt, oder eine Deutsche, welche wachend gut französisch spricht, gebrochen deutsch und französisch redet; so halte ich das für eine Anomalie, die bald auf einer fixen Idee, bald auf dem individuellen Geschmack oder der Liebhaberei der Schlafwachen beruht, welche wachend die genannten fremden Formen gerne hört, und darum schlafend selbst anwendet. Indessen werden diese Verirrungen, ob sie gleich dennoch ein, wenn auch falsch gerichtetes Streben nach Sprachverschönerung beurkunden, in den höchsten Stadien des Schlafwachens niemals angetroffen.

Hier einige geschichtliche Belege zu diesem Abschnitt. Im Sommer 1837 behandelte ich ein erwachsenes Bauernmädchen von der schwäbischen Alb, welche an partieller Lähmung der Extremitäten litt, am magnetischen Baquet. Ihre gewöhnliche Sprachweise

war die des würtembergischen oberländischen Landvolks. War sie aber am Baquet eingeschlafen, so war es längere Zeit, als ob sie erst reden lernen müßte. Sie versuchte anfangs, ein Wort auszusprechen, was ihr jedoch nicht gelang. Sie brachte nur unartikulirte Töne hervor. Allmälich gelangen ihr Silben, die sie, wie um sich zu üben, oft wiederholte, bis sie endlich ganze Worte auszusprechen im Stande war.

In Savoyen, zu St. Jean de Maurienne sah der Verfasser von Ameliens Reise nach Aix einen Cretinen, der im gewöhnlichen wachen Zustande taubstumm war. Im schlafwachen dagegen, in welchen er zuweilen freiwillig fiel, redete er sehr bestimmt, deutlich und mit Geist.

Ein gemeines Hirtenmädchen im Delphinate, das weder schreiben noch lesen konnte, und nichts wußte, als das Vaterunser und den Glauben, fiel in magnetischen Schlaf, in welchem sie nicht nur sehr erbauliche Reden hielt, denen sie Schrifttexte unterlegte, und geistliche Lieder sang, welche ihr im wachen Zustande völlig unbekannt waren, sondern auch alles das, was ihr wachend völlig unmöglich gewesen wäre, im nettesten und schönsten Französischen aussprach. (Bl. a. Pr. I. 1, 114.)

Vor einigen Jahren magnetisirte ich ein fünfzehnjähriges Mädchen, die ganz ungebildete Tochter des hiesigen Metzgers Räsers, welche in Folge von gewaltsamen Hemmungen ihrer körperlichen Entwicklung wahnsinnig geworden war, in diesem Zustande die rohsten, wildesten, niedrigsten Reden ausstieß, und in den gemeinsten Provinzialismen sich ausdrückte. Kaum lag sie im magnetischen Schlafe, so wurde sie ruhig, ihre verzerrten Gesichtszüge erheiterten sich, und mit einer Art Feierlichkeit sprach sie langsam, halblaut und ernst in dem ihr auch im gesunden wachen Zustande völlig ungewohnten Hochdeutsch zu mir.

Die Erfahrung, daß die Rede der Schlafwachen in den Krisen sich veredelt, ist so konstant, so allgemein und bekannt, daß es überflüssig ist, weitere Belege für sie zu geben.

Zuweilen kommt es vor, daß Somnambüle nicht nur fremde lebende und todte Sprachen verstehen, sondern geläufig und rein in

denselben sich sogar ausdrücken. Ich halte es für eine Unmöglichkeit, in irgend einem, wenn auch noch so exaltirten Zustande in einer konventionellen Sprache geläufig und richtig sich auszudrücken, die man nicht erlernt, oder von der man noch nie ein Wort gehört hat, obgleich Magnetische, was daraus leicht erklärlich ist, daß sie die Gedanken der mit ihnen in Rapport gesetzten Personen erkennen, ihre Magnetiseurs in jeder beliebigen Sprache, der sie sich bedienen mögen, leicht verstehen. So verstand eine meiner Somnambülen den dogmatischen Ausdruck ἀποκατάστασις πάντων ganz richtig, weil sie die Gedanken des Fragenden sah, der den Ausdruck gebrauchte. — Dessen ungeachtet kann nicht geleugnet werden, daß die Somnambülen zuweilen Sprachen, welche sie wachend durchaus nicht verstehen, in der Krise richtig und rasch sprechen. In solchen Fällen sind immer Reminiscenzen vorauszusetzen, welche oft Jahre lang ruhen und im Hellsehen mit allerdings wunderbarer Klarheit wieder erwachen. Oft liegen in der Jugend gehörte und oft nur mechanisch aufgefaßte, auch scheinbar längst für die Erinnerung verlorne Worte im tiefen Seelenschatz, den diese im exaltirten Seelenzustande oft unerwartet wieder öffnet. — Hier einige Belege. Eine in London behandelte Somnambüle sprach in ihren Krisen geläufig hochschottisch. Alles erstaunte: aber später ergab sich, daß das Mädchen die zwei ersten Jahre ihres Lebens in Schottland zugebracht hatte. Wachend verwunderte sie sich selbst über ihre Sprachfertigkeit, da sie, wenn sie nicht schlief, ihre Jugendsprache völlig vergessen hatte. — Eine Kranke in Paris sprach in ihren Krisen nicht französisch, sondern ein verdorbenes Kreolisch. Sie war eine Kreolin, aber schon in den ersten Jahren ihres Lebens nach Frankreich gekommen und konnte wachend kein Wort mehr kreolisch sprechen. (Arch. II. 2, 152.)

Ein preußischer Geistlicher trat zu einem wahrscheinlich hellsehenden Bauer ein, der krank war, und hörte ihn griechisch und hebräisch beten. Nach der Genesung erklärte das der Bauer damit, daß er sagte, er habe als Knabe seinen Prediger oft griechisch und hebräisch beten gehört, ohne jedoch um das Behalten der Worte sich bekümmert zu haben. — Aehnliche Fälle sind in meinen „Schutzgeistern“ S. 445 und von Steinbek a. a. O. S. 462 angeführt.

3. Die poetische Sprache.

Wir haben oben bereits bemerkt, daß die Seele in erhöhten Zuständen nicht nur die Wortsprache reinigt und veredelt, sondern, zumal bei höherer Steigerung selbst rhythmisch gestaltet, und zur Dichterin wird. Schon im gewöhnlichen Leben stoßen wir zuweilen auf körperlich und seelisch feingebildete Gefühlsmenschen, oder religiös kontemplative Gemüthe auch in den gemeinen Ständen, welche bei Anregungen der Seele durch die Betrachtung von Gegenständen höherer Art, z. B. über Gott, Unsterblichkeit, Tod, Ewigkeit zu poetischer Begeisterung sich unwillkürlich hingerissen sehen. Namentlich letztere fließen dann über in andächtigen Gebeten, in welchen klingende Prosa vorherrscht, oder strömen ihnen Verse, selbst gereimte, in leichtem Flusse zu. Die Sprache der Begeisterung war von jeher die poetische. In ihr sind daher die Sprüche der alten Orakel abgefaßt, und es ist so selten nicht, daß Divinationen der Seele, z. B. im Traum diese Ausdrucksform haben, wie denn dem Melanchthon sein Tod in einem Sterbeliede, das er träumend sang, einem Domherrn in Werda am Rhein gleichfalls in Versen, die er träumte, sich ankündigte. — Ein Freund Schuberts, dem die Krankheit seiner Schwester völlig unbekannt war, stand in ihrer Todesnacht schlafend vom Lager auf, und schrieb unter Klagen und Seufzen etwas nieder. Am andern Morgen fand er zu seinem Schrecken auf dem Papier ein Gedicht auf den Tod seiner Schwester. (Schubert Ans. S. 354. 293.) — Nirgends jedoch findet sich die Erscheinung der poetischen Rede häufiger, als in den höheren Graden des Schlafwachens. Klingende Prosa, Jamben, selbst regelmäßig gereimte Verse sind hier gar nichts Seltenes. Insbesondere ist dies dann der Fall, wenn der Inhalt der Rede hohe geistige, zumal religiöse Gegenstände sind, obgleich in einzelnen Fällen selbst die gewöhnlichsten Dinge, z. B. ärztliche Verordnungen metrisch oder in Reimen vorgetragen werden. Letzteres scheint lächerlich: ist es aber nicht, wenn man bedenkt, daß dies nichts anderes ist, als ein Ausdruck theils der Gehobenheit der Seele überhaupt, theils des Gefühls derselben von der Unzulänglichkeit der konventionellen

Sprachen, und ein freilich unzureichendes Streben den unrichtigen konventionellen Ausdruck für das, was sie viel wahrer und vollkommener schaut, als die Sprache es bezeichnen kann, durch veredelte Form desselben der wahren inneren Anschauung wenigstens einigermaßen anzunähern. — Seltener, schon wegen des Wechsels und Ineinanderfließens der verschiedenen Grade des Schlafwachens, hält sich der poetische Charakter der Rede der Somnambülen auf längere Dauer. Nur wenige sind, die nicht anders, als rhythmisch sprechen; bei den meisten tritt die poetische Begeisterung nur in vorübergehenden exaltirten Perioden ein. Konstanter hält sich die klingende Prosa. Es ist ohne Zweifel — neben dem magnetischen Grade — die individuelle Lage, die Art der Nervenstimmung, wohl auch das Temperament der einzelnen Magnetischen, so wie die Stufe der Geistes- und Herzens-Bildung, auf der sie stehen, mit einem Wort die Subjektivität der Sprechenden bestimmend, wenn die eine in leichten Reimen, Sentenzen und epigrammatischer Form, die andere in feierlichem Pathos fortlaufender klingender Prosa zu sprechen vorzieht. Immer aber sind es nur die beiden höheren Stadien, in welchen die Sprache des Lebensmagnetismus poetische Form annimmt.

Die Beispiele für das Vorkommen der gehobenen Prosa im Schlafwachen sind äußerst zahlreich, und finden sich meistens theils in Gebeten, religiösen Reden und Betrachtungen, theils in pathetischen Anreden und Apostrophen.

N. O. in den Schutzgeistern gibt eines dafür, wie die Sprache der gewöhnlichen Prosa, durch den Schwung des Gebets gehoben, in die klingende Prosa hinübergleitet. S. 183 sagt sie nach einem heftigen körperlichen Kampf: „Dir sey Dank, himmlischer Vater; du hast mir überwinden helfen den schrecklichen Kampf. O Herr, dir ist Niemand gleich; groß ist dein Name. Ein Keim war ich noch: da sahen mich schon deine Augen. Du hast meine Glieder bereitet, mein Leben beschlossen und die Zahl meiner Tage nach deiner Weisheit abgemessen. Von meiner Kindheit an ging ich an deiner Vaterhand. Bis hieher hast du mich geleitet, und führst mich stündlich noch mit Lieb und Treue. Wer kann die

Liebesproben alle zählen, die deine Vaterliebe mir bewiesen, die weit an Zahl des Sandes Körner am Strand des Meeres übertreffen?" u. s. w.

Die junge Frau eines Uhrmachers aus Wilna, Ludovike Bärkmann, im Jahr 1815 nach einer Geburt seit Monaten furchtbar leidend an einer weißen Geschwulst der beiden Schenkel, lange vergeblich ärztlich behandelt, der Verzweiflung nahe, wird durch einen Schrecken über den Fall eines Kindes kataleptisch und idiosomnambüle. Von nun an betete sie Tag und Nacht, vertraute Gott, und wurde zuletzt katholisch. Der somnambüle Zustand kehrte täglich wieder, aber die Kräfte nahmen immer mehr ab, und der Tod schien nahe. Nun stellten sich Ekstasen ein, in welchen sie polnisch und italienisch, welche letztere Sprache sie wachend nicht sprach, jedoch viel hatte sprechen gehört, ihre Leiden poetisch besang. Dr. Nordhof nahm sich endlich der unglücklichen, von Quacksalbern Gequälten an, und rettete sie durch Magnetismus. Dieser ihr Arzt hat im Archiv (X. 2, 131) eine der Dichtungen derselben aus der Zeit ihres höchsten Jammers mitgetheilt, welche ein Psalm genannt zu werden verdient. Ich gebe hier einige Strophen nach Nordhofs Uebersetzung aus dem Polnischen:

„Höchster und erbarmender Gott!
Ach, hilf mir Armen!
O du Tröster der Leidenden,
Waffne mich mit Geduld!
Du allein bist meine Hoffnung!
O ihr meine Lieben!
Seht an meine Leiden,
Sehet, wie gering der Mensch zu achten,
Daß er kaum vom Staube verschieden ist.
Mögen aufhören zu leben, die sich lange des Lebens erfreut;
Aber ich Arme vertrockne in der Blüthe.
O großer, guter Gott,
Meine einzige Hoffnung!" u. s. w.

Eine sehr hochgebildete somnambüle Dame, Frau v. C., sprach in ihren Krisen wenig, aber alles erhielt eine veredelte Form. Meistens waren es poetische Sentenzen, die sie in der Regel

schriftlich aussprach, weil ihr das Reden schwer wurde. So sagte sie einmal ohne allen besondern äußern Anlaß im Hinblick auf ihren Zustand: „Wir weinen viel im Leben; auch meiner Thränen waren viele; doch steigen Engel oft herab, und trocknen solche Thränen ab." Ein anderesmal sagte sie kurz und abgebrochen: „Mein Mann, meine Kinder und dieser Schlaf sind die Rosen im Dornenkranze meines Lebens." Ebenso kurz und ohne äußere Veranlassung: „Wie mir einst seyn wird, wenn Alles Licht geworden!" Der Arzt fürchtete, ihre Phantasie steigere sich zu sehr. Das fühlte sie und sagte: „Das ganze Leben eines guten Menschen ist reine Poesie." Auf die prosaische Bitte desselben, ihm eine Beschreibung ihres magnetischen Zustandes zu geben, antwortete sie feierlich: „Stille, Ruhe; doch nicht jene, die der Oede gleicht; — eine Ruhe, die aus Fülle schweigt." In derselben Krise am Schluß dankt sie ihrem Arzt für den Schlaf jenes Tages mit den Worten: „Mein letztes Wort sey warmer Dank für diesen Trank aus Lethe." Am Schlusse einer andern gewöhnlichen Krise nimmt sie bis zur Zeit der nächsten vom Arzt mit den Worten Abschied: „Was ich zu sagen noch vermag, ist nur ein dankend Lebewohl!"

Baron v. Strombeck schrieb im Jahr 1813 von einer Idiosomnambülen, welche über Gegenstände des gemeinen Lebens in Prosa, über höhere, z. B. große Naturerscheinungen, die Geisterwelt, Gott u. s. f. immer in fünffüßigen Jamben sprach.

Auch oben erwähnte N. O. sprach oft, zumal betend, in Jamben.

So lange die Schlafwachen ihre Gefühle durch fremde, denselben ganz entsprechende Dichtungen auszudrücken vermögen, behelfen sie sich in ihren poetischen Ergüssen sehr oft mit Reminiscenzen. Wo jedoch diese nicht zureichen zum vollkommenen Ausdruck dessen, was sie erfüllt, da sind sie sogleich mit eigenen poetischen Produktionen selbst in gebundener Rede und Reimen gerüstet, welche ihnen so leicht fließen, als im Wachen oft die Konversationsreden nicht. Hiefür gab N. O. einige auffallende Belege namentlich in ihrer letzten Krise beim Abschied von ihrem Schutzgeist und von mir (Schutzg. S. 200) und etwas früher S. 184. Ich gebe hier von letzterer auch sehr schönen Dichtung als Beispiel einige Strophen:

Dich, treuer Vater, wollt' ich nicht verstehen,
Wenn du mit Ernst und Liebe mich geübt;
Ich wollte meine eignen Wege gehen,
Dein zartes Vaterherz hab' ich betrübt.
Ich habe übel, Herr, vor dir gethan,
Und doch nimmst du mich mit Erbarmen an.

Du sendest deinen guten Engel nieder,
Mich zu versichern deiner Vaterhuld,
Ob ich zu dir nicht wollte kehren wieder,
Mir Armen zu erlassen meine Schuld.
Du siehst mein Herz; ich schenk' es dir aufs neu;
Ich schwöre dir von nun an neue Treu'.

O sieh die Inbrunst meiner Herzensflamme,
Und blicke mich mit Gotterbarmen an.
Ich flieh' zu deines Sohnes Kreuzesstamme,
Der jedem Herzen Ruhe schenken kann.
Du weißt, wie felsenfest mein Vorsatz ist;
Ich weiß, daß du mein treuer Vater bist. u. s. w.

Diese drei Strophen, wie die beiden noch folgenden, welche sich auf ihr magnetisches Verhältniß bezogen, sprach sie so fließend weg, daß ich eilen mußte, sie ihr nachzuschreiben.

Amalie C., eine andere meiner Schlafwachen, lag einmal ruhig schlafend da. Auf einmal recitirte sie sehr schnell sprechend folgende Strophe:

„Hier lieg' ich gern im sanften, stillen Grab:
Denn über mir blüht meines Hirten Stab;
Der führt mich durch die dunkle Todespforte
Mit seinem kräftigen, allmächt'gen Worte."

Befragt über den Sinn dieser Verse sagte sie: „Ich dachte an meinen Tod: da machte ich diese Verse."

Die Seherin von Prevorst bleibt auch hier nicht zurück, sondern ist, wie überall, als Muster zu betrachten. Ich führe von vielen das an Theodor Körners Schwanengesang so lebhaft erinnernde kleine Gedicht von ihr an (I. 58):

Vater erhöre mich!
Erhöre mein Beten und Flehen!

Vater, ich rufe zu dir,
Lasse dein Kind nicht vergehen!
Sieh meinen Schmerz,
Meine Thränen,
Flöße mir Hoffnung ins Herz!
Stille mein Sehnen!
Vater, ich rufe zu dir.
Habe Erbarmen!
Nehme doch Etwas von mir,
Der Kranken, der Armen.
Vater, ich lasse dich nicht,
Wenn auch Krankheit und Schmerz mich verzehren.
Wenn ich des Frühlings Licht
Seh' nur im Uebel der Zähren,
Vater, ich lasse dich nicht!

Höchst merkwürdig ist das, auch von Steinbeck angeführte Beispiel (457), das er aus Dr. Ludwig von Voß „Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menschenleben" (S. 89) entlehnt. — Ein junger Mann verliebte sich in ein die Harfe anmuthig spielendes Mädchen. Aeußere Verhältnisse und zarte Scheu hielten ihn ab, ihr seine Neigung zu gestehen. Sein Beruf führte ihn nach London: aber seine Liebe begleitete ihn. Nach einigen Jahren kehrte er in günstigen äußeren Verhältnissen zurück, und war im Begriff, sich gegen seine Geliebte auszusprechen, da riß der Tod ihn überraschend schnell dahin. Nur einer Verwandten seiner Geliebten hatte er vor seinem Tode noch sein Geheimniß mitgetheilt. So erfuhr diese, ohne ihn je gesehen zu haben, wie heiß sie geliebt worden war. Vier Jahre nachher verheirathete sie sich, und dreißig Jahre später kam sie in Verbindung mit einer Familie, in deren Kreise eine Hellsehende war, welche nicht das Mindeste von diesen Vorgängen wußte. In einer Krise erblickte die Seherin auf einmal das Bild eines jungen Mannes in verklärter Gestalt, aus dessen Beschreibung die anwesende ehemalige Geliebte des Verstorbenen leicht sein Bild erkannte, das ihr von ihrer Verwandten geschildert worden war. Bald ward die Seherin von ihrer Anschauung ergriffen, und sie recitirte folgende Verse, in welchen der Genius redend eingeführt wird:

Tief ruhet im Innern der heimliche Keim,
Vom strahlenden Aether verhüllt;
Die Töne verklingen, hell leuchtet das Bild,
Das ewig die Seele erfüllt.
Und hab' ichs gefunden, so ist es auch mein
So schwinde dann Erde und Glück.
Der selige Traum, der das Leben erfüllt,
Er strahlt in der Lieblichen Blick.
Der trug mich hinauf zu den sonnigen Höh'n
Des ewigen Frühlings; so licht.
Die Flamme, sie zündet,
Die Jugend verschwindet:
So liebt dich ein Sterblicher nicht.
Auf ewig dein eigen!
O könnt' ichs dir zeigen,
Wie nah ich dir bin!
Muß schützend dich leiten
In Sturm und in Freuden
Durchs Leben dahin.
O laß oft erklingen
Die leuchtenden Töne
Der Harfe hienieden!
Ich bringe dir Frieden
Im himmlischen Kranz.
Wie Töne entbinden,
Wie Töne entzünden,
Das fühlst du so süß;
Den Menschen im Staube
Führt heilig der Glaube
Zum Lichtparadies.
Die Engel gezogen
Von lieblichen Wogen
Der Klänge, so mild,
Sie steigen hernieder,
Und jauchzende Lieder
Sie mischen den hellen
Befreundeten Ton.
Der Raum ist verschwunden,
Das Licht ist entbunden;
Die Luft — auch sie spürt
Das heilige Weh'n.

Sie dienet dem Klange,
Auf daß im Gesange
Sich selig die Geister
Mit Geistern versteh'n.

Im Jahr 1795 kam zum englischen Konsul Baldwin in Egypten ein reisender italienischer Improvisatore, der neben seiner Harfe ein Arzneikästchen mit sich führte. Der Küchenjunge des Konsuls, ein Araber, war krank, wurde vom Konsul magnetisirt, und verordnete sich in der Krise Agrimoniumzucker aus gedachtem Kästchen, den der Knabe mit verschlossenen Augen leicht unter den andern Arzneien herausfand. Nun wollte der Improvisatore selbst auch magnetisirt seyn, und nach zwei Minuten schlief der Italiener, spielte schlafend die Harfe schöner, als je wachend, und improvisirte im Schlafe zum Lobe des Magnetismus folgendes italienisches Gedicht (Arch. VIII. 2, 128.):

Dell anima
Quel che scrivesti oggi
Jo to vedo a volo
Ch'è il sistema solo
Della verità.

Tanto è ver che il mondo
Del tuo pensar divino
Ne seguira 'l destino
Per onorarti un di.

Pavagone
Misera filosofia
Se predicesti mai
Della bell' alma i rai.
La verità qualè;

Fra l'innocente sonno
Del magnetismo soave
Quel argomento grave
Ne spiegherò per tè.

Non d'ateista ò cinico
Il mio pensier non schersa
Nè l'opinion perversa
Leguirò di lor?

Diro sol che l'anima
È un eterna scintilla
Gran divina favilla
Dell ente suprem.

Questo gran ente e l'anima
Que d'operar non cessa
È la natura stessa
Che si concentra in sè.

Felice quel filosofo,
Che di giustizia ornato
Potra finir col fato
J suoi futuri di.

Allor vedrà in quel vacuo
Ove dal nullo uscio
A concentrarsi in dio
L'anima sua immortal.

4. Die Gesangsprache.

Nahe verwandt mit der poetischen Sprache ist schon durch Rhythmus und Bild die des Gesangs. Die Musik überhaupt, vorzugsweise aber der menschliche Gesang, ist ein gewaltiges Anregungsmittel für das Gefühlsleben der Seele. Alle Seiten desselben können durch sie afficirt, ja erschüttert werden, wofür schon das gewöhnliche Tagleben zahllose Belege bietet. Die Macht der furchtbarsten Seelenstürme bricht sich nicht selten an der Harmonie der Töne, und die heftigsten Leidenschaften lassen durch sie sich zügeln. Der Traurige wird erheitert durch freundliche Melodien, der Feige muthiger, wenn der Schlachtmarsch ertönt, und wer kennt nicht die sanften Gefühle, welche durch weiche melodische Akkorde im Herzen hervorgerufen werden? Durch Musik spricht die Seele alle ihre Stimmungen aus, lockt Thränen und Jubeltöne hervor, und sie ist mit einem Worte eine reiche, bildliche Sprachweise der Seele, wie es in ihrer Art auch die Sculptur und Malerei sind. Ebenso erfahrungsmäßig ist es, daß umgekehrt die bereits in einem höheren Zustande sich befindende Seele sehr gerne in Tönen, die mit ihren

Gefühlen harmoniren, sich ausspricht, und zur Musik, besonders zum Gesang, hingezogen wird. — Die glückliche Kinderwelt, in welcher die ahnenden Gefühle und die bunten Gestalten der Einbildungskraft eine so große Rolle spielen, tönet überall wieder von Jubel- und Freudenlauten; der Jüngling und die Jungfrau, in deren Leben das Gemüth und die Phantasie vorherrschen, drücken ihre idealen Bilder und Träume in die Form begeisterter Gesänge; die Andacht beflügelt ihre Schwingen im ernsten, feierlichen Gesang; der Liebe, der Sehnsucht sanftes, überfließendes Gefühl lauschet dem Gesang der Nachtigall, und antwortet ihren weichen Gesängen in klagenden oder seligen Melodien, während der Grimm und Zornmuth in dem Toben des Sturmes und dem Brüllen des Donners harmonischen Anklang findet. Ja selbst der vom Wein Begeisterte strömet von Liedern über. Es ist zu erwarten, daß dieser gewaltige Hebel der menschlichen Gefühle, die Musik, im Somnambulismus seine ganze Kraft offenbaren wird. Und es ist nicht anders. Die Somnambülen lieben nicht nur die Musik und werden durch dieselbe gehoben, sondern sie geben sehr oft nur einem inneren Drange nach, wenn sie selbst entweder auf einem Instrument oder in freien Gesängen ihre überwallenden Gefühle kund geben, und es ist merkwürdig, wie die Schlafwachen in solchen Fällen nicht nur mit ungewohnter Fertigkeit und Gewandtheit die Töne handhaben, sondern auch mit der entschiedensten Sicherheit die Tonarten wählen, und mit tiefem Gefühl namentlich ihre eigenen Schöpfungen der Tonkunst vortragen. Immer ist es, als spreche aus ihren Gesängen die ganze Seele, und stets drückt sich das Bild ihrer ganzen Stimmung, ihrer Lage, ihrer Leiden, ihrer Hoffnungen in ihnen aus. Oft sind ihre Gesänge nur zusammenhängende Töne ohne Wortbegleitung, und die klagenden Molltöne, der feierliche Choralton, die seligen Jubeltöne bezeugen es deutlich, ob sie ihre Leiden beklagen, oder in demüthiger Andacht versunken sind, oder frohe Dankhymnen zum Himmel schicken. — Ueber den Einfluß der Musik auf die Schlafwachen ist Näheres zu lesen in den Schutzg. S. 315 flg. — R. D. sang nie freiwillig, bat mich jedoch öfters in einem innern Drange nach Gesang, sie Harmonikatöne

hören zu lassen, um auf den Flügeln dieser Akkorde selbst zum Gesang erhoben zu werden. Da sang sie denn ohne Wortbegleitung auf die lieblichste Weise; nie band sie sich an den Zwang einer Melodie, ließ dem natürlichen Strom ihrer Gefühle den Lauf, und wenn sie den Tönen Worte unterlegte, so sang sie in freien Recitativen mit einer Innigkeit und einem so natürlichen Ausdruck der Empfindung, daß es nie zweifelhaft seyn konnte, welches die Gefühle seyen, die sie aussprechen wollte.

Obige Psalmdichterin in Wilna besang ihre namenlosen Leiden in einer oft wiederholten, rührenden Melodie, „welche durch Deklamation nach Art der italienischen Recitative öfters unterbrochen wurde, wobei sie das forte und piano richtig beobachtete, und die Arme in mäßiger, bedeutungsvoller und mit einer gewissen Würde verbundener Bewegung dem Gesang folgten." Die Melodie, welche im Archiv (X. 2, 134) auf Noten gegeben ist, muß bei ihrer Kürze, da sie oft wiederholt worden ist, monoton gelautet haben; der musikalische Gedanke selbst aber spricht unverkennbar etwas Wehmüthiges, Klagendes, Melancholisches aus. — Später, als sie Aussicht auf Genesung hatte, und die bestimmte Hoffnung derselben ihr in Visionen gegeben war, drückte sie diese in einer heiterern, rascheren Melodie aus A im $^2/_4$ Takt aus, während der erstere Gesang aus D im $^4/_4$ Takte langsamer vorgetragen wurde.

Madame Petersen, die Somnambüle Bendes in Odensee, welche in ihren Krisen viele früher erlernte geistliche Gesänge absang, hatte einmal in einem tieferen Schlafe ein zweites Gesicht, das ihr einen Leichenzug vorstellte. Sie war in demselben so ganz lebendige Theilnehmerin dieser Handlung, daß sie das Sterbelied vom Hause durch die Straßen bis zum Grabe auf dem Kirchhofe mit heller Stimme begleitete, und an den Stellen zwischen hinein ruhte, an welchen der Zug stille hielt, und der Gesang schwieg. Diese Stellen gab sie genau und speziell an.

Bei der Exaltation der Seele bis zur Höhe des zweiten Gesichts wird ein solcher Gesang dem Seher zuweilen wie aufgedrungen: er muß singen, wie R. O., wenn ich sie Musik hören lies. So lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in

der Stadt Schleswig ein Nachtwächter, der die Gabe des zweiten Gesichts hatte, in welchem er Leichenzüge sah, und ihre Gesänge vernahm. Begegnete ihm ein solcher Nachts auf der Straße, so sang er laut das Sterbelied mit. Die Bewohner des Stadtviertels, in welchem er angestellt war, beschwerten sich darüber; es war ihnen unheimlich, in ihrem Nachtwächter einen Todespropheten zu haben, der immer so sicher und so öffentlich die Sterbefälle zum voraus sah und absang. Man drohte ihm mit Absetzung, wenn er seine Gesänge nicht einstellte. Er that es nicht, sondern erklärte: er könne in solchen Fällen nicht anders, er müsse singen. Nun machte man ihn zum Thurmwächter: aber auch hier setzte er die Gesänge fort, sobald sich ihm in der Stadt, auf dem Thurme oder dem Kirchhofe ein Leichenzug zeigte. Diese Beispiele, welche noch sehr vermehrt werden könnten, bezeugen, daß die Musik und namentlich der Gesang nicht nur ein Steigerungsmittel des somnambülen Zustandes sind, sondern auch zu den besondern Ausdrucksformen desselben gehören. Diese Sprache ist eine der reinsten und natürlichsten Ausdrucksweisen der Gefühle, und steht der Ursprache sehr nahe. Sie ist diejenige Sprache, welche mit Tönen malt. Ihre Bilder sind ebenso lebendig, als die Wortsprache, nicht minder ausdrucksvoll, als die des Pinsels. Sie bildet mit Recht den Uebergang zur eigentlichen Bildersprache der Seele im Somnambulismus.

5. Die Bildersprache.

Die Welt ist ein Bild ihres Schöpfers. Alles, was in die Erscheinung tritt, trägt in seiner Form den Typus seines Ursprungs und höheren Inhalts. So ist das in die Erscheinung tretende Wort die Form, das Bild des Inhalts des Gedankens, den es ausdrückt. Alle Sprache ist somit im weitesten Sinn Bildersprache. Schon im gemeinen wachen Zustande fügt die Seele dem Inhalt ihrer Reden die verschiedenartigsten Bilder bei, und selbst die gemeine Rede der Konversation verschmäht Metaphern, Gleichnisse und Allegorien nicht. Je gehobener der Seelenzustand,

desto reicher wird ihre Sprache an Bildern, was, wie wir bereits dargethan haben, die höheren Produktionen der Dicht- und Redekunst und andere gesteigerte Zustände der Seele, welche nicht magnetischer Art sind, zur Genüge beweisen. In allen diesen erhöhten Zuständen der Seele während des Wachens ist das Sinnen- und Verstandesleben noch mehr oder weniger vorherrschend, weshalb in ihnen die Bilder- und Wortsprache wechseln und sich vermischen. Erhebt sich jedoch die Seele im lebensmagnetischen Schlaf über die äußere Welt der Erscheinungen, ist das mit dem Zeitleben verwachsene Tagsbewußtseyn in den Hintergrund getreten, hat somit der herrschende Verstand, dessen Thätigkeit im Willen zu Zweck und That sich verwirklicht, wobei das Gefühl etwas Unwesentliches ist, seinen Scepter niedergelegt, zieht sich dagegen die Seele in ihre eigene Welt, die der Gefühle, zurück, wo sie ein inneres, selbstbeschauliches Leben führt: so wirkt sie da auch ganz nach ihrer Weise, und drückt nun ihre Thätigkeit dem in ihr vorherrschenden Gefühle gemäß aus. Lebt sie ganz in sich, so spricht sie nicht mehr in dem hörbaren, unzureichenden, nicht erschöpfenden Wort, sondern, vermittelst des frei gewordenen Nervengeists, des Bildners und Trägers ihrer Aeußerungsformen, in zarten plastischen Bildern und Gestalten, die sie ihrem inneren Auge vorhält. Und will sie dieses Innenleben auch ins äußere treten lassen, so ist die Wortsprache, zu der sie sich bequemt, nur ein Wiederschein jener Bilderwelt, und ihre Rede eine Beschreibung, eine Uebersetzung ihrer Gestalten.

Zwar ist am Ende alles Erkennen, weil es nicht anders, als in Zeit und Raum, gedacht werden kann, von sinnlicher Zugabe nicht ganz trennbar. Selbst das höchste Geistige, soll es zur Erscheinung oder zeitlichen Erkenntniß kommen, muß eine sinnliche Basis haben. Das Geistige, als solches, ist unaussprechlich und nur dann erkennbar, wenn es in einen Sinnenausdruck irgendwie zersetzt oder als bildliche Anschauung gegeben wird. Wie viel mehr wird dies der Fall seyn, wenn die Seele in der ihr eigenthümlichen Sphäre, der des Gefühls, der Phantasie und des Gemüths, lebt.

Die Formen zu den Bildern, in welchen sie hier spricht, entlehnt sie aus der materiellen Welt, und so erhalten ihre Empfindungen und Gefühle, ihre Vorstellungen und Gedanken, alle Eindrücke, sowohl die von oben aus dem Geiste, als die von unten aus der Sinnenwelt, bildliche Form, und je nach der Stufe der Erhebung, auf der sie sich befindet, sind es bald ganz gewöhnliche, aus dem Tagleben genommene Gefühle und Vorstellungen, die sie in bildlichen Anschauungen hypostasirt, bald Ideen, die sie in idealen Bildern und hohen Symbolen darstellt. Mit unglaublicher Schnelligkeit und Gewandtheit koncentrirt sie so ganze Reihen innerer Anschauungen und Gefühle in ein Bild, das oft mehr sagt, als viele Dutzend Worte könnten. Allerdings sind diese Bilder meistens nicht das, was wir real nennen, ob es gleich eigentlich nichts Nichtreales gibt, was die Seele schaut. Auch ihre Bilder haben, vom Nervengeiste ihr vorgebildet, eben so gut, als das Spiegelbild, ihre Wesenheit und Wahrheit. Es kann daher nur behauptet werden, daß jene Bilder sehr oft nicht wirkliche persönliche Wesen seyen, welche der Seele vorschweben, sondern Nervengeistgestalten, welche wir als Worte der Seele zu betrachten haben, obgleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß sie, soweit der Nervengeist selbst diesen Charakter hat, materiell-psychischer Wesenheit sind, und auf der andern Seite nicht zu leugnen ist, daß die Seele zuweilen in den höchsten Erhebungen nicht nur das Reich des Geistes, sondern selbst der Geister betritt, mit diesen Umgang pflegt, und ihre wesentlichen Gestalten schaut. Wahr ist es übrigens, daß sie auch jene wesenloseren Bilder in ihrer Gefühls- und Traumwelt für Realitäten nimmt, was daher zu rühren scheint, daß zwischen sie und die Sinnenwelt eine Scheidewand sich gestellt hat, daß sie aus dieser in ihr Gebiet Bilder der materiellen Formen hinaufzieht, und eine höhere Objektivität als die in sinnlichen Formen gegebene und ihr gewohnte noch nicht erkannt hat, während sie doch einer Objektivität bedarf, und nun nichts hat, als das, was sie aus sich und dem Geiste empfängt, das sie nicht anders zur objektiven Anschauung bringen kann, als durch sinnlich-plastische Auffassung. Diese Selbsttäuschung muß so lange bestehen, als die

Seele noch vom sinnlichen Elemente, in welchem alles Seyn in Zeit und Raum gegeben ist, nicht ganz sich frei gemacht hat. Je höher sie sich daher in den Geist erhebt, desto seltener, einfacher und prägnanter werden die Bilder, desto unaussprechlicher zuletzt die Anschauungen, und im Tode, wenn die Seele anders von allem Irdischen los und ledig ist, tritt sie in eine höhere, reinere objektive Welt, wo sie das Geistige mit geistigem Auge real erkennt und schaut.

Man würde sehr irren, wenn man die bedeutsamen, mit höherem, klarem Bewußtseyn geschauten Bilder des Somnambulismus mit den gemeinen Traumbildern verwechseln wollte. Wenn diese das ihnen zum Grunde liegende Höhere trüben und versinnlichen, so erheben, adeln und vergeistigen jene die sinnlichen Formen, und bedienen sich ihrer nur, um in die Erscheinung treten zu können. Dort prädominirt der Geist, hier die Materie. Heinekens Magnetische hatte wohl Recht, wenn sie, befragt über den Unterschied zwischen Traum- und Visions-Zustand, erwiederte: „Der Unterschied besteht darin, daß ich im Traume mir nicht bewußt bin, daß die Persönlichkeit in Zeit und Raum sich verändert. Bei den Visionen bin ich meiner immer deutlich bewußt; meine Person ist in Ansehung der Gegenstände und Vorstellungen unverändert dieselbe an demselben Ort und in der wirklichen gegenwärtigen Zeit. Alles hat dabei Ordnung, Klarheit; ich weiß genau, was mit mir vorgeht; ich habe Rückerinnerung davon; ich bin dessen so lebhaft bewußt, als wenn mir alles wirklich so begegne, wie es mir scheint.“ (Arch. II. 3, 49.) Dies stimmt überein mit dem, was unser Eschenmayer irgendwo kurz und treffend so ausdrückt: „Die Seele hält im Traume ihre Bilder für Wirklichkeit, weil sie nur ihre Handlung, nicht aber ihr Handeln sieht.“ Eine Aeußerung einer andern Somnambüle bestätigt dasselbe, wenn sie auf die Frage: womit sie im magnetischen Schlafe sehe? ihrem Magnetiseur als Antwort die Frage entgegenhält: „Womit siehst du, wenn du träumest? So ists bei mir, aber mit dem Unterschied, daß ich im Traume wache, du nicht,“ das heißt: mein Handeln unterscheide, was die Seele im gewöhnlichen Traume nicht kann.

Merkwürdig ist das unwillkürliche Auftauchen von sinnvollen und tief bedeutsamen Bildern, besonders in den höheren und höchsten Stadien des Lebensmagnetismus. Es ist hier, als ob, wie im niedersten Grade der Ahnung, ein physisch-psychisch begründeter Instinkt zum Grunde liegt, in der Region der Geistesgrenze, auf der die Seele sich befindet, und theil- und zeitweise von seinen Strahlen beleuchtet ist, eine Art geistig-psychischen Instinkts für das höhere Seyn und Leben sich entwickelte, in welchem Zustande das geistige Bewußtseyn und das höhere Schauen noch nicht klar sich aussprechen kann. — Ueber das Wie? der Thätigkeit der Seele in ihren Bildergestaltungen liegt allerdings noch ein Dunkel, welches vollkommen zu durchschauen, den Forschungen der Psychologen bis jetzt nicht gelungen ist. Es scheint jedoch in hohem Grade wahrscheinlich, daß es der frei gewordene Nervengeist ist, diese Bedingung aller Lebensthätigkeit des inneren und äußeren Organismus des Menschen, dessen unendlich feine und intensive plastische Kraft in allen Erscheinungen des Lebensmagnetismus eine so große Rolle spielt, — der auch hier als Bildner auftritt. Wie er es ist, der, ohne daß es zum klaren Bewußtseyn der Seele gelangt, dynamisch verleiblichend zur Bildung und Erhaltung der leiblichen Organisation in so sehr verschiedenen Richtungen und dennoch immer für einen und denselben Zweck aufs wunderbarste thätig ist; wie er auf geheimnißvollen Wegen, wiederum plastisch nachbildend, die sinnlichen Formen und Eindrücke der Außenwelt ihr zuführt: so ist er es auch, durch dessen Vermittlung die Seele schon im Wachen, oft unbewußt, Vorstellungen an entsprechende Bilder knüpft, und im somnambülen Leben ihrem inneren Auge diese zur Anschauung bringt. Es scheint hier ein dunkler, tiefer, unwiderstehlicher aber selbstständiger Akt des Geistes verborgen zu seyn, der in solchen Momenten, unabhängig von der Seele, wirkt. Diese erhält wohl sein Licht, aber in vielen Fällen ist es unaussprechlich, was sie schaut; es geht über ihr unmittelbares Erkennen. In andern wird ihr das Schauen klarer, wenn es dem Geiste möglich ist, mit Hilfe des Nervengeists ihr das, was sie für sich nicht deutlich erkannt hätte, im Bilde, im bedeutsamen Symbole, nahe zu bringen,

das sie nun, weil sie es nicht gebildet hat, sondern es ihr vom Geiste vorgehalten ist, nicht sogleich zu deuten vermag, obgleich sie meistens bald den inneren Sinn des Bildes erkennt. Hier scheint der Geist in die Seelensphäre herabzusteigen, und mit ihrer Zunge zu reden.

In den niederen Graden des Schlafwachens sind die sich der Seele darstellenden Bilder mehr eigene Produktion, bald der Einbildungskraft, bald der Phantasie, je nachdem die Seelenthätigkeit innerhalb der beiden Grenzen des Geistes und der Sinnlichkeit sich anknüpft, wo denn, ist sie mehr nach unten gekehrt, gemeine Erdenbilder ihre Sprache sind, hat sie sich dagegen zum Geist erhoben, das Gebiet der Ideale ihr sich öffnet. Auch diese Bilder scheinen ihr unbewußt suggerirt zu seyn, sie sind es aber keineswegs; sie sind nur ihre natürliche Ausdrucksweise, weil sie in der Region, in der sie sich befindet, keine andere kennt; sie hält sie für real und objektiv, weil sie außerhalb der Raum- und Zeit-Formen gestellt ist.

Ueber den Charakter und die Entwicklungsweise ihrer magnetischen Bilder drückte sich meine Somnambüle Julie, als sie in der Krise die Töne einer Aeolsharfe hörte, in folgenden Worten sehr schön aus: „Das Wesen der Aeolsharfe ist gewißermaßen dem magnetischen Zustande ähnlich. Ihr Ton ist geistiger, als der jedes andern Instruments. Die Akkordentwicklung geschieht hier auch so, wie aus sich selbst. So ists bei der Entwicklung der Ansichten meiner Bilder. Diese Töne sind auch so rein, so still, so ätherisch, so feierlich."

In dem weiten Gebiete der Bildergallerie des magnetischen Innenlebens treten höchst zahlreiche und mannigfaltige Erscheinungen auf, welche, bei all ihrer formalen Verschiedenheit, alle den bezeichneten gleichen letzten Ursprung haben, und daher im Wesentlichen die gleiche Erklärung zulassen. Dennoch lassen sich für die besondern Gestaltungen der Bilder je nach der Natur dessen, womit die Seele gerade sich beschäftigt, und der Stufe des Zustandes, folgende verschiedene Klassen bilden, in welche die einzelnen eingereiht werden müssen.

a. Unvollkommene Bildersprache.

Es gibt niedere Zustände des Schlafwachens, in welchen die Anschauungen, welche sich auf die gewöhnlichen Lebensverhältnisse beziehen, nicht so klar sind, daß sie in ein erschöpfendes Bild oder Wort sogleich übersetzt werden könnten; aber auch sehr hohe magnetische Zustände, in welchen die geistigen Anschauungen noch zu unklar für das Auge der Seele sind, um sie an ein treffendes, umfassendes Phantasiebild anzuknüpfen, und dadurch mittheilbar zu machen. In beiden Fällen hat die Seele nur einen allgemeinen Eindruck der Anschauung, der ihr zwar den Charakter derselben, nicht aber die spezielle Beschaffenheit des Geschauten nahe legt. Will in diesem unklaren Zustande die Seele ihre Anschauung beurtheilen, oder mittheilen, so gibt sie in der Regel zwar ein charakteristisches, aber abgerissenes und im Allgemeinen gehaltenes Stück von einem Bilde oder ein Wortbild, das die Sache nicht erschöpft. Erst allmälich, oft erst nach Tagen und Wochen klärt sich der Inhalt der Anschauungen immer vollständiger auf, bis sie zuletzt in deutlicher Bild- oder Gefühls- oder Wortbezeichnung dargestellt werden kann. — Dies gilt für alle Anschauungen im magnetischen Schlafe, sowohl für die, welche das Erkennen für sich betreffen, als namentlich für diejenigen, welche in besonderer Beziehung auf Zeit und Ortsbestimmungen stehen.

Alles gewöhnliche Erkennen, sowohl das abstrakte, als empirische, muß einen sinnlichen Anhaltspunkt haben, wenn es zur Erscheinung und Mittheilung kommen soll. Nach unserer psychischen und physischen Organisation ist dasselbe kein unmittelbares und allgemeines, sondern immer ein getheiltes, partielles, besonderes, in der Zeit zusammengesetztes, an der sinnlichen Erscheinung haftendes. Im Lebensmagnetismus hebt sich diese Art des Erkennens der Dinge in so fern auf, als nun das Innewerden unmittelbar und allgemein ist, jedoch immer noch das Geschaute, wenn es, klar erkannt, zur Mittheilung fähig werden soll, an ein sinnliches Band sich anknüpft, und, wie die Seele im Wachen vom Einzelnen und Besonderen der Anschauung zum Allgemeinen, zur Einheit, zusammensetzend, sich erhebt, so muß sie jetzt, da sie die Einheit,

das Wesen, nicht, wie sie es schaut, geben kann, zum Besondern, Einzelnen herabzusteigen, und zersetzend verfahren. Daraus erklärt sich, warum manche Anschauungen, für welche die Magnetischen diesen Zergliederungsweg bis zur Anknüpfung an einen sinnlichen Haltpunkt nicht oder nicht sogleich finden, völlig unaussprechlich sind. Daher kommt es, daß andere nicht sogleich ganz, sondern nur theilweise, wieder andere anfangs nur durch Andeutungen und in unsicheren, nicht erschöpfenden Bezeichnungen und Bilderfragmenten mitgetheilt werden. Dies ist der Grund, warum eine Schlafwache oft im Allgemeinen etwas weiß, ohne es mittheilen zu können, dabei weiß, daß sie weiß, oder wissen werde, was sie noch nicht deutlich weiß. —

Eine meiner Somnambülen „wußte bestimmt,“ daß ihr Führer immer in ihrer Nähe war, ohne ihn zu sehen. Erst nach zwei Monaten sah sie sein Bild, und auch dieses trat nur allmälich in ihre klare Anschauung. — Wolfart führt für diese Erscheinungen in seinen Jahrbüchern (II. 2, 69) ein treffendes Beispiel an. Der innere Sinn einer Somnambüle zeigte Monate lang in westlicher Richtung das Bild einer Heilquelle für eine kranke Freundin, jedoch sah sie das Heilende nur im innersten Wesen des Wassers, und drückte sich darüber so aus: „Die Erd- und Salzstoffe darin sind so vom Licht wie ganz luftig und duftig durchdrungen und aufgenommen, daß es schnell sich dem Blut mittheilt, und so das Athmen erleichtert.“ Erst später, nach öfterem ernstlichen Wollen, daß das Aeußere als sinnliches Bild hervortrete, kamen allmälich die Anschauungen des Gehalts von Kohlensäure und Laugensalz; bald darauf die des Brunnens selbst und seiner Umgebung und endlich der Name Ems, als der richtige, der sie früher bei Aufzählung einer Reihe von Heilquellennamen gleichgültig gelassen hatte.

Meine Somnambüle Julie, welche vielen Kranken Verordnungen machte, wollte einmal für eine bandwurmkranke Freundin ein Mittel suchen. In der Regel brachte ihr in solchen Fällen ihr Führer das Glas und lies sie die Signatur lesen. Diesmal sah sie nichts dergleichen, und mühte sich lange vergebens ab. Endlich

sagte sie: „er führt mich weg an einen fremden Ort, und ich muß ein Wasser denken, das ihr hilft. Ah! pfui; ich rieche es: es stinkt.“ Später sagte sie: „Mein Führer sagt: ich **will** ihr keine Arznei geben. Eine Schickung wird ihr jenes Wasser in die Hände führen, dann wird sie genesen.“ Heinekens Kranke gibt einen ähnlichen Beleg. Der Sohn einer Freundin von ihr hatte seiner Mutter geschrieben, daß er auf lange Zeit verreisen müsse, und sie lange keinen Brief mehr von ihm erhalten werde. Darüber befragt, sagte die Schlafwache: „Ich sah ihren Sohn sorgenvoll, den Kopf in die Hand stützend, sitzen, und dann vergnügt aufstehen. Mit leuchtenden Worten standen zugleich die Worte: „Amerika, New-York“ vor mir. Es zeigte sich nachher, daß um die angegebene Zeit der Sohn nach dem bezeichneten Ort sich eingeschifft hatte. —

Dasselbe unvollkommene Schauen tritt ein bei Pflanzenanschauungen zu Heilzwecken, wo oft zuerst nur das Erkennen gewiß wird, daß eine Pflanze heilen werde. Allmälich entwickelt sich die Anschauung der Art der Heilkraft, wobei oft der leidende Theil des Organismus im Blicke sich der Anschauung beigesellt. Sofort tritt das Bild der Pflanze selbst, oder ihrer Theile oder ihrer Farbe, ihres Geruchs oder Geschmacks hervor. Wolfart hatte eine Kranke, welche von den Pflanzen, deren Anwendung sie verordnete, blos den Geruch zur Anschauung bekam, während eine andere die Farben ihrer Blüthen **hörte**, wobei roth scharf und laut, blau halblaut, grün sanft und tief klang, und eine Dritte nichts von den Pflanzen wußte, als ihre Namen, die sich ihr darstellten, und welche sie dann mühsam niederschrieb (S. 70). Eine der der Heilquelle ähnliche Anschauung hatte Bendes Kranke (Arch. X. 1, 3, 37), welche sich Moschus verordnen wollte, und der nun in ihrer Anschauung, statt des Namens oder Bildes des Moschus, das Moschusthier mit seinem Beutel zwischen den Beinen sich vorstellte. —

Einige schöne Beispiele für das unmittelbare aber dunkle Erkennen im magnetischen Schlafe lesen wir in der Seherin von Prevorst (I. 144 flg.), welche klar darthun, wie das erste allgemeine

Erkennen dunkel ist, und allmälich durch Anknüpfen an gemachte Erfahrungen oder überhaupt an etwas Sinnliches der Sinn der Anschauung bildlich hervortritt. T., ein Freund Kerners, der der Frau Hauffe zuweilen Mineralien aus seinem Kabinet brachte, um ihre Wirkung auf sie an ihr zu versuchen, und den sie deshalb nur den „Steinmann" nannte, gab ihm an, auf ein Zettelchen den Namen „Steinmann T." zu schreiben, und ihr dasselbe auf die Herzgrube zu legen. Es geschah, und nach kurzer Zeit fiel sie in die verschiedenartigsten Krämpfe, und durchging gleichsam eine Leiter derselben, wie bei den verschiedenen Steinen. Es war dies eine Art Association der Gefühle, in welcher sie die früher bei den Steinversuchen gehabten Zustände nun wie Bilder derselben repetirte. Als sie über die Wirkung des Zettels gefragt wurde, sagte sie: „ich fühle nichts, als Steine; ich muß immer an Steine denken." Das Zettelchen mußte entfernt werden, um nicht neue Krämpfe zu erregen. — Ein anderesmal schrieb Kerner auf einen Zettel das Wort „Napoleon." Als es ihr auf die Herzgrube gelegt ward, äußerte sie nach einigen Minuten: „ich fühle weiter nichts, als daß mir immer die Melodie eines Marsches im Kopfe herumgeht." Sie fing nun auch wirklich einen Marsch zu singen an. Wiederholte Versuche gaben immer das gleiche Resultat, das völlig reine Thatsache ist. (I. 164.) Auch hier wieder hatte die Seele den allgemeinen Eindruck des Charakters eines Kriegers, der sich in das Bild eines Marsches unvollkommen ausprägte. Gewiß hätten sich auch hier, wenn der Versuch fortgesetzt worden wäre, allmälich speciellere, persönliche Kennzeichen und wohl endlich der Name des bezeichneten Mannes selbst zur Anschauung gebracht, wenn das Schauen auch durch eine lange Reihe von Bildern, von denen sicher immer das nachfolgende bezeichnender gewesen wäre, als das vorhergehende, sich hätte durcharbeiten müssen.

Oft nähert sich die Anschauung dem Erkennen noch entfernter, wo sie sich dann nur durch ein entschiedenes Fühlen ausspricht. Eine meiner Somnambülen f ü h l t e den Inhalt des Buchs, in dem ich las, während sie schlief, indem sie sagte: „Laß doch die

Wahnsinnigen gehen!" Richtig handelte das Buch vom Wahnsinn: aber den Titel desselben konnte sie mir nicht sagen, auch wenn ich ihr denselben vor das Gesicht und die Herzgrube hielt. Eine andere fühlte meine Physiognomie. Dieselbe fühlte die Zweckmäßigkeit eines Arzneimittels gegen Diarrhöe, indem sie sagte: „ich fühle, Arsenik ist hier gut, und zwar in der zweiten Verdünnung. Ich wundere mich selbst über die niedere Verdünnung, aber ich fühle, daß es so seyn muß.

Von den oft im Anfang des Zustandes unvollkommenen und eben so allmälich sich entwickelnden höheren geistigen Anschauungen der Seele und der stückweisen Anknüpfung derselben an Phantasiegebilde wird bei dem Abschnitte die Rede seyn, der von der symbolischen Sprache der Magnetischen handelt.

Dieselbe Unvollkommenheit, sowohl der Anschauungen, als der Bezeichnungen derselben findet sich in den niederen Stadien des magnetischen Schlafs, namentlich in den Fällen, wo die Schlafwachen Zeit- und Orts-Bestimmungen machen sollen.

Im magnetischen Schlafe ist die Seele über alle Zeit- und Raumbedingung erhaben. Ihre Anschauungen haben für sich nichts mit der Vergangenheit und Zukunft, nichts mit der Nähe und Ferne im Raum zu schaffen. Sie sind völlig rein; denn wie die Sinnenzersplitterung sich in einen Allsinn concentrirt, so integriren sich entsprechend die Zersetzungen in den Zeit- und Raumanschauungen in die Einheit des reinen Vorhandenseyns des Geschauten, so, daß die Pole der Zeit und des Raums, die Vergangenheit und Zukunft, die Nähe und Ferne, in ihrem Indifferenzpunkt gleichsam aufgehen, und hier „concentrirte Anschauung geben." Die Somnambülen sehen daher das Künftige und Vergangene, Nahe und Ferne gleich leicht oder schwer. Da es jedoch dem Menschen, so lange er noch nicht ganz von den Verhältnissen des Sinnlichen sich frei gemacht hat, unmöglich ist, irgend eine Erkenntniß oder Anschauung, zumal, wenn sie sich auf's Zeitleben bezieht, klar aufzufassen, oder gar mitzutheilen, ohne sie an ein Zeit- und Raumbild zu knüpfen, so beeilt sich immer die schauende Seele von selbst, aus ihrer Allgemeinheit in die Besonderheit sich

herab zu begeben, und ihre Anschauungen an einen sinnlichen Faden oder an ein Zeit- und Raumverhältniß anzuknüpfen. — Sehr häufig sind nun die erhaltenen Anschauungen im Anfang unklar. Es stellt sich zum Beispiel dem inneren Auge der Somnambüle ihr ganzer magnetischer Heilungsgang in einem Momente dar. Sie übersieht ihn blitzschnell im Ganzen, von seinem Anfang bis zu seinem Ende mit einem Blick. Es ist der Gang der Genesung wie in einem unbestimmten Bilde vor ihr aufgestiegen. Da es ihr nun unmöglich ist, dasselbe ohne Zeitbestimmung genauer zu erkennen und mitzutheilen, so muß sie diese ins Auge fassen. Sie gibt sich ihr auch bald, aber wieder anfangs ganz allgemein, und es kann ihr zum Beispiel das Zahlenbild 3 klar werden, ohne daß sie gleich zu bestimmen vermag, ob diese Zahl Wochen oder Monate oder Jahre bedeutet. Sie muß daher von neuem nachsehen, und sofort vielleicht durch mehrere Krisen hindurch sich abmühen, bis sie im Stande ist, das Einzelne des Heilungsgangs nach seinen verschiedenen Zeitmomenten bestimmt anzugeben. — Dasselbe gilt nun von allen Zeitbestimmungen der Somnambülen, welche, je nach der Intensität ihres Zustandes bald dunkler, bald klarer sind, und bald leichter und schneller, bald schwerer und langsamer gegeben werden. Immer aber sind sie, wenn sie gegeben werden, sehr genau. Auch sagt die Erfahrung, daß alle Zeitbestimmungen, welche die Schlafwachen nur selbst betreffen, am rascheſten, leichtesten und schnellsten erfolgen. Wo das Interesse der Seele weniger angeregt ist, also zum Beispiel bei Krankheitsfällen fremder Personen, oder überhaupt bei ihnen persönlich weniger wichtigen Angelegenheiten, sind die Angaben der Zeit, wenn sie nicht gar, was, weil sie oft große Anstrengung kosten, nicht selten der Fall ist, verweigert werden, meistens anfangs ganz allgemein, unbestimmt, manchmal sogar unrichtig, und werden oft erst später von ihnen selbst korrigirt. Zuweilen ist die Anschauung so unvollkommen, daß von ihrem Inhalt anfangs durchaus nichts erkannt wird, als ihr Zeitverhältniß, das, oder von dem ein Theil im Bilde erscheint. So kann sich der Schlafwachen das Bild einer Stunde, eines Tages, als wichtig eindrücken, ohne daß sie das

Mindeste davon anzugeben vermag, was in dem gedachten Zeitabschnitt sich begeben wird, ob sie gleich mit der entschiedensten Gewißheit versichern kann, daß jene Stunde oder jener Tag etwas sehr Wichtiges bringen werde. Nicht einmal darüber kann sie zu Zeiten Auskunft geben, ob das, was kommen werde, angenehmer oder unangenehmer Art sey. Erst allmälig und oft sehr langsam schießen die besondern und einzelnen Theile der Anschauung an ihren innersten Kern an. — Meine Somnambüle Julie sah die Zeitperiode ihres magnetischen Zustandes vom Anfang bis zu seinem Schluß in einer aufsteigenden Linie verbildlicht, auf welcher dunkle und helle Punkte die guten und bösen Tage andeuteten. Die leichten und äußerst losen Zeitanschauungen kommen im Anfang der Bildung des somnambülen Zustandes hauptsächlich vor. Das Archiv gibt uns (II. 3. 122) einen sehr bezeichnenden hieher gehörigen Fall. Herr de Lausanne behandelte eine Kranke magnetisch, und hoffte längere Zeit vergeblich, sie aus den gewöhnlichen Halbkrisen in höhere Grade eintreten zu sehen. Einsmals, am 2. März 1814, sah die Schlafende einen Lichtglanz um sich verbreitet, und sprach zu gleicher Zeit das Wort: „Ostern" aus, worauf sie plötzlich erwachte. Sie schlief wieder ein, und erwachte wieder, so bald sie das Wort „Ostern" aussprach. Der Magnetiseur verbot ihr, dasselbe ferner auszusprechen, und sie schlief fort. Erst nachher erfuhr er von ihr, daß sie um die angegebene Zeit somnambüle und dadurch gesund werden werde. Das bloße Aussprechen des prosaischen, zeitlos gedachten und den Cyklus der äußeren, sinnlichen Zeitverhältnisse berührenden Worts zerstörte hier in einem Augenblick die höhere Zeitanschauung. Hier war diese so rein, daß sie noch unaussprechlich bleiben sollte; jeder Versuch, sie an ein sinnliches Band anzuknüpfen, schlug fehl.

Es gibt endlich Fälle, wo die Zeitanschauung zwar im Allgemeinen, wie das immer ist, sich als richtig erweist, in welche dagegen der Schlafwache, ehe er den klaren Inhalt im Einzelnen schaut, voreilig die Bilder von Möglichkeiten als Wirklichkeiten in sie einschiebt. So wußte ein schlafwacher Knabe von einem Tag im Winter, wo er seinen Arzt beim Aussteigen aus dem

Wagen ein Bein brechen sah, weshalb er ihn mit Thränen bat, an diesem Tage nicht auszufahren. Der Tag kam, und mit ihm zum erstenmal im Winter Glatteis. Der Gewarnte fuhr dennoch, nahm sich in Acht, und brach kein Bein. — Hier erschien dem inneren Sinn blos der Tag, wo es leicht war, ein Bein zu brechen, nicht aber die Thatsache des bestimmten Unfalls. Nur die mögliche Gefahr verband sich mit dem allgemeinen Charakterbild des Tages. Das Uebrige that die Phantasie hinzu. Das Allgemeine war richtig geschaut, das Einzelne nicht. (Wolf. S. 74.)

Wie mit den Zeitanschauungen, so verhält es sich im magnetischen Schlafe auch mit denen des Raums. Auch hier findet sich unter den gleichen Umständen jenes Dunkle, Unbestimmte, Partielle, Fragmentarische in den Anschauungen aus den gleichen Ursachen. Auch hier sind die ersten Eindrücke auf die innere Perception sehr oft ganz allgemein, und es kostet die Seherinnen Mühe, das besondere und bestimmte Raumbild zu erfassen. Wie in den Zeitanschauungen oft recht regelmäßig immer die folgende die vorhergehende vervollständigt und aufhellt, bis endlich der letzte bestimmte Zeitpunkt getroffen wird, wobei gelegenheitlich auch die in die aufeinander folgenden Zeitpunkte fallenden Begebenheiten in der Ordnung, wie sie aufeinander folgen, mit geschaut und angedeutet werden: so muß oft die Somnambüle in ihren Raumanschauungen von Ort zu Ort, wie nachspürend, dem Ziele langsam und mühsam näher rücken, bis sie endlich am Ziele steht, wobei gleichfalls bei jeder Station die in derselben vorfallenden Begebenheiten nicht selten zur Kenntniß gelangen. Man glaube jedoch nicht, daß hiebei die größere oder geringere Entfernung irgend ein Moment bilde, oder die Seele habe in einer Richtung allein nach dem bestimmten Ort in der Weise des schwerfälligen Körpers zu reisen. Die Entfernung kommt gar nicht in Anschlag.

Das Bild des bestimmten Raumes erhält die Seele ganz allgemein, und das Schwierige für sie ist nun das Suchen des Besondern, was sie nicht nöthig hat, nur nach einer Richtung hin zu thun, sondern nach allen Seiten; es sey denn, daß ihrem

Auge von Außen der Weg vorher angedeutet wird. Hat sie die Richtung gefunden, so umkreist sie gleichsam den großen Raum, innerhalb dessen der bestimmte Ort sich befindet approximirend, wie in der Zeitanschauung, in konzentrischen immer enger werdenden Kreisen, wie ein Falke, der seine Beute hoch in den Lüften umkreist, bis er endlich senkrecht auf sie herabstößt, und sie sicher ergreift. So kommt es, daß die Magnetischen oft die Umgebungen eines gesuchten Orts von allen seinen Seiten erkennen, und ein richtiges Bild derselben entwerfen, während er selbst ihnen noch verborgen ist. Das Archiv für f. th. (M. II. 1, 140) enthält einen hieher gehörigen sehr treffenden Fall, wo von Gherts Kranke nach Doetichem sehen und berichten sollte, wie sich die Tante eines anwesenden Herrn Lejeune befinde. Als ihr die Hauptrichtung, Geldernland, angegeben war, deutete sie zuerst mit den Fingern die Lage richtig an. Bald sah sie das Städtchen, dann eine breite Straße darin, sofort die Seite der Häuser, in welcher der Tante Wohnung sich befand. Bei weiterem Suchen irrte sie sich in zwei sich zunächst stehenden Gebäuden. Als sie das rechte gefunden, erkannte sie zuerst einen Gang an demselben, zwei Fenster an der rechten Seite, drei an der linken (irrig gab sie hier zuerst nur eines an); auf derselben Seite eine Stube und in derselben ein Kamin, einen Schreibtisch, eine Fensterthüre. Daneben schien ihr das Wohnzimmer zu seyn, in das sie endlich eintrat, dessen Spiegel und Meubles sie gewahr wurde, ehe das Bild des Orts sich ihr darstellte, wo die Tante saß. Alle Einzelnheiten waren genau, wie sie waren, angegeben.

In diesem Falle ist das allseitige Abmühen der Schauenden sichtbar, das noch dunkle, allgemeine Raumbild durch Zusammensetzung seiner einzelnen Theile aufzuklären. — So geschieht es, daß, wie das auch bei den Zeitanschauungen bemerkt worden ist, das Raumbild ganz rein dem Auge vorliegt, während die darin sich befindende und bewegende Sache oder Begebenheit, auf die es eigentlich abgesehen ist, gar nicht oder erst sehr spät zur Anschauung kommt, so, daß das Schaubild, das meistens bedeutungsvoll ist, erst in der Zukunft seine Deutung findet. Eine Hellsehende,

erzählt Wolfart (a. a. O. S. 75), welche über einen ihr ganz fremden blinden Menschen befragt wurde, sah zum Beispiel nur das Bild eines hell von Kerzen erleuchteten Saales mit Marmorsäulen, woran sich die für die erste, ursprüngliche Entstehung des Uebels merkwürdigste Rückschauung knüpfte. Was in dem Saal vorging, sah sie nicht. — Nicht selten präsentirt sich das wirkliche Bild des gesuchten Orts mit allen seinen Umgebungen, oder sein entsprechendes Charakterbild mit einziger Ausnahme der Sache, welche an diesem Ort geschaut werden soll. Wolfart kam folgender Fall vor: dem innern Sinn bot sich Kokosmilch als Heilmittel dar. Statt des Bildes der Frucht oder ihres Namens erhielt die Schauende ein Raumbild, und sah einen Ort, der ihrer Schilderung nach der südlichen Gegend angehörte, da sie in demselben tropische Pflanzen und Thiere erblickte. Will man in dieser Anschauung auch ein bloßes Bild erkennen, so ändert das die Sache nicht wesentlich, da jedenfalls statt des Bildes des zu schauenden Gegenstandes ein Raumbild auftritt. — Der Umstand, daß, was zuweilen vorkommt, die Sehenden bei Anschauung von ihnen bereits bekannten Räumen leichter irren, als bei noch nie von ihnen gesehenen, beweist sowohl für die Allgemeinheit als Unvollkommenheit der Anschauung. Es ist hier gerade, wie bei den Zeitverhältnissen. Der erste Eindruck des Raumbildes ist allgemein, oft verworren und trübe; es kostet Mühe, dem Gesuchten ganz nahe zu kommen, und es klar aufzufassen. Hat die Seele schon vorher Kenntniß des Orts, so überhebt sie sich dieser Mühe, was ohnehin die Magnetischen so gerne thun, wenn nicht besonderes Interesse sie antreibt, und so geschieht es, daß sie, läßig schauend, gerade da irren, wo sie wachend gut orientirt sind. Beim Schauen unbekannter Orte ist dies weniger der Fall. Obige Magnetische van Gherts erwiederte ohne Zweifel aus dem gedachten Grunde, als sie aufgefordert wurde, ins Haag oder nach Utrecht oder nach Rotterdam zu schauen: „das kann ich nicht, weil ich in allen diesen Städten zu wohl bekannt bin, und alsdann gerathe ich in die Irre." — Noch ist nicht zu übersehen, daß die Schlafwachen nicht nur eben so leicht oder schwer in die Ferne als in die Nähe

schauen, sondern oft sogar das Nahe nicht gewahren, während ihnen das Ferne klar vorliegt. Auch diese Erscheinung beweist für die Schwierigkeit, aus der allgemeinen, totalen und noch dunkeln Anschauung die speziellen Schaubildertheile herauszufinden, und zum klaren Ganzen zu gestalten. Ueber die besondern Ursachen, welche dem partiellen Schauen im Raume zu Grunde liegen, vergleiche man, was ich hierüber in meinen „Schutzgeistern" S. 388 flg. gesagt habe.

b. Die einfache Bildersprache.

Es ist bereits gezeigt, daß im Hellsehen die Sinnenwerkzeuge ihre Funktionen einstellen, und sich zu einem Gemeinsinn konzentriren. Soll nun aber dieser eine, alle übrigen Tagssinne zusammenfassende Sinn thätig auftreten, so wird er, seiner Natur nach, über die Fesseln und Bedingungen, welche Zeit und Raum den einzelnen Sinnen anlegen, erhoben, nicht wie diese das Einzelne, Besondere, Zersplitterte, Differente in den Dingen synthetisch auffassen, sondern das Einfache, Allgemeine, Totale, Indifferente derselben in sich aufnehmen. So kommt es, daß den Schlafwachen Nähe und Ferne, Vergangenheit und Zukunft in eine Anschauung sich verschmelzen, und daß sie nicht mehr hören, sehen, riechen u. s. f., sondern einfach percipiren. Sie sagen das auch alle selbst, indem sie das, was sie sehen, hören u. s. f. nennen, constant für sehr verschieden von dem gemeinen Sehen und Hören erklären, und, wenn sie sich bestimmt darüber ausdrücken sollen, sich in allgemeinen Ausdrücken halten, der Sache keinen erschöpfenden Namen zu geben wissen, und etwa sagen: „Es ist eben vor mir" oder „So ist mirs." Sie sind genöthigt, weil sie keine anderen, als die gewöhnlichen Perceptionsweisen kennen, und für die neue, totale keine Bezeichnung wissen, ihr Percipiren mit dem Namen einer gemeinen Sinnesauffassung vergleichend zu bezeichnen. Daher kommt es, daß die eine ihre Anschauungen ein Sehen, die andere ein Hören, die dritte ein Fühlen nennt. Hiezu kommt, daß der Gemeinsinn im Organismus sich irgendwo habilitirt, und seinen Perceptionen, je nach der Wahl des Organs,

in welchem er sich niedergelassen hat, den Charakter und Ausdruck desselben sich aneignet, wodurch bewirkt wird, daß die Schlafwachen bald mit diesem, bald mit jenem Theile ihres Körpers auf einmal sehen, hören, riechen u. s. w. Tritt er in ein bestimmtes Sinnenorgan, so erhalten alle Anschauungen seinen Charakter, zum Beispiel in die Gehörwerkzeuge, so wird die Somnambüle die Farben hören; in die Nase, so wird sie die Töne riechen u. s. w. — Eine meiner Somnambülen hatte eine Periode, wo sie nur hörte, und mir deshalb sagte: „Frage mich so, daß ich die Antwort höre, so kann ich Manches erfahren. Soll ich sehen, so ist alles nichts.“ — Jedenfalls hängt daher jeder Anschauung, wenn das Schauen der Somnambülen auch ein über das Sinnliche erhabenes ist, in der Bezeichnung desselben schon aus dieser Ursache etwas Sinnliches an. — Allein noch aus einem andern Grunde ist es nothwendig, daß sie ihre Anschauungen alle an eine sinnliche Form knüpfen.

Auch nach Abstreifung der gemeinen sinnlichen Attribute der Dinge nämlich bleibt beim Schauen des inneren Wesens derselben immer noch etwas übrig, an das, wenn es nicht unaussprechlich bleiben soll, die Seherinnen, als noch nicht ganz frei von dem Sinnlichen, und noch unfähig, eine höhere Objektivität zu fassen, genöthigt sind, irgend einen, wenn auch noch so allgemeinen sinnlichen Maaßstab anzulegen, und so wenigstens dasselbe nicht nur in die Zeit- und Raumverhältnisse überzutragen, sondern auch mit einer sinnlichen Form zu überkleiden. Jeder Ausdruck der Seele hat ein sinnliches Anhängsel, und wenn sie vollends, wie im Lebensmagnetismus, ganz im Gebiete der Gefühle lebt, ist es ihr unmöglich, anders, als in sinnlichen Formen sich zu äußern. — Das, was wir das Wesen der Dinge nennen, ist ja überdies selbst nichts anders, als reines Symbol ihrer Ideen. Wie kann es also anders seyn, als daß die Anschauungen der Somnambülen durchaus einen bildlichen Charakter haben? — Alles, was in der Seele vorgeht, erhält auf diese Weise im Somnambulismus bildliche Form, und so kommt es, daß wir die Schlafwachen nicht nur jeden Eindruck, der von der Außenwelt auf die Seele gemacht

wird, sondern auch Empfindungen, Gefühle und Vorstellungen als Bilder auffassen und wieder geben sehen.

Hier ist nun ein unbegrenzt weites Feld geöffnet, auf welchem die im Magnetismus freigewordene Seele an der Seite des unerschöpflich bildenden Nervengeistes sich ergehen kann, und es sind auch die mannigfaltigsten Bilder-Erscheinungen, welche uns da begegnen. — Entsprechend und treffend sind die Bilder immer; in höheren Graden tief bedeutsam. Hier ist vorerst nur von einfachen Bildern oder von den sinnlichen Darstellungen der geschauten Dinge, Zustände, Vorstellungen und Gefühle die Rede, welche in der Regel in den kunstreichsten, plastischen Gestaltungen und in den lieblichsten ästhetischen Formen sich präsentiren.

Vor allem sind es die Zustände, in welchen die Magnetischen sich selbst befinden, über welche sie am liebsten freiwillig sich aussprechen, und man darf darauf rechnen, daß sie, wenn sie nicht zu Aeußerungen über dieselben in der konventionellen Rede aufgefordert, sondern sich selbst überlassen werden, über kurz oder lang dieselben in treffenden Bildern anschauen. — Hier spielt namentlich die reiche Blumenwelt eine große Rolle. Man wird selten eine Somnambüle lange beobachten, ohne daß sie von bedeutsamen Blumenanschauungen spräche. Da sind es entweder einzelne nach Farbe, Gestalt oder Geruch bedeutungsvolle Blumen, die sie schauen, oder frische, duftende Blumensträuße, oder Kränze, die ihnen gereicht oder aufgesetzt werden, oder Blumenguirlanden, mit denen sie sich umwunden sehen, oder Blumengärten, in welchen sie wandeln. Alle diese Bilderanschauungen deuten konstant einen erfreulichen Zustand in der Gegenwart oder eine liebliche Hoffnung meistens auf Besserung oder völlige Genesung an. Erscheinen dagegen die Blumen verwelkt, die Farben erbleicht, der Geruch widrig, sind die Kränze zerrissen oder am Boden zertreten, so deuten diese Bilder auf einen Rückfall oder eine Verschlimmerung der Krankheit oder eine unangenehme selbst traurige Erfahrung in der nächsten Zukunft. Meine Somnambüle R. D. (in meinen Schutzgeistern) wurde durch den ganzen Gang ihrer Heilung von einer symbolischen Blume begleitet, welche durch Abfallen der

Blätter und allmäliges Verdorren der Pflanze das Bild ihrer Krankheit, durch neue Bildung ihrer schönen Form ihre Genesung ausdrückte. Dasselbe Bild wiederholte sich ziemlich ähnlich bei zweien meiner späteren Kranken, die ich gleichfalls magnetisch behandelte. Einer andern Schlafwachen stellte sich stets eine frische Rose dar, wenn sie sich wohl fühlte, eine übelriechende, dunkelfarbige Tulpe, wenn sie unwohl war. — Eben so allgemein sind die Bilder des Lichts, des strahlenden Glanzes und heller Farben, welche klares Schauen, Wohlseyn, Freude, Glück, so wie die der Finsterniß und düstrer, schwarzer Farben, welche unklares Schauen, Uebelbefinden, Traurigkeit und Unglück andeuten. — Mit diesen abstrakteren Vorstellungen verbinden sich in der Anschauung in der Regel die Bilder materieller Gegenstände, um sie zu klarer Auffassung zu bringen, und mittheilungsfähig zu machen.

Das Licht und sein Glanz wird oft allein geschaut, weil es palpabel genug ist; auch das Dunkel und die Finsterniß erscheinen zuweilen für sich, wogegen bestimmte Farben immer ein derberes Substrat auch im Bilde anziehen. — Bendes Somnambüle bedeutete eine lichte Wolke, die sie schaute, Leben und Glück in der Zukunft, eine dunkle, eine sorgenvolle Zukunft und Tod. Obgleich diese Somnambüle die Bedeutung der Bilder nachher umkehren wollte, so ist doch wegen der steten Zweizüngigkeit dieser Kranken und erfahrungsmäßig gleichen Anschauung bei sehr vielen Somnambülen die erste Deutung gewiß die richtige. (Arch. X. 2, 16.)

In andern Fällen stellt sich das Bild als Hieroglyphe, als Zahl oder Buchstabe dar. Bendes Kranke machte mit dem Finger die Zeichen der Zahlen 80, 7, 2, 3, 2. Es ergab sich, daß die erste die Zahl der noch in ihr rückständigen, die zweite die der täglich sich von nun an entwickelnden Krämpfe, die dritte die Zahl der Striche bedeute, welche Vormittags, die vierte wie viel Nachmittags, die fünfte wie viel Abends gegeben werden sollen. (X. 1, 103.)

Derselben Somnambüle wurden die erforderlichen magnetischen

Läufe immer durch Zahlzeichen klar, welche in geringer Entfernung wie flammenvergoldet vor ihr standen. Wollte sie wissen, wie viel Striche zu machen seyen, so stellten sich ihr immer zwei Zahlen dar, welche in der Regel um zwei Einheiten verschieden waren; z. B. 7, 9, oder 6, 8 oder 8, 10 u. s. f., daraus mußte sie immer abnehmen, daß die kleinere Zahl diejenige Anzahl Striche bedeute, welche sie erhalten müsse, die größere dagegen, über welche hinaus keine Striche mehr gemacht werden dürfen. (2, 13.) — Die genaue und oft ängstliche Unterscheidung der geraden und ungeraden Zahlen ist bekanntlich allen Somnambülen eigen. Merkwürdig ist aber der besondere Fall, den Wolfart (S. 77) anführt, wo eine Hellsehende nicht blos die geraden Zahlen für gute, und ungerade für üble Andeutungen erklärte, was häufig vorkommt, sondern daß sich ihr die Beschaffenheit ihres jedesmaligen Zustandes immer in einem Zahlen- und zugleich Zeitbild darstellte. Stand z. B. ihre innere Zahlenanschauung auf 2, so sagte sie: es ist zwei Uhr, und das sollte heißen: es steht gut. Sagte sie: es ist 4 oder 6 Uhr, so hieß das: „es ist minder gut;" war aber ihre Zeit 3 Uhr, so stands übel; noch übler, wenn sie 5, 7 oder gar 9 Uhr hatte. Wollte sie sagen; es wird besser, so bediente sie sich der Worte: „es wird bald 4 oder 2 Uhr seyn." — (Ueber die Zahlentypik der Somnambülen vergleiche man die Schutzgeister S. 362 flg.) — Auf ähnliche Weise sprechen die Hellsehenden in Buchstabenzeichen. — Julie hatte häufig Anschauungen von Arzneien, deren Namen sehr oft lateinisch, einen Buchstaben um den andern, vor ihrem inneren Auge sich entwickelten. So sagte sie einmal: „Für den kranken N. zeigt sich mir ein Mittel. Ja, wenn ichs gleich lesen könnte! Es ist lateinisch. Zuerst C, dann a, dann l, nun wieder c, jetzt a" — so nannte sie jeden Buchstaben, bis Calcarea carbonica heraus war. — Der magnetischen Petersen stellten sich die meisten Verordnungen, die sie sich machte, in Buchstabenschrift dar. Die Zeichen waren abbrevirte Worte. Eine Hirnkrankheit, die ihr drohte, sah sie in folgender Hieroglyphe voraus: **E H a A a F B D F**, das heißt: „Efter halvandet Aars Forlöb bliver du forrykt!" Zu deutsch: „Nach Verlauf von

anderthalb Jahren wirst du verrückt." Hatte sie aus dem Buchstaben Worte und Sätze gebildet, so fragte sie nachmals, ob sie den Sinn richtig gefaßt habe, worauf wieder in Buchstaben-anschauung die Antwort Jo! auch mit dem Beisatz: d. e. gsk. s. Das heißt: det er ganske sikker, zu deutsch: „Ja! es ist ganz sicher" oder: Nei! auch mit dem Beisatz: d. e. f. k, das heißt: Nei det er forkeert! zu deutsch: „Nein, es ist nicht richtig." Oft sah sie als Antwort nur J oder N = Ja — Nein. Bei langen, vielsylbigen Wörtern wurden ihr auch die Anfangsbuchstaben der Sylben klar, z. B. für das Wort „Hirnreinigungskrampf" sah sie die Buchstaben H. j. r. sl. s. kr. = „Hiernerenselseskrampe." (XI. 1, 141.) — In einer andern Krise setzte sie die Buchstaben falsch zusammen, und brachte deshalb nicht den rechten Sinn heraus. (2, 107.) — Meistens kamen ihr die einzelnen Buchstaben einer nach dem andern zur Anschauung, und bildeten zuletzt eine ganze Reihe. Nicht selten brachte eine Taube die Buchstabenverordnung auf einem Papier, das sie im Schnabel trug. (XI. 3, 112 a. a. O.) — Einmal gab sie eine ziemlich komplizirte Baquetfüllung in Buchstaben an, und äußerte dabei: „da springt mir schon ein Buchstabe um den andern, wie aus dem Nichts kommend, hervor." (3, 116. Man vergleiche auch XII. 1, 90. 99. XI. 2, 71. 119. 3, 113. XI. 1, 95.) — Bei dieser Schlafwachen vermengte sich zuweilen die Buchstaben- mit der Zahlensprache. Es kamen z. B. die Zahlen 3, 4, 5, 6 u. s. f., welche die Zahl der in den nächsten Tagen zu erregenden Krämpfe für jeden Tag anzeigten. Neben den Zahlen schaute sie bei jeder einzelnen den betreffenden Tag mit großen, römischen Buchstaben gezeichnet. (Arch. XI. 1, 139.) Bei dieser Gelegenheit sagte die Schlafwache noch: das Lesen ganzer Buchstabenreihen sey ihr leichter und gehe rascher von Statten, als wenn die ganzen Worte gedruckt vor ihr lägen. — Dennoch sah sie auch je und je ganze Worte, z. B. in jener lichten Wolke das Wort „Leben" in der schwarzen das Wort „Tod." (X. 2, 16.) — Schon an einigen Somnambülen machte ich die eigene Erfahrung, daß alles besonders Wichtige, z. B. bedeutende Ereignisse in der Zukunft oder wichtige Verordnungen,

in deutlichen, zuweilen hellstrahlenden Worten vor ihnen oder hoch über ihnen geschrieben stand. Andere vernahmen Alles durch eine Stimme, die sie durch die Krisen begleitete, ohne daß sie eine Person sahen. — Eine Schlafwache de Lausannes sagte, sie höre, was sie vernehme, von einer Stimme, doch sey es mehr wie ein Windstoß (bouffée), der ihr alles eingebe. — Eine andere sagte zu mir: „Ich erfahre alles durch eine Stimme, und doch ists keine Stimme, nur ein Vernehmen: aber anders, als sie sagt, kann ich nicht reden.“ Zwölf volle Wochen vor ihrer Genesung rief diese Stimme ihr zu: „Julie! der zwölfte Juli ist dein Genesungstag,“ und es traf pünktlich zu. — Die Verordnungen, welche sie sich und andern machte, rief diese Stimme ihr gleichfalls zu, welche nicht nur die lateinischen Namen der Mittel, sondern auch immer die Verdünnung bestimmt aussprach, in welcher sie angewendet werden sollten.

Bei der Mannigfaltigkeit und Vieldeutigkeit der Bilder geschieht es wohl, daß dieselbe Anschauung unter verschiedenen Bildern nicht blos bei verschiedenen Somnambülen, sondern bei einer und derselben auftritt. Ich hatte eine äußerst geist- und gemüthreiche und dabei christlich hochgebildete Somnambüle, die gedachte Julie, zu behandeln. Diese hatte unter andern magnetischen Kämpfen auch eine schwere Bergreise in sieben Krisen und eben so vielen Stationen zu machen. Bei jedem Ruhepunkt ward ihr vergönnt, einen Ausblick vom Berge in die umliegende Gegend zu thun. Anfangs war die Fernsicht neblicht, und die Gegend schien düster. Mit jeder höheren Station wurde die Aussicht heller, und die Landschaft freundlicher, bis sie auf der Spitze des Berges eine vollkommen klare und schöne Fernsicht gewann. — Dieses Bild der Umgegend des Berges deutete sowohl ihr Hellsehen, als die Beschaffenheit ihres Zustandes im Ganzen an; beides — dies sollte bezeichnet werden — hob sich allmälich zum Klareren und Besseren. Denselben Uebergangszustand bezeichnete sie in der gleichen Zeit mit dem Gefühle, als werde sie hin und her gewiegt, und schwanke oder schwebe oben in der Luft an einem neblichten Orte. War sie heiter, und fühlte sie sich wohl, so waren es lachende Gegenden,

die sie schaute, im Gegentheile öde, dunkle, felsigte, rauhe Oerter. — Dasselbe findet sich auch bei andern Magnetischen. — Da die Bilder, welche sich denselben darstellen, aus allen Reichen der Natur gewählt, und nach Willkür, obwohl immer treffend, angewendet werden, so ist es natürlich unmöglich, sie zu klassifiziren, oder nur näher anzudeuten. Alles kann der Somnambüle zum Bilde werden. Ich beschränke mich daher auf diejenigen Bilder, welche den meisten Somnambülen gemein sind, und führe nur noch einige dergleichen an. — Ein bedeutendes Hinderniß erscheint unter dem Bilde eines steilen Berges, der erklettert werden soll. (Arch. V. 1, 178.) Dasselbe Bild stellt auch den zu überwindenden Krampfparoxismus dar. (VIII. 1, 27.) — Medizinalrath Kleins Kranke (eben jene im Arch. V. 1 geschilderte) führte, wie zwei meiner Somnambülen auf ganz ähnliche Weise, dieses Bergbild durch den ganzen Krankheitsgang in einer großen Allegorie aus, von welcher noch die Rede seyn wird. — Bevorstehende Schmerzen und Beängstigungen stellen sich zuweilen unter dem Bilde von die Schlafwachen umgebenden und bedrohenden Schwertern und Dolchen dar. (X. 2, 125.) — Brustkrämpfe und Beengungen geben die Bilder von Banden oder Florumhüllungen über die Brust und Lunge. — Sehr allgemein ist das Bild von dunkeln Flecken, welche innere organische Leiden bezeichnen. — Eine starke Ohnmacht oder eine gefährliche Krankheit sieht die Schlafwache gerne in dem Bilde des Angesichts eines Todten; nahe Todesgefahr in dem eines vollständigen Todtengerippes. — Heinekens Schlafwachen erschien ihr inneres Schauen unter dem Bilde eines großen Auges von ätherischem Glanz umflossen, aus welchem lichterfüllte Fäden hervorkamen (II. 3, 55, 58); der Petersen ihr Muttervorfall mit fluor albus unter dem eines faulen Eis. (XI. 2, 110.) — Ihre bevorstehenden sowohl, als die schon überstandenen Krämpfe sah dieselbe Kranke öfters unter dem Bilde einer wohlgenährten und zahlreichen Kuhheerde. Einmal sah sie eine Heerde schneeweißer Kälber, unter welchen ein einziges schwarzes war. — Dieses Bild bezog sich auf eine Freundin, Madame Gottlob, welcher das Bild des schwarzen Kalbes das

kalte Fieber drohte. (XI. 3, 41, 45.) — Meine Julie sah innerlich ihre Krämpfe nach ihrer Zahl und Form vor den Anfällen in sich aufsteigen, und zur inneren Anschauung kommen, ohne das Bild, unter welchem sie erschienen, aussprechen zu können. Sie schilderte einen um den andern, gab ihre Aufeinanderfolge, Dauer und Form an, was immer richtig zutraf. Es war dies nicht nur ein bloßes Vorauswissen oder Ahnen, sondern ein Schauen: denn sie sagte mehr als einmal: „Da marschiren sie wieder vor meinem inneren Auge ordentlich so auf, wie sie sich zeigen werden, einer um den andern." Ein palpables Bild dieser Anschauung konnte sie nie geben, obgleich sie gewiß eines schaute, dem sie nur keine Bezeichnung geben konnte. — Zum Schluß dieses Abschnitts erlaube ich mir, noch einige ungewöhnlichere, obwohl durchaus treffende und zum Theil schöne Bilder anzuführen, in welchen in ihren Krisen obige Julie ihre Anschauungen ausgesprochen hat. Die magnetische Einwirkung war ihr, wie sie sagte, wie ein himmlischer erquickender Thau, der sich sanft auf sie herabsenke. — Meine Handauflegung war ihr besonders wohlthuend, zu Zeiten aber so stark, daß der Zug schmerzhaft wurde. Da sagte sie nun einmal: Ihre Hand brennt wie Feuer; es ist, als wenn auf meiner Herzgrube ein Senfpflaster läge. — Der Rapport zwischen ihr und mir war so intensiv, daß sie im Laufe ihrer Behandlung eine Reihe von Bildern an diese Verbindung knüpfte. Bald sagte sie darüber: „Es ist mir, wie einem Kinde, das stille und fest an das Mutterherz sich anschließt," bald: „Es ist, als ob Seele und Leben aus mir hinaus gegen Sie hingezogen würden," bald: „Ich gehe ganz in Sie hinein; ich schwimme in lieblicher Empfindung," oder: „Es ist wie ein Einschlucken; ich ziehe gewaltig ein," oder: „Es ist, als ob ich trinke." Einmal sagte sie, als ich die Hand entfernte: „Ich muß geistig verhungern. Sie entziehen mir das Leben; geben Sie schnell ihre Hand her!" — Einmal rief sie: „Ach Gott! wie dürstet mich! und drückte dabei meine Hand krampfhaft und zitternd an sich mit den Worten: „Ach! das zieht!" Sie kam mir vor wie ein Dürstender, der nach Getränke lechzt, und mit hastiger

und leidenschaftlicher Begierde nun trinkt. — Ein einziges Mal war der Rapport so innig und die Anziehung so stark, daß er ihr unter einer bildlichen Anschauung vorgestellt wurde. Da sagte sie: „Ich sehe Sie, und mich selbst auch neben Ihnen: aber Sie sehe ich vollkommen, ganz, wie Sie sind; mich dagegen wie einen Schatten, wie man etwa einen Geist sieht, ich möchte sagen, wie Ihren Schatten. Ich gehe ganz in Ihnen auf. Das soll mir dieses Bild sagen." Ein anderes Bild für das gleiche Verhältniß fand sie in einem Dreieck, und sagte: „Es ist, als ob ich in einem Dreieck lebte und dächte. Alle meine Seelenkräfte gehen wie von zwei Punkten in gerader Richtung auf einen dritten Punkt zu mit unwiderstehlicher Macht. Dieser dritte Punkt sind Sie. Das ist lächerlich." — In dem Zeitpunkte, da ihr Gemeinsinn sich zu bilden anfing, während die gewöhnlichen Sinne ihre Rechte auch noch vertheidigten, trat ein Schwanken in ihr ein, das sich zu einem eigenthümlichen Bilde gestaltete." „Wo bin ich?" sagte sie in jener Zeit einmal, „ich bin nicht zu Hause im Kopf. Das ist ein seltsamer Kampf zwischen der Herzgrube und dem Kopf. Beide wollen gelten, beide sehen und fühlen. Das kann nicht seyn. Das ist eine Zerrissenheit. Es ist, als müßte ich den Kopf hinabschicken in die Herzgrube, wenn ich etwas sehen soll. Mich schmerzt die Herzgrube, wenn ich oben sehe und denke, und doch ists noch nicht helle genug da unten. Ich muß mich wundern, und zwar mit dem Kopf, über die neue Einrichtung am Magen. Oben gehts nimmer recht: ich will doch sehen, wo das hinaus will. Ich bin heimathlos." — Hatte die Herzgrube einmal gewonnen, so kamen oft Momente, wo sie sagte: „Jetzt bin ich ganz Empfindung." Ihr äußeres und inneres Leben konzentrirte sich im Gefühl. Da sagte sie einmal auf die Frage, ob sie mich sehe: „Nein, ich sehe Sie nicht: aber ich fühle Ihre Physiognomie so deutlich, als ob ich sie vor dem Auge hätte." Ein anderes Mal konzentrirte sich das Gefühl des Getümmels, das die Krämpfe in ihrem Nervensystem vor ihrem Ausbruche ihr verursachten, in dem Bilde eines „gellenden Schreiens," das sie, wie sie sagte, in sich wie hörte, und das sie unwiderstehlich zwang, selbst auch mitzukreischen.

— Selbst die magnetische Sympathie bezeichnet in ihren Erscheinungen den inneren Drang der Seele, jeden Eindruck plastisch nachzuformen, und die Vorstellung desselben bildlich wieder zu geben. Kratzte ich mir am Kinn, so that es Julie auch; gleich darauf that ich dasselbe an der Nase; sie auch, lachte und sagte: „ich muß alles, was Sie thun, affenmäßig nachmachen.“ Das Mitgefühl hypostasirte sich bei ihr am gleichen Ort, und die Vorstellung meiner Handlung gab sie bildlich durch Nachahmung meiner Bewegungen, obgleich es sie am gleichen Ort auch juckte. Während der magnetischen Behandlung der Schwester Juliens, Amalie, trat einmal eine Periode ein, da sich Veitstänze zeigten. Ehe diese erschienen, stellten sich ihr dieselben in einem höchst lebhaften Vorgefühl dar, das sie nicht nur bildlich aussprach, sondern an sich selbst vorbildete, indem sie äußerst schnell die Hände und Arme umeinander drehte, und dabei stets ausrief: Schneckchen, Schneckchen, Schneckchen! Auch sie sah, wenn es ihr wohl war, lachende Fluren, weiße Tauben und Blumenkränze; schwarze Kreuze, wüste Gegenden und Särge, wenn ihr Zustand sich verschlimmerte. — Wir gehen nun über zu höheren Bildern.

c. Die allegorische Sprache.

Die Allegorie ist ein größeres, zusammengesetztes Bild, ein Ganzes, das aus mehreren Bildern besteht, welche, in lebendiger Handlung in einander verwoben, nicht nur einfache und einzelne Vorstellungen, Gefühle und Zustände, sondern ganze Reihen derselben, und größere, aus mannigfachen Theilen zusammengesetzte Begebenheiten, wie in einem Gemälde darstellen. Diese Darstellungsweise lieben die Somnambülen sehr; sie kommt deshalb fast in allen Krankengeschichten vor, und ist besonders dem zweiten Stadium des Lebensmagnetismus eigen. Strenge geschieden kann die einfache Bildersprache von der allegorischen nicht werden. Jene spielt häufig in diese herüber, und letztere schließt noch öfter die erstere in sich ein. — Am liebsten, freisten, wahrsten und natürlichsten sprechen sich die Somnambülen des ersten und zweiten Grads immer über sich selbst, ihren eigenthümlichen Zustand, ihre

Krankheit, den Gang ihrer Genesung, und die anzuwendenden Mittel aus, welche dieselbe herbeiführen sollen; der Inhalt auch ihrer allegorischen Anschauungen sind daher meistens die genannten Gegenstände.

Wenn im magnetischen Schlaf die Seele in erweiterterem Ueberblick größere Räume und Zeitabschnitte umfaßt, begnügt sie sich nicht mehr mit einfachen Bildern. Auch diese größeren Raum- und Zeitabschnitte überschaut sie mit einem Blick, und bildet sich blitzschnell einen Reflex derselben, in welchem die einzelnsten und kleinsten Begebenheiten und Zustände, die sie enthalten, sich nachformen. Kommt dieses Bild zur Mittheilung, so erscheint es in der Regel als treffendes Charakterbild sowohl in Gestalt als in Handlung. Beide tragen immer das erschöpfende Gepräge der geschauten Zustände und Ereignisse in ihrer Aufeinanderfolge. Und so geschieht es, daß Reihen von zur Anschauung gebrachten Gefühlen, Zuständen und Begebenheiten in der Nähe und Ferne von Raum und Zeit zu Geschichten, zu bildlichen Darstellungen von Handlungen durch Personen- und Thierbilder, zu Schauspielen in dramatischer Form, zu einer Art sinnvoll zusammenhängender Bildergallerie in der camera obscura der Seele umgestaltet werden.

Die geschichtlichen Belege hiefür sind nicht selten.

Schon der allgemeine magnetische Zustand, in welchem sich die Schlafwachen befinden, wird nicht selten von ihnen in lebendigen Bildern dargestellt, welche in wechselnden Formen wiederkehren, und in welchen sie selbst immer die Hauptrolle spielen. Wenn z. B. die eine Somnambüle jedesmal beim Eintreten der Krisen von Lichtfluthen ergriffen wird, in denen sie sich badet, so trinkt eine andere regelmäßig alle Tage an einer Lebensquelle, aus der sie Gesundheit holt, und eine dritte eilt in die Arme irgend einer allegorischen Gestalt, die ihr Stärkung zufächelt mit ihren Fittigen, oder aus goldenem Becher neues Leben sie trinken läßt. — Die Heilkraft des Magnetismus personifizirte die Kranke des Dr. Franz Dürr, welche am Eisenbaquet behandelt wurde, und in den Krisen Alles, was von Eisen war, leidenschaftlich liebte, auf eine naive Weise. Sie stellte sich ihr nämlich als

ein altes wohlwollendes Männchen dar, das sie täglich besuchte, ein eisernes Täfelchen mit sich brachte, auf welchem es die Verordnungen niederschrieb, und beim Abgehen die Treppe hinab mit seinem eisernen Stöckchen klingelte. (A. X. 3, 37.) — Häufiger ist es der ganze magnetische Heilungsgang, der in einem durch alle Krisen zusammenhängend fortlaufenden, stets wechselnden, eine Menge einzelner Situationen schildernden großen Bilde durchgeführt wird. Alles Wechsels der auftretenden Figuren und Erscheinungen ungeachtet, welche das Gemälde beleben, hält sich dasselbe streng in seinem Grundcharakter, und immer ändert sich die Scene dem Zustand völlig entsprechend, den sie darstellen soll. Treu, lebendig und scharf markirt werden die verschiedenen Epochen der Heilungsgeschichte hervorgehoben, und man ist oft versucht, die wahrhaft künstlerische Zeichnung des Einzelnen sowohl, als die Zusammenstellung der Partien des Ganzen zu einem Eindruck zu bewundern, wobei namentlich der Umstand bemerkenswerth ist, daß oft schon die erste Krise die Grundlinien des ganzen allegorischen Schauspiels entwirft, dessen letzte Scene, nach mehreren Monaten erst hervortretend, mit den ersten im schönsten Einklang steht, das harmonische Ganze vollendet, und noch überdies meistens in seinem innersten Kern eine große moralische Wahrheit oder eine erhabene religiöse Idee enthält. — Der Schlafwachen des Medizinalraths Klein (Arch. V. 1) stellte sich ihr Heilungsgang unter dem Bilde einer Bergreise dar, welche mit unendlichen Schwierigkeiten und Hindernissen verknüpft war. Sie hatte einen hohen Berg zu übersteigen; das Erklimmen desselben zog sich durch viele Krisen hin. Jede Station brachte eigene Proben und Kämpfe, und immer setzte sie ihren Weg in der nächsten Krise da fort, wo sie in der vorhergehenden stehen geblieben war. Endlich überwand sie alle Schwierigkeiten, und stand als Siegerin auf der Spitze, wo sie an einer Lebensquelle durch einen Trank aus einem Becher, den ihr ein Alter reichte, mit neuen Lebenskräften sich stärkte. Der Alte war ihr treuer Mentor auf der gefahrvollen Reise, und unter den mannigfaltigen Versuchungen und Proben, die sie zu bestehen hatte, und die er selbst ihr zum Theil in den Weg legte, ihr

Freund, Rather, Warner. Ihm gegenüber standen drohende und lockende allegorische Figuren, bald in Personen, bald in Situationen, bald in Thiergestalten, bald in schauerlichen Abgründen abgebildet, welche die physischen und moralischen Prüfungen, die mit ihrem Zustande verbunden waren, bildlich darstellten. — Es ist der Mühe werth, die interessanten Reflexionen, welche von Eschenmayer dieser Geschichte angehängt hat, nachzulesen. — Eine ähnliche auch sehr interessante Zeichnung bietet uns die Heilungsgeschichte der Julie dar. Auch sie hatte einen Berg zu besteigen, dessen Erklimmung ein Gemälde ihrer allmäligen Erhebung bis zum dritten Grade des Somnambulismus darstellte. Die Reise dauerte einundzwanzig Tage; je am dritten Tag trat eine neue Station ein, so daß die ganze Wallfahrt in sieben Touren beendigt war. Sie ward begleitet von einem freundlichen, nachdenklichen Männchen, das einen Wanderstab mit sich führte, und ihr helfend und schützend immer zur Seite war. Auch sie begann immer da die neue Station, wo sie in der vorhergehenden Krise stehen geblieben war. Auf der ersten schon sieht sie hoch über dem Gipfel des Berges einen Sternenkranz, in welchem mit glänzenden Buchstaben das Wort „Hochschlaf" zu lesen ist. Der Weg führt in Spiralform um den Berg her und hinauf bis zu seiner Spitze. Den Schluß der ersten Station, welche nicht sehr steil, und deshalb auch nicht von heftigen Krämpfen begleitet ist, sieht Julie durch einen Vorsprung am Wege bezeichnet, von welchem aus sie eine ferne, schöne Landschaft sieht, welche, jedoch noch in Nebel gehüllt, vor ihren Augen liegt. Das allmälige Weichen des Nebels ist, wie sie sagt, das Bild der Zunahme ihres Hellsehens, und zugleich ihrer allmäligen Genesung. Auf allen Bergwallfahrten treten ihr schwarze abscheuliche Gestalten entgegen, welche ihr das Hinaufsteigen erschweren wollen. Dies ist das Bild der körperlichen Hindernisse, die ihrer Erhebung in einen höheren magnetischen Zustand entgegenstehen, und zugleich ihrer verschiedenartigen Krampfanfälle. Die zweite und die folgenden Stationen macht sie unter vielen Krämpfen, Kämpfen und sichtbaren Anstrengungen, weshalb sie auch alle als sehr steil bezeichnet werden. Am Schluß

der zweiten Station sieht sie am Wege eine Kapelle, in welcher sie vor einem Kruzifix betet, auf das ihr Führer sie hinweist. Dieses Bild soll ihren Muth und ihren Glauben stärken. Die dritte Station ist höchst mühsam und so anstrengend, daß ihr Führer sie zuletzt tragen muß. Dies ist ein Bild heftiger Krämpfe und eines kataleptischen Anfalls, den sie auf dieser Wallfahrt bekommt. Die Station schließt sich am Saum eines dicken Waldes. Die vierte Bergreise führt in dunkle Tannen ein, über welchen heller Sonnenschein glänzt, welcher die ferne Aussicht auf helleren magnetischen Blick und Genesung andeutet. Ein ähnlicher Vorsprung, nur eine Terrasse höher gelegen, schließt die Tour. Die Aussicht in die ferne Landschaft zeigt sich lichter. — Die fünfte Wallfahrt führt auf steilem, schmalem Wege am Berge hin, links ein furchtbarer Abgrund, rechts die kahle Bergwand. Der Führer, zur Linken wandernd, umschlingt sie schützend und ihr aufwärts helfend. Hoch über dem Walde, den sie kaum verlassen, sieht sie die Tannenwipfel unten im Winde schwanken. Matt gelangt sie endlich zu einer Moosbank, das Ziel dieser Station. Sie ist so erschöpft, daß sie ohnmächtig wird. Ihr Führer stärkt sie durch einen Blick, den er ihr ans Ziel gestattet, wo sie den Sternenkranz wieder erblickt. Auch bringt er ihr viele Blumen und einen Rosenkranz, ein Bild der Aufforderung zur Freude. Ihr Haupt schmückt er mit einem grünen Kranze, mit weißen Blüthchen durchwirkt, d. h.: „ich soll hoffen und glauben." Zur sechsten Station, die hoch und frei den Berg aufwärts sich zieht, bringt der Führer einen Wanderstab mit, an welchem grüne Knospen hervorkeimen, was ihr Muth und Hoffnung geben soll beim mühevollen Steigen. Das Schwierige, wodurch diese Tour sich auszeichnet, ist die totale Schwäche der Pilgerin, die auch wachend sie begleitet. Endlich erreicht sie eine vorspringende Felsenplatte auf schwindelnder Höhe, auf der sie wieder ohne Hülfe stehen kann. Die Aussicht ist reiner und heller, sie sieht ferne Schneeberge, den Himmel rein und klar, die Luft fühlt sie leicht und erquickend. Lauter Bilder ihrer erneuten physischen Kraft und des mehr gehobenen magnetischen Zustandes. Die siebente Station ist die schwerste.

Heftige Brustkrämpfe treten öfters während des Steigens ein, die Anstrengung geht über die Kräfte, und es befällt die Wandrerin eine Ohnmacht. „Jetzt bin ich oben!" ruft sie, aus derselben erwacht, und das Erste, was sie nun thut, ist — auf die Kniee zu fallen und zu beten. Ihr Führer legt einen Kranz von weißen Rosen, den er von seinem Haupte nimmt, zu ihren Füßen; bisher war er mit rothen Rosen bekränzt gewesen. Sie deutet dies so: „die Rosen waren einst sein Gruß, als sie noch roth waren; jetzt nimmt er Abschied: darum sind sie weiß. Er verläßt mich, ich erhalte einen andern Führer." Auf einmal hört sie eine laute Stimme von oben, die sie erschüttert, und ihr zuruft: „Anfang des dritten Grades!"

Amalie, die Schwester Juliens, gleichfalls magnetisch von mir behandelt und geheilt, führte eine ähnliche Allegorie durch ihre Heilungsgeschichte durch, welche theils ihren Genesungsgang, theils ihre allmälige Erhebung zu der magnetischen Fähigkeit, ärztliche Verordnungen zu machen, bildlich darstellte. In den ersten Krisen sieht sie sich in einer lachenden Gegend voll grüner Felder, unferne eines breiten Stromes, an dessen jenseitigem Ufer ein liebliches Kind, mit einem Rosenkranz auf dem Haupte, ihr winkt. In weiter Ferne erblickt sie ein herrlich leuchtendes, wie aus Morgenroth gebildetes Gebirge, über welchem ein glänzender Stern aufgeht. Sie kann sich nicht satt sehen an dieser Landschaft. Zu diesem lieblichen Bilde, das ihr Genesung verheißt, gesellt sich bald ein schwarzer Unhold, der einen wilden, zottigen Hund im Gefolge hat, und ihre Versuche, den Strom zu durchwaten, zu vereiteln strebt. In einer folgenden Krise befindet sie sich wieder in dieser schönen Gegend, und sieht das winkende Kind in der Ferne: aber plötzlich öffnet sich vor ihr ein tiefer Abgrund, der mit Gesträuchen tief hinab verwachsen ist. Aus ihm erhebt sich auf einer langen Leiter der Schwarze mit mehreren Begleitern seines Gleichen. Aber in demselben Moment kommt das Kind herbei mit vielen schönen, weißen Gestalten zu ihrem Schutz. Der Unhold muß weichen mit seinen Gesellen, d. h. die Brust- und Unterleibskrämpfe sind überwunden, und sie versucht nun in den

Strom einzuschreiten. Das Kind steht wieder jenseits und winkt. Einen Theil des Wassers vermag sie zu durchwaten. In einer späteren Krise gewinnt sie die Hälfte, und endlich nach mehreren Wochen und nach vielfachen Kämpfen und Krämpfen das jenseitige Ufer. Diesseits des Flusses waren die Felder grün, jenseits sind sie gelb und reif: Das Kind reicht ihr einen Kranz von reifen Aehren. Es war ein Stadium vorüber. Es beginnt jetzt ein höherer Grad des magnetischen Lebens, und mit demselben eine neue Allegorie, die jedoch früher bereits angedeutet worden ist. Amalie soll nun das ferne Gebirge erreichen und ersteigen, auf dessen Spitze der Stern blinkt, d. h. die Genesung winkt. Auf seiner oberen Fläche steht ein Haus, das eine Menge köstlicher Arzneien in sich faßt; an seiner Seite liegt ein Garten voll herrlicher Arzneipflanzen. Hat sie dieses Ziel erreicht, so kann sie Kranke heilen, und Alles ist gewonnen. Aber wie viele Gefahren sind bis dahin zu bestehen, d. h. wie viele Krämpfe und Veitstänze durchzukämpfen! Diese kleiden sich in die verschiedensten Formen ein. „Hu, welch' wilde Finsterniß! ruft sie einmal aus. Da ists öde und unheimlich, wo ich bin. Ah! so viel Kampf soll es kosten? — Aber ich wills wagen; jenen Berg will ich ersteigen. — Nun erhebt sich gar ein Sturm (es brechen Krämpfe aus), wie der braust! wie schwarz es wird um und um, wie Nacht! (Sie kämpft mit beengtem Athem.) Ah! jetzt sehe ich einen hellen Schimmer in weiter Ferne. — Unsichtbare Gewalten stoßen mich zurück, aber ich will — ich muß durch (Krämpfe). Jetzt lachen und zischen sie hinter mir her, aber ich bin euch entgangen; das hättet ihr nicht gedacht. — Doch meine Kräfte sinken. Noch erreiche ich das Ziel nicht. Nur in der Ferne noch sehe ich das Haus, aber deutlicher, und den Garten und den Gärtner, der mir winkt." — In einer folgenden Krise beginnt der Kampf von neuem, ein zweiter Abgrund öffnet sich; abscheuliche Figuren, wie Eulen, steigen aus ihm empor, umkreisen und quälen sie. „Hu! du kleine Hexe, was willst du? (Es waren Krämpfe ausgebrochen.) Packe dich fort von hinnen! Blaue Flammen steigen aus dem Abgrund. Ah! Ah! (Brustkrämpfe) Gott sey Dank! ich

bin hinüber! Ich sehe die Gartenthüre geöffnet. Mein Führer winkt mir freundlich zu; er ist der Gärtner dort. Aber ich erliege; meine Kraft ist hin; noch erreiche ich das Ziel nicht." — Nach mehreren Tagen begann die Fortsetzung der Krämpfe. Noch ein tiefes Wasser war zu überwinden, bevor der Berg erstiegen werden konnte. „Da ist kein Nachen, und doch muß ich hinüber. Wie trübe, wie tobend die Wogen! Himmel, was wird das werden! — Es wird Nacht; Feuer und Wasser mengen sich. Ach Gott! und so ganz allein! — Einen Schritt hinein in das Toben der Wellen! Das Land weicht. (Heftige Anstrengungen, Brustkrämpfe.) Hu! auch noch ein Gewitter! Alles vereinigt sich: aber doch — doch — es muß seyn! (Sie arbeitet mit Händen und Füßen.) Es zieht mich hinab. Der Sturm wird furchtbar. Ich erliege. (Sie ermattet.) Ach — Gott sey Dank! Da kommt der Gärtner vom Berge über die Wasser her. — O hilf mir! — Jetzt — jetzt bin ich hinüber! Ha! wie die Gestalten hinter mir zischen und toben! Da stürzen sie alle unter die Wogen. Ist das ein Gebrause, ein Getöse! — Ha! jetzt bin ich frei. Fort, fort sind sie!" — In einer noch späteren Krise erreicht sie endlich das Ziel; „Da stehe ich nun vor dem Berge. Da ist ein Weg, ein breiter, leichter, der um den Berg herführt. Den soll ich nicht einschlagen; er führt nicht auf den Berg. Das enge, steile, dornige Weglein? und hinten wieder die neckenden Gestalten? — Das Gestrüppe ist ja undurchdringlich. Da muß ich mich verwunden. Und doch muß es seyn. Muthig! Voran! (Brustkrämpfe brechen aus. Heftiges Ringen aufwärts.) Dort oben seh' ich das Sternlein glänzen. (Heftige Erschütterung der Brust.) Da erhielt ich einen Stoß auf die Brust von einem der ungestalten Teufel. O du entsetzliche Figur, packe dich! Ja lache nur! Ich verachte dich! Vorwärts!" (Heftiges Ringen.) — So setzte sich der Krampf noch längere Zeit fort, bis sie endlich den Gipfel erreichte, wo sie ihren Führer erblickte, der ihr die Arme entgegenstreckte. Noch erreichte sie die Gartenthüre, da verließen sie ihre Kräfte. — Es bedurfte noch einer Krise, um sie vollends einzuführen in Garten und Haus, wo sie zuerst gereinigt wurde von dem Staube, womit die bestandenen

Abentheuer sie bedeckt hatten, und dann eine neue festliche Kleidung statt ihrer von den Dornen zerrissenen Gewänder erhielt. — Nun war ein hellerer magnetischer Blick errungen, und von nun an war die Kranke im Stande, mit vieler Leichtigkeit ärztliche Verordnungen zu machen, die sie im Garten und im Hause holte, wo eine große Tafel stand, auf welcher eine Menge Arzneigläser mit deutlichen Signaturen aufgestellt waren. — Ein sehr merkwürdiges allegorisches Bild, das durch die ganze magnetische Behandlung Juliens sich hinzog, war das einer Mauer. Sie schilderte sie folgendermaßen: „Da steht zu meiner Seite eine Mauer, hoch, dick, fest, alt, eine große Ruine; hie und da wächst Gras aus ihren Spalten. — Dies war die erste Anschauung, die sie nicht in der gleichen Krise deuten konnte. Erst in einer nachfolgenden sah sie die Mauer wieder, und sagte von ihr. „Sie ist ein Bild jener traurigen Stimmung, die mich zuweilen befällt. Entfernt sie sich von mir, so wird mirs leichter und heiterer im Gemüthe. Je näher sie mir steht, und je dunkler sie erscheint, desto tiefer und unüberwindlicher ist meine Traurigkeit. Es ist da, als ob sie über mir zusammenstürzen, und unter ihren Trümmern mich begraben wolle." Es war auch genau so, wie Julie sagte. Trat die Mauer ihr nahe, so durfte man darauf rechnen, daß sie in der nächsten Stunde schon von einer Melancholie befallen wurde, welche oft mehrere Tage dauerte, und während welcher alle magnetische Einwirkung völlig aufgehoben war. Je näher und je düsterer sie erschien, desto tiefer war die Traurigkeit. War sie ganz schwarz, so ging die Melancholie zuweilen in Verzweiflungsanfälle über, in welchen auf Momente völlige Geistesabwesenheit eintrat. — Einmal trat die Mauer in einer Krise Julien ganz nahe; da sah sie das Bild etwas verändert: „die Mauer, die grauenhafte, da steht sie neben mir, dicht an mir, und in ihrer Mitte ein drohender Durchbruch. An einer Stelle wölbt sie sich heraus. Die Steine wollen nicht mehr in ihren Fugen halten, weil hinter der Mauer eine gewaltige Masse andringt. — Bricht das durch, so geht in diesem Prozeß beides auf: die Mauer und was sie zu durchbrechen droht. Das gewaltig von hinten auf sie

Eindringende ist mein tief verborgenes Seelenleiden, die Mauer die daraus folgende Traurigkeit. Wird diese zerstört, so sind natürlich jene auch fort, und meine Seele ist frei." — Zu näherer Bezeichnung dieses magnetischen Bildes, das Julie selbst, wie die meisten ihrer Anschauungen, als solches erkannte, sagte sie in einer spätern Krise: „An ihr muß ich ihrer ganzen Länge nach hingehen. Sie ist das Bild auch meines Leidens im Ganzen, besonders aber des Seelenleidens. Aber Gottlob! sie ist nicht rund in ihrem Zuge; ganz gerade zieht sie sich hin; sie hat ein Ende, da wird sie heller, und an meinem Genesungstage hört sie plötzlich ganz auf. In sieben Wochen werde ich ihr Ende erreicht haben." — In den letzten Krisen äußerte sie sich noch in folgenden Worten über dieses Bild: „Jetzt sehe ich sie immer ferner von mir und heller gegen ihr Ende hin. Das Schwarze liegt hinter mir." Ein anderes Mal: „Meine Mauer hat einen gedoppelten Charakter. Die ganze Länge derselben bedeutet meine ganze Krankheit, die nun schon seit zehn Jahren durch mein Leben sich hinzieht; die schwarzen Parthieen derselben sind meine Traurigkeitsperioden." Noch später: „Jetzt sehe ich ihr Ende nicht mehr ferne: aber sie wird nicht kleiner, sie spitzt sich nicht zu, ich sehe sie auf einmal nach ihrer ganzen Höhe abgeschnitten. — An ihrem Ende, das ich jetzt deutlich gewahr werde, sehe ich oben und neben und unten hell glänzende, lange Strahlen aus ihr hervorschießen. Diese, sagt mein Führer, deuten die wieder auflebende Heiterkeit meiner Seele und zugleich die Blicke des Geistes an, die mir in meinem Elend zu Theil geworden. Diese Helle in der Mauer besteht schon länger, schon seit ich heller sehe. Tief in ihrer Mitte ist ein Licht, ein Feuerstrom von der Stelle an, da sie sich auch äußerlich erhellt. Das war die Zeit meiner Erhebung. Jener innere Strom ist die Quelle der Ausstrahlungen am Ende." — In der vorletzten Krise sah sich Julie mit tiefer Rührung nur einen Schritt von dem Ende der verhängnißvollen Mauer entfernt. Sie weinte bei diesem Anblick freudige Thränen. In der letzten aber rief sie jubelnd aus: „Ha! meine Mauer! Alles stürzt zusammen. Gott sey Dank! sie bricht nicht über mich herein, sie stürzt hinter sich und in sich

selbst zusammen. — Da liegt sie den langen Weg. Eine weiße Fahne steckt hoch auf ihrem Schutt. Sie flattert so frei. Ein Kreuz glänzt auf ihrer Spitze. „Halleluja“ steht auf dem Tuche geschrieben. — O sieh! viele Hände erheben die Fahne jubelnd und dankend gen Himmel.“

An einigen Somnambülen habe ich ferner die Erfahrung gemacht, daß der Gang der Krankheit und Heilung gerne durch das stehende und durch alle Krisen auftretende Bild einer Blume, deren Formen sich nach dem Grade der Besserung ändern, angedeutet wird. Das von R. O. geschaute allegorische Blumenbild ist in meinen „Schutzgeistern“ beschrieben. Julien und ihrer Schwester A. stellten sich ähnliche Blumenbilder dar. Das der R. O. verwelkte; allmälig drei und dreißig Blätter mußten nach und nach abfallen, der Blumenkelch verdorren, der Stengel dürre und trocken werden. — Diese Allegorie zog sich bis zum Genesungstage hin, wo auf einmal die ganze Blume in erneuter Pracht, schöner als je, vor ihrem Auge stand. Das erste Bild deutete die Krankheit, das zweite die errungene Gesundheit an. Die beiden genannten Schwestern dagegen hatten jede zwei Blumenbilder, welche in Scherben verpflanzt waren. Die eine verwelkte, während die andere langsam keimte, heranwuchs und eine Blumenknospe trieb. Das Verwelken der einen, wie das Gedeihen der anderen Pflanze entsprachen immer genau dem Zustande des Befindens, und in derselben Krise, in welcher der Scherben zertrümmert, die Pflanze und Blume verdorrt, unscheinbar und zertreten am Boden lagen, stand in hell glänzendem Gefäße, an welchem der Genesungstag und der Name des Magnetiseurs in leuchtenden Buchstaben verzeichnet waren, auch die neue Blume in strahlender Schönheit da. — Es ist nicht ohne Interesse, wie Julie, die ihre Blume selbst ein Symbol ihrer Heilung nannte, in verschiedenen Zeitpunkten dieselbe sah, und die wechselnden Bildererscheinungen an ihr in den Krisen beurtheilte. Beim ersten Erblicken der Blume schilderte sie mir das Bild nach seiner Gestalt: „Da steht sie in einem schönen, hohen Scherben, hat dunkelgrüne Blätter, wie die Aloe, doch ohne Stacheln. Ein hoher Stengel erhebt sich aus ihnen, auf dessen

Spitze eine rosenfarbige Blume prangt, welche die Form eines halbzerschnittenen großen Ei's hat. Sie ist, wie etwa der Mohn, mit unzähligen Blättchen gefüllt. Die Blume leuchtet helle, und die ganze Pflanze ist mit herrlichem Glanz umgeben. Sie stehen daneben, und betrachten sie aufmerksam." Später gab sie folgendes Bild: „Ha! meine Blume! welch' jämmerliches Bild stellt sich von ihr mir dar! ich sehe, sie ist auch ein Bild meiner körperlichen Leiden. Wie viele Flecke sehe ich daran! Der Hauptfleck ist unten, wo der Stengel aus den Blättern hervorkommt. Da ists tief gefleckt und faul. Das ist mein Unterleib. Oben, wo der Stiel in den Kelch eintritt, ists eben so. Das ist der Rückgrat. Ueberall am Stengel sind Flecke: das sind die verschiedenen leidenden Partien des letztern." Ein anderes Mal sprach sie sich so aus: „Die Flecke sind stärker; immer tiefer fressen sie nach innen; es geht nicht ohne Zerstörung der Blume ab. Der Scherben hat einen Riß von oben bis unten." — „Die obersten Blätter, welche grün waren, sind jetzt gelb. Der Stengel sieht unten arg aus. Hu! ein wüster Wurm sitzt darin, und gräbt eine Röhre aufwärts. Pfui! Pfui! Zwei Drittheile des Stengels hat er bereits hinaufgefressen. Wenn er die Blume erreicht, so fällt sie ab. Das ist die Bestimmung des Bildes: am Ende werde ich die Blume, wenn diese ganz zerfallen ist, in ihrer ganzen Schönheit sehen dürfen." — Am Schlusse der Krankheit hören wir sie noch: „Da sehe ich meinen Führer auf einer Wolke stehen. Zu seinen Füßen liegt auf der einen Seite eine völlig verdorrte, zusummmengefallene Blume. Das Gefäß, in dem sie sich befand, ist zerschmettert. Auf der anderen Seite steht die andere Blume, kräftig, gesund und schön, mit dem feinsten Purpur auf ihrem Kelch und tiefgelben Staubfäden. Ganz offen und reif steht sie da. Am Scherben ah! ah! da steht der zwölfte Juli, mein Genesungstag, mit weißen Buchstaben und Ziffern auf grünem Grunde. O, wie freue ich mich! und Ihr Name ist auch daneben. Dahin gehört er, er steht am rechten Platze." — Mit derselben Genauigkeit schilderte ihre Schwester A. das gleiche Bild und sein Gegenbild, die zweite neuaufkeimende und heranwachsende Blumenpflanze.

Immer zeigte sich in dem Verhältniß, in welchem die erste erstarb, ein Fortschritt in der neuen Bildung der zweiten, während es zugleich schien, als ob die verdorrende Blume, welche, während die Genesung immer weiter fortschritt, immer mehr welkte und zerfiel, zugleich den Gang der Krankheit und ihr trauriges Ende anzeigen sollte, das sie genommen hätte, wenn nicht magnetische Hülfe eingetreten wäre.

Nicht alle Somnambülen erreichen den Grad des Hellsehens, in welchem sie im Stande sind, ihren ganzen Zustand oder den Gang ihrer Krankheit und Heilung in ein Totalbild aufzufassen, und durch die Krisen allegorisch durchzuführen. Häufiger sind es daher einzelne Zustände, kleinere Abschnitte aus der Krankheitsgeschichte, einzelne Zufälle und Situationen, vorübergehende Stimmungen, Gefühle und Leidenschaften, drohende Gefahren u. dergl., welche im magnetischen Schlafe zu bildlicher Anschauung kommen, und nicht selten als lebendige allegorische Zeichnungen oder dramatische Scenen auftreten. — Die allmälige Entwicklung des magnetischen Schlafs aus dem natürlichen stellte sich so einer Schlafwachen als ein Kampf dar, in welchem der natürliche und magnetische Schlaf personifizirt und ziemlich erboßt auf einander erschienen. In einem Halbschlaf sagte sie: „Dieser Halbschlaf ist doch ein närrischer Zustand. Schon gestern Abend kam der natürliche Schlaf und forderte den magnetischen zum Kampfe auf, in der stolzen Meinung, daß dieser verlieren würde. Als aber der natürliche merkte, daß er nichts gegen ihn ausrichten könne, kam er nachher wieder schaamvoll herangekrochen, und bat ganz demüthig den magnetischen, vereint mit ihm wirken zu dürfen, wozu dieser ihm endlich die Erlaubniß gab, und daraus entstand dieser alberne Halbschlaf.“ (Arch. IX. 2, 187.) — Gleich darauf dramatisirt dieselbe Somnambüle ein Gebet, worin sie eine Ahnung ihres nahen Todes und den Wunsch, noch länger leben zu dürfen, durch eine vertrauliche Unterredung mit Gott, den sie persönlich sieht, ausdrückt. „Diese Nacht um zwei Uhr, sagte sie, wollte Gott mich zu sich rufen mitten in den größten Schmerzen. Ich aber erwiederte: Herr, zwar kannst du mich zu dir nehmen, wenn dirs gefällt,

aber laß mich noch länger leben. Darauf fragte mich Gott: warum willst du denn nicht zu mir kommen? — Ach! ich möchte gerne meine jüngsten Kinder noch erziehen. — Nun so lebe! war des Herrn Antwort: aber dann sollst du auch bis zehn Uhr leiden, was ein Mensch nur leiden kann. Doch will ich dir kämpfen helfen." — Bei einer andern Magnetischen kämpfen Wohlseyn und Krankheit miteinander unter den Gestalten einer weißen Taube und eines schwarzen, wüsten, phantastischen Vogels. —

Am liebsten beschäftigen sich bekanntlich die Magnetischen mit sich selbst und ihren Angelegenheiten. Es sind daher auch meist Zustände, in denen sie selbst sich befinden, oder welche genaue Beziehung auf sie haben, die den Inhalt ihrer Bilder und Allegorien ausmachen. Vorzüglich beschäftigen sich diese mit der Krankheit, drohenden Gefahren, ärztlichen Verordnungen, angenehmen Gefühlen des Wohlbefindens, der Hoffnung auf Genesung u. dergl. — Da sind es denn wieder die beliebten Blumen und Kränze, welche namentlich die angenehmen Gefühle und Zustände repräsentiren, und zuweilen über das Gebiet der einfachen Bilder sich erhebend, die lebendig bewegte Schaubühne der Allegorie betreten. Bald trägt sie nämlich ein Genius auf dem Haupte, bald reicht er sie der Kranken dar, bald bekränzt er sie damit, oder umschlingt er sie mit Blumenguirlanden, oder bestreut er ihren Pfad mit Blumen, oder schüttet er sie aus in ihren Schooß. Diese Bilder alle sind immer Hoffnung und Freude verkündend und theils Zeugen des Wohlbefindens in der Gegenwart, theils sichere Vorboten desselben in der nächsten Zukunft. Auch kehren diese Blumenspiele meistens konstant in der gleichen einmal bei einer Kranken da gewesenen Form unter den gleichen Umständen immer wieder. Manchmal jedoch wechseln die Blumen in den Farben, welche bekanntlich nicht ohne Bedeutung sind. Bereits ist bemerkt worden, wie der Kranz von rothen Rosen auf dem Haupte des Führers seinen freundlichen Gruß an Julie aussprach, während der weiße, den er zu ihren Füßen legte, seinen nahen Abschied ankündigte. Als er ihr aber einen grünen Kranz mit weißen Blumen reichte, sagte sie: „Dieser Kranz macht einen tieferen Eindruck auf mich, als alle

andere Blumen; er hat einen ernsten Charakter, er soll mir sagen: „Du sollst hoffen und glauben!" — Im magnetischen Schlafe hat Alles Sprache, jede Erscheinung redet. Ist es auch nur die Sprache des Bildes, die aus unbelebten Gegenständen redet, so ist sie doch so vernehmlich und dem magnetischen Zustande so angemessen, daß sie nicht nur den Werth der Wortsprache für die Schlafwache hat, sondern diese noch überbietet. So ist es nur ein kleiner Schritt, den sie thun, wenn sie statt unbelebter belebte Gestalten aufführen, und diese theils durch ihre Formen, Mienen, Gebärden, ihr Benehmen, ihren Charakter, wie in deutlichen Worten ihre eigenen inneren Thätigkeiten, besonders ihre Gefühle aussprechen lassen. Die Personifikationen bilden sich, wie die Anschauungen überhaupt nur allmälig klar aus; es bedarf oft längere Zeit, bis sie vollständig werden. Anfangs sind es nur bestimmte Gefühle oder Ahnungen von der Nähe eines Wesens, wodurch sie sich ankündigen. Später erscheint etwa ein Auge, ein Gesicht, oder ertönt eine Stimme. Strombecks Julie sagte von dieser: „Sie scheint außer mir, ist aber in mir." Bald verwandelte sich dieselbe bei ihr in einen „redenden Körper," der keine bestimmte Gestalt hatte. Sie sagte von ihm: „Er ist keine wirkliche Erscheinung, sondern eine Stimme, die in mir spricht." (Arch. VII. 2, 7.) — Auf diese Weise bilden sich bald rascher, bald langsamer die verschiedensten Anschauungen von lebenden Gestalten aus. — So sehen wir redende Thier- und Menschengestalten in den magnetischen Kreisen, welche meistens wesenlose Gebilde der Phantasie der Somnambülen sind, wobei ich jedoch ausdrücklich bemerke, daß, obgleich, wie ich so eben sagte, die meisten menschlichen Gestalten, die zur Anschauung kommen, Phantasiebilder sind, hievon die eigentlichen Führer oder Schutzgeister, welche besonders in den höchsten Graden des Somnambulismus im Umgang mit den Schlafwachen getroffen werden, eine Ausnahme aus Gründen machen, deren Erörterung nicht hieher gehört, und welche in meiner Schrift „die Schutzgeister" ausgeführt sind. Diese Wesen, so wie manche andere, noch höhere, aber auch finstere, dämonische Wesen sind wirkliche Realitäten

und höhere Persönlichkeiten. Doch wir kehren zu unseren Allegorien zurück.

Angenehme Gefühle und Zustände treten als Handlungen in die Scene, und werden bald durch leuchtende Vögel, weiße Tauben, welche mit ihren Flügeln die Kranken fächeln, oder sich ihnen traulich auf die Schulter setzen, oder freudig vor ihnen hüpfen und singen, oder durch menschliche ätherische Gestalten, welche freundlich sich nahen, u. dergl. ausgesprochen. — Das angenehme Gefühl der Genesung erscheint den Magnetischen oft als eine blühende Kindergestalt. Heinekens Kranke sah in den Augenblicken des Wohlbefindens tanzende, wie Genien gekleidete, mit Blumen bekränzte Kinder. (Arch. II. 3, 65.) — Madame S...., Bendes Schlafwache, projicirte sich das Bild ihrer nahenden Genesung in einer weiblichen, überaus schönen Gestalt und einem Knabenbilde. Erstere trug ein silbernes Kreuz in der rechten Hand, auf dessen einer Seite ein gelber, auf der andern ein weißer Vogel, die Bilder der Krankheit und Heilung, saßen. In der linken Hand hielt sie die aufgeschlagene Bibel. Das Kreuz und die Bibel forderten sie zum Glauben und Hoffen auf. Der Knabe wollte sie in höhere, bessere Regionen, d. h. in den glücklichen Zustand der Genesung führen. (Arch. XII. 1, 95.) — Dr. Meißners Kranke behauptete nach einer Ohnmacht und darauf eingetretenen großen Erleichterung: „Die Mutter Gottes selbst sey leibhaftig bei ihr gewesen, und habe ihr über das Gesicht gestrichen.“ Später ward sie durch die gleiche Erscheinung vom Ertrinken in einer Badewanne gerettet. (X. 2, 101, 105.) — Noch öfter bilden sich unangenehme Gefühle und Zustände zu handelnden Figuren aus. Schwarze Vögel umschwirren, umkrächzen und beißen selbst die Schlafenden; zottige Hunde mit feurigen Augen verfolgen sie; giftige Schlangen zischen auf sie los; schwarze Unholde ergreifen und quälen sie; Todtengerippe nahen sich ihnen drohend u. dergl. — Obiger Mad. S. erschien ihre weibliche Figur, wenn ihre Körperleiden überhand nahmen, oder Krämpfe bevorstanden, ernst und traurig. Bisweilen ließ sie in solchen Fällen wohl auch große, häßliche Schlangen, besonders eine, die schrecklich giftig war, sich aus den

Blumen, die sie umgaben, hervorwinden. Diese fuhr zischend auf die Kranke los, biß sie ins Herz, und nach der Wunde zeigte sich eine tiefe Narbe. Dabei sah sie sich von unzähligen kleinen Nattern (ihren Krämpfen) umwimmelt, von denen ihre Begleiterin zuletzt zwei volle Eimer ins Meer schüttete, d. h. diese waren durchgekämpft. (A. XII. 1, 94.) — Eine andere Kranke sah, sobald sie ihre körperlichen Leiden berücksichtigte, ihr Herz zu einer Schlange werden, die sich zischend bis ins Gehirn erhob. Dann änderte sich das Bild: sie sollte über einen See nach einer jenseitigen lieblichen Gegend schiffen. Da sie eben den Kahn besteigen wollte, wurde das Wasser wie Blut, die Gegend verfinsterte sich, und sie fiel am Ufer in Ohnmacht. Dieses Bild deutete, wie die Schlafwache sagte, eine Hirnentzündung an, die ihr drohe, die auch wirklich aller prophylaktischen Sorgfalt ungeachtet, eintrat, und bei welcher viele Blutentziehungen nöthig wurden. (Wolfart A. A. O. S. 79.) — Eine sehr hellsehende Magnetische, welche von Wolfart behandelt wurde, erhielt die Anschauung, wie sie in einem langen Gebäude mit vielen kleinen und größeren Zimmern, worin viele Betten standen, auf dem schmalen und langen Gang mit unsicherem Blick und Tritt einherschreite, und viele sonderbare weibliche Gestalten an sich vorüberwanken sehe. Plötzlich rief sie aus: O Gott, das ist ja ein Irrenhaus, und da muß ich mich als eine Wahnsinnige erblicken! Sie war heftig durch diese Anschauung erschüttert, und bat flehentlich, sie vor diesem Haus zu schützen. In ihrem Gehirn sah sie in diesem Augenblick nur einen hellen Punkt, von dem sie fühlte, daß, wenn er sich ausbreiten und freier strahlen würde, das Bild verschwinden müsse. Diese Anschauung bezeichnete nur die Möglichkeit eines sich entwickelnden Wahnsinns, da die Krankheit ohne dieses traurige Ende in heftigen Kopfaffektionen, Geistesabwesenheiten und Starrkrämpfen glücklich verlief. (S. 85.) — Andere Schlafwachen sehen nagende Würmer an oder in den Organen, welche vorzüglich leiden, z. B. im Herzen, dem Uterus, den Gedärmen. Julie sah im Stängel ihrer symbolischen Pflanze einen Wurm das Mark desselben aufwärts bis zur Blume durchfressen, worauf diese abfiel. — Der Schlafwachen Petersen kündigte sich eine heftige Krampfperiode

einmal mit der Anschauung eines Donnerwetters an, welchem sie in tiefer Nacht in einem dicken pfadlosen Walde ausgesetzt war. Der Regen stürzte in Strömen herab, der Sturm heulte furchtbar, der Donner brüllte, und nirgends war ein Ausweg. Gesicht und Hände bluteten von den Dornen, die Kleider waren zerrissen; sie zitterte vor Angst und Frost. Mit einem Mal sah sie zwei helle Tauben durch die Kronen der Bäume über dem Walde schweben, deren Zuge sie folgte, welcher sie der Stadt und ihrem Schutze zuführte. (XI. 3, 43.) — Eine französische Idiosomnambüle litt an heftigen Magenschmerzen. Sie erzürnte sich über dieselbe als über eine fremde Person, die sich ihr aufdringe, und bat sie fortwährend, zu schweigen und sich zu entfernen. (II. 2, 159.) — Herr B., ein Freund des Regierungs-Assessors Wesermann in Düsseldorf, ein Hypochondrist, der zuweilen den magnetischen ähnliche Anfälle hatte, trug den Keim einer Nervenkrankheit in seinem Körper, welcher nicht zum Ausbruch kommen wollte. In diesem Zustande hörte er täglich Gesänge und Musik; und wenn er sich in seinem Gartenhause durch ein Glas Wein zu zerstreuen suchte, so kam ein Jude hinter das Fenster, welcher ein solches Geplärre machte, daß er dasselbe öffnete, und den Juden mit dem Weinglas zu Boden warf. Ein andermal saß er in seinem Saal auf dem Kanapee, und sah eine Legion Hunde wie Soldaten kreisförmig in dem Saale auf dem Hinteren sitzen, welche ihre Blicke nach Herrn B. wandten. Gegen ihm über saß ein großer Pudel als Kommandant, der unaufhörlich den Vorderfuß in den Rachen steckte, welches den Herrn B. veranlaßte, den Finger in den Mund zu stecken, worauf ein Erbrechen erfolgte, was sehr erleichterte, übrigens die Hunde nicht verscheuchte. Einmal ließ er eine Messe für sich lesen, da verkrochen sich die Hunde während des Läutens rückwärts unter Stühle und Tische. Als jedoch das Geläute vorüber war, nahm die Hundegesellschaft ihre vorige Position wieder ein. (VI. 2, 141.) — Diese Allegorie spricht im Bilde des widerlichen Juden und der Hunde die Krankheit aus, in dem des Einsteckens der Pfote in den Rachen das Gefühl der Nothwendigkeit des Erbrechens, in dem des Verkriechens und Wiederkehrens der Hunde

den schwankenden Glauben an die Möglichkeit der Befreiung von dieser Vision durch kirchliche Mittel. —

Auch das Vorausschauen erst später eintretender Zufälle und Zustände personifizirt sich im magnetischen Schlaf, und bildet sich öfters allegorisch aus. Es sind bereits einige dies beweisende Belege angeführt. Hier noch einige. — Die die Petersen stets begleitende Taube zeigte mehr als einmal prophetische Fähigkeit. Einmal sagte die Kranke zu ihrem Magnetiseur: „Die Taube schwebt über deinem Haupte, und schlägt dich mit dem Flügel in den Nacken, damit du besser aus der Nase bluten kannst.“ Wirklich fing die Nase zu bluten an. Nach einer Weile: „Jetzt kehrt die Taube zu mir zurück.“ Im Nu hörte das Bluten auf. Sodann: „Diese Nacht kommt meine Taube noch einmal zu dir, deine Nase bluten zu lassen. So wirst du von deinem Kopfwehe frei.“ Um drei Uhr Nachts blutete richtig die Nase wieder so stark, daß Kissen, Hemde und Brust überblutet waren. Der Kopfschmerz war weg. Bende bemerkt dazu, daß er zum Nasenbluten gar nicht geneigt sey, und daß es ihm sehr selten begegne. (XI. 2, 82.) — Ein anderes Mal sagte sie: „Meine Taube legt sorgfältig den Deckel auf den Brunnen meiner Nachbarin, damit ich mich am Sonnabend in der Raserei nicht in denselben hineinstürzen soll. Am sichersten, sagt meine Taube, dies zu verhüten, sei, wenn ich morgen nach Lill'öe gerudert, und dort in einen tiefen Schlaf versetzt werde.“ — Dies geschah. — In einer späteren Krise: „Da kommt die Taube mit einem versiegelten Briefe, den sie noch nicht öffnen will (d. h. von dessen Inhalt die klare Anschauung noch nicht da war.) Ei, da sehe ich die zweite kleinere Taube, welche mit dem Schnabel auf das Siegel pickt. Weiche zurück! sagt die größere, das darf noch nicht seyn. Ich sorge für die Kranke, du hast die Kraft dazu nicht. (In der kleineren Taube personifizirte sich immer das antimagnetische Ich, hier die Neugierde der Schlafenden, den Inhalt zu erfahren.) Ist das nicht demüthigend für die kleine Taube, die es doch so gut mit mir meint, als die große? (Diese repräsentirte bei ihr stets den ernsten, weisen Führer.) Aber die alte bleibt unerschütterlich; sie ist eben eine

gründliche Denkerin und dabei standhaft. Jetzt hat die Taube drei Briefe, einen im Schnabel und einen unter jedem Flügel. . . . . In acht Tagen erfahre ich den Inhalt des einen, später des zweiten. Der dritte wird mir erst in der Neujahrsnacht geöffnet." Der Inhalt des ersten war eine ärztliche Verordnung in hellen römischen Buchstaben geschrieben. Der zweite enthielt die Aufforderung an die Kranke, für ihren Verstand zu sorgen, da sie, wie ihre Eltern, Anlage zur Schwermuth habe, und ihr Gehirn durch Grübeleien, Sorgen und mehrjährige Epilepsie, Mutterleiden und Gichtschmerzen sehr lange angegriffen sey. Die junge Taube will ihr lebenslänglich glücklichen Wahnsinn empfehlen, wogegen die alte heftig protestirt, und wobei die Schlafende bemerkt: „Die junge hat Recht, aber die alte ihrer Seits auch." Der dritte Brief, welcher in der Neujahrsnacht mitgetheilt wurde, war ein Schreiben von ihrem seligen Mann, worin er ihr die Nachricht gibt, daß sie in der Zukunft mit vielen selbst Nahrungssorgen werde zu kämpfen haben, und sie auffordert, die Hoffnung und das Vertrauen auf den Herrn nicht zu verlieren. (XI. 3, 67.) — Meißners Kranke träumte im magnetischen Zustande, sie schwanke auf Wellen, und kämpfe mit größter Anstrengung gegen das Ertrinken. Tags darauf fiel sie im Bade in Ohnmacht, und da sie allein war, war sie wirklich dem Ertrinken nahe. (X. 2, 101.) In niederen Graden regen sich zuweilen noch Leidenschaften in den Schlafwachen, und es geschieht deshalb manchmal, daß auch diese sich in Bilderformen aussprechen. Die junge Taube der Petersen hat bereits hiefür einen Beleg gegeben. Die beiden Tauben begleiteten sie durch einen beträchtlichen Theil ihrer Heilungsgeschichte, und überall erscheint die größere, ältere als das personifizirte magnetische, die kleinere als das dem Tagleben und seiner sinnlichen Richtung noch mehr angehörige und deshalb oft antimagnetische Ich der Schläferin. Diese äußert sich daher immer dem leichtbeweglichen, launischen, heftigen Temperament der Somnambülen entsprechend, während jene ruhig, ernst, umsichtig, besonnen, weise spricht. Diese Zweiseitigkeit veranlaßte in den Krisen nicht selten komische dramatische Auftritte zwischen den beiden

Tauben, und artete wohl auch, wenn die Wünsche der Schlafwachen auf eine für sie empfindliche Weise durchkreuzt wurden, in eine Zerrissenheit aus, aus der bittere Händel zwischen den beiden Thieren entstanden. Ein solcher Auftritt ist im Archiv (XI. 3, 70) geschildert, wo die Kranke sagt: „Die beiden Tauben können nicht einig werden. Die kleine will mich schnell hergestellt wissen, worauf die alte erwiedert: das geht nicht an. Sie fragt: Was nützt es, das Unkraut abzureißen und die Wurzel stehen zu lassen? Darüber wird die kleine aufgebracht, und sagt: Soll denn die Kranke fort gequält werden, bis für ihr krankes Gehirn keine Hülfe mehr möglich ist? die alte: Noch ists nicht Zeit. Bescheidenes Schweigen ziemte dir besser; meine Erfahrung reicht weiter, als die deine. — Hier hackte die junge Taube erbittert mit ihrem Schnabel auf das Siegel des Briefes los, den die alte nicht öffnen wollte, worauf diese ihr einen kleinen Papierstreifen vor den Schnabel warf, auf welchem die Worte standen: Traue! Harre! Schweige!" — Später Seite 84 kommt ein ganz ähnlicher Auftritt vor. — War die Kranke mit den magnetischen Anordnungen einverstanden, so sammelten beide Tauben emsig die Ingredienzen zu den Rezepten, und trugen sie freudig zusammen. War dies nicht der Fall, so griff die junge Taube nach andern Arzneimitteln, als die alte, und mußte sich gefallen lassen, von dieser korrigirt und sogar geschmält zu werden. — Einmal sah sie ihren seligen Mann und die Taube bei einander stehen, wie sie sich zusammen über sie beriethen, und nicht den Muth hatten, ihr etwas mitzutheilen, was sie wissen sollte. Offenbar fehlte ihr hier noch die klare Anschauung von einer Sache, von der sie die magnetische Gewißheit hatte, daß sie wichtig für sie sey. Hierüber wurde sie so ärgerlich, daß sie nicht dazu kam, ihr Gefühl zu verbildlichen, sondern ungenirt in ihrer Tagsmanier drauf los schimpfte, und ihren Bildern zurief: Ihr seyd beide ein Paar Feiglinge, und habt weit weniger Muth als ich; nur heraus damit! (XI. 2, 133.) Einmal war sie der Verzweiflung nahe, da sah sie sich selbst im Begriff, sich ein Messer ins Herz zu stoßen, welches Bild sie so erschütterte, daß sie von nun an gefaßter sich benahm. — Selbst ein Spottbild gibt

einmal dieselbe Kranke preis. Sie wurde nämlich einmal von einer Nachbarin, welche sie vorher schon nicht leiden konnte, in der Krise besucht, und über die Herzensangelegenheiten ihrer (der Fragenden) Tochter befragt. Die Antwort der Somnambüle war das beißende Sprüchwort: „Wer in den Kohl spuckt, muß ihn selbst ausessen.“ Nachher sagte sie: als sie so böslich geantwortet habe, sey die Tochter der Tosse vor ihr inneres Auge getreten, wie sie in eine Schüssel mit Kohl gespuckt, und sich dann selbst daran gemacht habe, ihn zu verzehren. — In derselben Angelegenheit gab sie mit einem zweiten Srüchwort die spöttische Antwort: „Frau Nachbarin, sie müßten eine gewaltig lange Stange haben, um die Elster vom Holz abzuhalten.“ In demselben Augenblick sah die Petersen einen Wald, auf welchen eine Elster zuflog, und sich selbst mit einer langen Stange bewaffnet, den Vogel vom Holz abzuhalten. Dieser aber kümmerte sich wenig darum, und flog lustig ins Gebäume. (XI. 1, 142.)

Sehr häufig sind es endlich Arzneiverordnungen, welche von den Somnambülen bald in einfachen Bildern, bald in Allegorien angeschaut werden. Ueber Erstere sind bereits oben einige Andeutungen gegeben worden. Sie sind sehr verschiedenartig. Bald sieht die Schläferin die Heilpflanze in ihrer ganzen Gestalt, bald nur ihre Wurzel oder Blätter oder die bloße Blüthe, bald den extrahirten Saft derselben, und beschreibt diesen entweder nach seiner Farbe, seinem Geruch oder Geschmack, oder nennt sie das Organ, auf welches die Arznei vorzüglich einwirkt, oder schildert sie die spezifische Wirkung derselben. Zuweilen steht das mit Arznei gefüllte Glas vor ihrem Auge sammt der Signatur, die sie abliest, oder vernimmt sie in Buchstaben oder sichtbaren Worten, welche vor ihr sich entwickeln, die Verordnung, oder hört sie dieselbe von einer Stimme aussprechen. In einzelnen Fällen schaut sie in die ferne Apotheke, wo sie genau die Büchse oder das Glas bezeichnet, worin das fragliche Medikament enthalten ist. — Wenn nur in höheren Graden des magnetischen Lebens die oben angeführten größeren Allegorien möglich werden, in welchen z. B. ein Totalbild des Krankheits- und Heilungsgangs auftritt, das nicht

nur die größeren Epochen und Momente derselben, sondern auch die Details anschaulich macht: so scheint es bei arzneilichen Verordnungen nicht immer gerade ein Beweis von höherem Hellsehen zu seyn, wenn die Schlafwachen statt des bestimmten, einfachen, bezeichnenden Bildes des Gegenstandes oder statt der wirklichen Anschauung desselben eine allegorische Darstellung geben, welche erst gedeutet werden muß. Im Gegentheil scheinen hier die allegorischen Anschauungen oft mehr den oben erwähnten unvollkommenen Bildern sich zu nähern; wiewohl auch hier Ausnahmen gelten, und die gewohnte Manier der einzelnen Somnambüle in Anschlag zu nehmen ist. — Uebrigens sind allegorische Anschauungen bei Verordnungen in den Krisen nichts Seltenes. Ich erlaube mir einige anzuführen. — Bendes Kranke rief einmal ihrem Magnetiseur zu: „Du hättest sehen sollen, wie fröhlich meine Taube einem dahinspringenden vierfüßigen Thiere nacheilte. Jetzt kommt sie zurück, und äußert ihre Freude, dieses Thier gefunden zu haben.“ Welches Thier es sey, konnte sie nicht sagen, weil es ihrem Schaustrahl zu schnell vorübergegangen, und auch zu weit entfernt gewesen sey. „Uebrigens schien es ihr hellbraun und von der Größe eines Rehes. Im Gehen lies es etwas unter dem Bauche, nahe an den Hinterbeinen, vorfallen, was die Taube sorgfältig aufsammelte, und in ein kleines viereckiges Papierchen packte.“ Auf die Frage, die nun Bende nach der Bedeutung des Bildes machte, kam die Antwort: „Meine Taube sagt, sey nicht vorwitzig! noch ist es nicht Zeit.“ In der darauffolgenden Nacht träumte sie das gleiche Bild. Zugleich erschien ihr ihr verstorbener Mann, der ihr sagte: „Was das Thier hat fallen lassen, ist gut für dich.“ Erst nach fünf Wochen erhielt sie Aufschluß über die Anschauung von der Taube, welche auf einem Zettelchen, das sie im Schnabel brachte, ihr das Wort: „Moschusthier“ zeigte, wobei sie die Bemerkung machte: „Dieses Thier kannte ich vorher nie; aber es hat hinten am Bauche einen Beutel, aus dem es den Moschus fallen läßt.“ — Ein anderes Mal tragen ihr ihre beiden Tauben die Ingredienzen zu einer Baquetfüllung zusammen, wobei sie ausruft: „Jetzt kommt sie mit einem Stückchen Teufelsdreck im Schnabel;

— jetzt trägt sie Wachholderbeere, jetzt Kamillen, jetzt ein Stückchen Bernstein herbei.“ (XI. 2, 55.) In einem spätern Schlafe: „Die Taube breitet ihre Flügel über mich aus, als ob sie mich umarmen wolle. Da fliegt sie hin — jetzt kommt sie wieder, und läßt einen weißen Lappen in meinen Schooß fallen. Nun bringt sie eine Menge Blumen und Kräuter, und legt ein Säckchen daneben, in das ich sie füllen soll u. s. w.“ (S. 60) und noch einmal (S. 80): „Da geht die Taube beständig im Grünen, um mir zu bedeuten, daß ich diesen Sommer auch viel ins Feld gehen, und viel Grünes genießen soll.“ — Einer Freundin dieser Magnetischen wurde die Nothwendigkeit einer Fontanelle in folgendem Bilde angedeutet. „Meine Taube hackt der Maria zwei Löcher in die Beine, und legt ihr in jede Oeffnung eine Erbse; sie soll Fontanellen haben, und sie wenigstens ein halbes Jahr unterhalten.“ (XII. 1, 100.) — Eine meiner Somnambülen sah, wenn eine Verordnung gemacht werden sollte, meine Hausapotheke vor ihrem inneren Auge, in welcher sie zuerst die Numer der Schublade, dann die Gläserreihe in derselben, und endlich die Zahl des Fachs, in welchem das Glas stand, erkannte. Hiebei ward ihr, wie von einer unsichtbaren Gewalt, die Hand an die richtige Schublade geführt. Sodann mußte sie die Reihen der Gläser von vorne nach hinten abzählen, und bei derjenigen mit dem Finger anhalten, in welcher das gesuchte Glas stand. Darüber hinaus konnte und durfte sie keinen Finger bewegen. Nun gings ebenso beim Abzählen der Gläser in der gefundenen Reihe, indem sie bei dem Fach, worin das Glas stand, mit stiller Gewalt angehalten wurde. Die Arzneidosen erhielt sie durch ihre Stimme. Eine Verordnung von ihr lautete z. B. so: „Ich will für den Kranken N. ein Medikament suchen. Ich sehe die Apotheke. Aber nun welche Schublade? . . Ah, die sechste? — Welche Reihe nun? — Eins, zwei, drei u. s. w. Gut, die neunte ists. . . . Jetzt aber das wie vielte Glas? . . . Eins, zwei, drei u. s. f. . . Das vierzehnte Glas ist das rechte. . . . . Meine Stimme ruft: täglich zwei Tropfen! Den einen frühe, den andern Abends!“ Zu jeder einzelnen Anschauung bedurfte sie immer einige Minuten, somit, da jede — also zuerst die Apotheke,

dann die Schublade, sodann die Reihe, das Glas, die Dose, jede für sich besonders bestand und gesucht werden mußte, zu einer Verordnung eine volle halbe Viertelstunde. Die gedachten einzelnen Anschauungen brachte sie nie in ein Ganzes zusammen. Besonders lange zögerte sie, wenn ihr die Wahl der Arznei, vorausgesetzt, daß sie ihre Natur kannte, oder die Dose, oder die Verdünnung nicht passend schien. So verordnete sie einmal Arsenik in der zweiten Verdünnung zu drei Tropfen gegen eine heftige, lange anhaltende Diarrhöe, und wollte durchaus nicht daran glauben. Allein es war vergebens: sie durfte mit dem Finger nicht über das Glas hinaus. Der schnelle günstige Erfolg rechtfertigte jedoch die Verordnung. Zuweilen brachte ihr ihr Führer das Glas auf seiner Hand, und deutete mit dem Finger auf seine Signatur. Einmal sah sie einen ganzen Tisch voll Arzneigläser, über welche ein Aufseher Wache hatte, und aus welchen sie das Betreffende mit seiner Hülfe auswählte.

d. Die Sprache des zweiten Gesichts.

Noch sind zwei Anschauungsweisen der Somnambülen zu erörtern übrig, welche die höchste Plastik, deren die menschliche Seele im Zeitleben fähig ist, nach ihren beiden Hauptrichtungen, nämlich einerseits nach unten, gegen die Außen- und Sinnenwelt, andererseits nach oben, gegen die geistige Welt hin, entwickeln. Ich meine die Anschauungen des zweiten Gesichts und die des Symbols. Beide sind als bildliche Ausdrucksweisen der Seele verwandt, und unterscheiden sich dadurch, daß Ersteres das Materielle, die sinnliche Erscheinung, die Thatsache der Außenwelt, Letzteres das Geistige, die Idee, die Thatsache der höheren Welt in bildlichem Gewande einfach und unmittelbar darstellen. Letztere Eigenschaft, die Unmittelbarkeit, unterscheidet sie beide von dem einfachen Bilde und der Allegorie, welche Brücken und Mittelglieder zwischen sich und dem, was sie bezeichnen wollen, übrig lassen, und zum Behufe ihrer Deutung der Reflexion noch Raum geben. Beide haben auch das gemein, daß ihre höheren Erscheinungen ohne die Annahme einer Mitwirkung höherer intelligenter Wesen nicht erklärt werden

können, obgleich beide ein höchst fein entwickeltes Ahnungsgefühl, — Ersteres für die Außenwelt und ihre Eindrücke, Letzteres für die geistige Welt, und beide eine große Befreiung des Nervengeistes voraussetzen. Noch finden beide, das zweite Gesicht der höheren Art und das Symbol, in dem Umstand einen Vereinigungspunkt, daß beide, jenes für die Sinnenwelt und das äußere Leben, dieses für das innere, höhere geistige Leben ominös und von hoher Bedeutung sind, neben dem, daß sowohl das zweite Gesicht als das Symbol Anschauungen sind, welche nicht gesucht und errungen werden können, sondern sich dem inneren Auge gleichsam aufdringen, und unwiderstehlich angeschaut werden müssen. Endlich charakterisiren sich beide dadurch, daß eben, weil ihre Anschauungen der unvorbereiteten und zu ihrer Bildung nicht mitwirkenden Seele aufgenöthigt werden, selbst von den Seherinnen oft nicht sogleich verstanden werden, und die Deutung des zweiten Gesichts zuweilen erst durch seine spätere pünktliche, oft ganz überraschende Erfüllung klar wird: das Symbol aber eine oft unerwartete, jedoch immer höchst treffende Erklärung erhält, während eine andere, auf dem Wege der Reflexion versuchte, übrigens sehr natürlich scheinende von der Seherin mit Bestimmtheit als eine unrichtige zurückgewiesen wird, ehe sie selbst noch die geringste Kunde von der richtigen Deutung hat, welche ihr sehr oft nicht zugleich mit der Anschauung wird. — Man könnte das höhere Symbol das zweite Gesicht des Geistes, das gemeine das der Seele nennen.

Ueber das Wesen des zweiten Gesichts ist oben das Nöthige gesagt. Es bleibt daher nur übrig, einige geschichtliche Belege für die Thatsache zu geben, daß im Somnambulismus das zweite Gesicht wirklich vorkommt. Die merkwürdigen Fälle, welche bei der Seherin von Prevorst beobachtet worden sind, sind bekannt, und auch in meinen „Schutzgeistern" aufgeführt, weshalb ich sie hier übergehe, und einige andere der niederen und höheren Art, die ich zum Theil selbst an Somnambülen beobachtet habe, hier anführe.

R. D., eine meiner Magnetischen, sah in der Krise das Gefährt, welches ich kaufen wollte, nicht nur nach seiner ganzen Gestalt bis ins Einzelnste genau und richtig, ohne dasselbe, was auch bei mir

der Fall war, je vorher gesehen zu haben, sondern erblickte sich selbst in demselben auf einem Wege fahrend, auf welchem sie wirklich bald darauf mit mir und meiner Familie im gleichen Gefährte fuhr. — Bendes Kranke sah einen „alten Spulwurm" in ihren Gedärmen, der sie oft durch Stiche in die linke Seite sehr beunruhigte. Dabei sagte sie: „Ich sehe den Wurm nicht in mir, wo er doch wirklich steckt, sondern vor meinem Sehstrahl zeigt sich sein getreues Abbild, das sich windet und ringelt. Anfangs hielt ich das Bild für eine junge Natter, die mir etwa etwas Arzneiliches bringen werde." Sie gab die Länge des Wurms mit einem Bindfaden genau an, und fügte bei: „Bisher ringelte und bog er sich in Kreisen; als ich ihn aber messen wollte, da legte er sich der Länge nach hin." Als der Spulwurm zu der von ihr bestimmten Zeit richtig abging, traf das Meß ganz pünktlich ein. (XI. 1, 150.) — Vor ihrer Abreise nach Jena, welche Stadt eilf Meilen von ihrem Wohnorte entfernt war, sah sich eine Somnambüle Professor Kiesers daselbst auf dem Wege zur Genesung, und mit einer Freundin in dem Fenster eines ihr ganz unbekannten Hauses liegen, an welchem ein mit Bäumen besetzter Platz lag. Mehrere Wochen nach ihrer Ankunft in Jena miethete Kieser, der sie bisher in seinem Hause gehabt hatte, ohne von ihrer Anschauung das Mindeste zu wissen, für sie eine ihr völlig unbekannte Wohnung, und lud zufällig gerade jene Freundin am Tage des Einzugs zu ihr ein, um ihr Gesellschaft zu leisten. Als diese angekommen war, und mit ihr zum erstenmal die Wohnung und Aussicht betrachtete, kam jenes Bild mit seiner Erfüllung zur Erinnerung der Kranken, und sie erkannte jetzt auch wieder die Zimmergeräthe, welche sich ihr gleichfalls in ihrer Vorschau dargestellt hatten. (XI. 1, 4.) —

Ein Schlafwacher Wolfarts, ein junger Kaufmannsdiener, der in täglich sich wiederholenden Krisen die völlige Anschauung des Kriegs hatte, in welchen er im Jahr 1814 zu ziehen sich vorgenommen, brachte die Anschauungen wirklicher Kriegsvorfälle ganz im Einzelnen in seinen Reden scenisch so zum Vorschein, daß man, wenn man ihn am Baquet, so lebendig gestikulirend, sprechen

hörte, sich auf den Kriegsschauplatz völlig wie versetzt sah. Hiebei hatte er folgende Erscheinung des zweiten Gesichts. Er konnte nicht wissen, wohin der Kriegsgang führen werde, und dennoch war die Scene, auf welcher seine Bilder spielten, der Elsaß und besonders die Nähe Straßburgs, wo er mit dem Korps, dem er sich einige Monate später wirklich anschloß, zwischen den Festungen mitfocht. Hier verflochten sich allerdings mit seinen Anschauungen Bilder, die sein Ehrgeiz hervorrief: denn bald war er vom Freiwilligen zum Offizier, und endlich, wie es schien, zum Kommandanten des Korps avancirt. Was aber der nachher pünktlich eintreffenden Wirklichkeit vollkommen entsprach, war folgendes. Beständig hatte er es mit Aufstand, brennenden Dörfern, Erschießen der Aufwiegler, mit den Ausfällen aus den verschiedenen Festungen, besonders aber viel mit Visitiren der Reisenden auf den Vorposten, mit verdächtigen Bauern, mit Ergreifung von Spionen, deren oft sehr weitläufigen, bald ernsten, bald drolligen Verhören und ihrer Aburtheilung zu thun: — Vorfälle, welche später — denn damals hatten die Teutschen den Rhein noch nicht überschritten — im Elsaß wirklich stattfanden, wovon er selbst nur einen kleinen Theil unmittelbar handelnd mitmachte, was er aber magnetisch schlafend alles voraus schaute. —

Am zwanzigsten Mai 1840 sagte meine Somnambüle Julie in einer Krise: „Da muß ich einen Kirchhof sehen. Ein Theil desselben ist von der Sonne beleuchtet. Da ists schön. Dort im Schatten, im Nebel sind viele Personen; auch sehe ich einen Sarg dort. Ich weiß, daß er und die Menschen dabei, die schwarzgekleideten, Beziehung auf mich haben; aber ich kann noch nichts fixiren." Am dreißigsten Juni setzte sich die Anschauung fort: „Ich sehe den Kirchhof wieder. Mehrere ganz neue Grabsteine und viele Kreuze sehe ich auf ihm. . . . Ach Gott nicht! . . . Ich will nicht! . . . Es ist ein Blick, den ich in die Zukunft thun muß. . . . Ich fürchte mich vor solchem Schauen. . . . . Muß ich denn? . . . . Ich sagte meinem Führer, es werde nicht gut seyn, wenn ich solche Dinge sehe. Er hat erwiedert: „Du weißt nicht, was gut ist." Unter Zittern und Krämpfen fährt sie in heftiger Angst

fort: „Das Bild deutet auf eine Seuche. . . . . Die Grabsteine und Kreuze bezeichnen die vielen Opfer, welche sie hinreißen wird. . . . . . . O Gott! muß ich denn alles sagen? . . . Die Seuche wird in N. ausbrechen. . . . Ich fragte mehrere Male; immer ist die Antwort: „in N.“ . . . . Sie wird kommen im Herbst 184 . . . . . Ich sehe Erbrechen und Durchfall bei der Seuche.“ — In der Krise des dritten Juli erst schloß sich die Anschauung: „Schon wieder muß ich auf den Kirchhof. . . . Ach, ich mag nicht hinein. . . Treppen hinauf führt mich mein Führer. . . Ich gehe so ungerne; er trägt mich fast. . . . . Er drückt auf die Thürschnalle (Heftige Krampfschüttelung.) . . . . Es hilft nichts; ich muß hinein, ich muß. . . . Er deutet mit seinem Finger ernst und bestimmt auf ein Grab hin. . . . Ein einfacher Stein mit einem kleinen goldenen Kreuze oben. . . . . Ein niederer weißer Zaun umgibt das Grab. . . . . Was ist das? O Gott! . . . . (Starke Krämpfe treten ein.) O Gott! es ist so. . . . Es ist furchtbar schwer das zu sagen. . . . . (Zittern. Beengter Athem.) Ich sehe die N. dort stehen. . . . . . Ha, so ist es. . . . Es ist das Grab des . . . . Jetzt ergreift er mich an der Hand, und führt mich hinaus.“

Diese Anschauung soll erst die Zukunft enthüllen.

e. Die symbolische Sprache.

Der dritte Grad des Lebensmagnetismus, ohne Widerspruch der höchste und merkwürdigste, ist nach der Seherin von Prevorst „das hellste innere Wachen, in welchem der Geist, frei (das heißt so frei, als es möglich ist, wenn nicht vollkommenes Sterben eintreten soll) von Leib und Seele, über beide herrscht.“ Der innere Mensch erreicht in diesem Grade die höchste ihm im Zeitleben mögliche Stufe geistiger Anschauung. Nicht nur durchschaut er die Seele und ihre Kreise, die Natur in ihrem Wesen und in ihrer Erscheinung, sondern dringt auch mit seinem erleuchteten Blick in die Tiefen der geistigen Welt ein, weshalb seine Anschauungen immer höherer Art sind, und selbst, wenn sie sich aufs Zeitleben beziehen, einen geistigen Charakter haben. Daher kommt es, daß in diesem Grade, der die höchsten Interessen des inneren Menschen

in sich faßt, der Gegenstand der Anschauungen auch diese meistens sind, und in demselben Gott und göttliche Dinge, das Verhältniß des menschlichen Geistes zum höchsten Geist, religiöse Ideen und höhere Pflichten zur Sprache kommen, daß Gemüthszustände, welche über die niedere Sphäre der Sinnenwelt sich weit erheben, in ihnen vorherrschen, daß also auf dem höchsten Punkte der Geistesfreiheit im Zeitleben die tiefste Andacht, die feurigste Begeisterung fürs Höhere in Gebeten und Betrachtungen voll brennenden Gefühls sich kund geben, die heiligsten Entschließungen und Gefühle ausgesprochen werden, und Glaubens- und Hoffnungsblicke aufleuchten, welche in solcher Tiefe und Innigkeit im wachen Zeitleben unmöglich sind. — Das Streben des Geistes ist in diesem Zustande völlig in centripetaler Richtung nach innen und oben; alles Besondere, Zersplitterte, Zerstreute konzentrirt sich in das Eine, das — Alles ist, und da hinauf hebt er auch die Seele sich nach, welche, jetzt ganz seine Dienerin, was er schaut und gibt, in seinem Sinn, aber in ihrer Weise auffaßt und ausspricht. — Da aber auch das Höchste, was vom Geist geschaut und erkannt wird, soll es ausgedrückt werden, oder zur Mittheilung kommen, soll es überhaupt Bedeutung fürs Zeitleben erhalten, ein sinnliches Vehikel haben muß, so werden wir auch noch auf den höchsten Stufen der geistigen Anschauung Bildern begegnen, welche aus der Sinnenwelt entlehnt sind, und die höchsten Ideen des Schönen, Guten und Heiligen an zeitliche Formen angeknüpft finden. — Dies sind die Ideale, welche die Somnambülen der höchsten Grade schauen, dies die Symbole, in deren oft so hehren Formen sie uns das darzustellen suchen, was kein Menschenwort mehr umfaßt und ausspricht. — Der Geist ist auf der Rückkehr zu dem in der Sünde verlassenen Centrum begriffen, er nähert sich wieder seiner ursprünglichen Integrität, in welcher er auch wieder eine lebendigere Ahnung der Ursprache des Menschen erhält. Darum liegt auch unendlich mehr Wahrheit und Treue in den Bildern, welche er hier der Seele hervorruft, als in denen, welche sie ohne seine Vermittlung in niederen Zuständen für sich zusammenfügt. Darum bleibt auch Manches, was er schaut,

unaussprechlich, und es findet sich zu seiner Darstellung kein erschöpfendes Bild. — Immer aber zeichnen sich die Bilder, welche der Seele in diesen höchsten Zuständen vorschweben, durch ihre Einheit mit der Anschauung, und darum durch Einfachheit aus. Auf dieser Stufe ist das Bild wieder zur Wahrheit erhoben. Die Idee und ihre Erscheinung verschmelzen in einander, und gerade so haben wir oben die vollkommenste Sprache, die Sprache Gottes zum Menschen in der Natur, erkannt. — Das Symbol steht somit weit über dem gemeinen Bilde und der Allegorie: denn es ist die verkörperte Idee; es bringt die Welt des Geistes zur Hypostasirung im sinnlichen Bilde; es ist ein treuer Reflex des höchsten Lichts, die ächte Hieroglyphe für den Sinn des Höheren, die mit Worten nicht auszusprechende Chiffre der Idee, — das Idealbild.

Diese konzentrirte und prägnante Redeweise der Seele im Symbol verlangt aber auch eine geistigere Deutung, als das einfache Bild und die oberflächliche Allegorie, und ihr Sinn ist weit schwerer zu lösen, als der einer aus verschiedenen oft für sich selbst sprechenden Theilen zu einem lebendig handelnden Gemälde zusammengefügten Allegorie. — Es ist meistens ein bedeutsam erhabenes, oft sehr dunkles Bild, in welches die Gottbegeisterten Propheten den höchsten Sinn niederlegen, den nicht mehr der Verstand durch Reflexion und Vergleichung so leicht hervorzieht, und in allen Religionen aller Zeiten sind die Orakel, die Mysterien, die Divinationen und selbst die Glaubenslehren häufig in Symbolen ausgedrückt, was sehr natürlich erscheint, da die Sprache der Religion, oder die von oben begeisterte Sprache des Gemüths und der Phantasie die reinste höhere Seelensprache ist, abgesehen davon, daß die unlauteren religiösen Begeisterungen z. B. die alten pythischen u. a. doch am Ende nichts anders als Traumresultate, höchstens höhere Träume sind. Die alten Orakel, welche uns noch bekannt sind, tragen ganz diesen Charakter, und wir erkennen die symbolische Traumsprache, wenn in ihnen die hölzerne Mauer Schiffe, und ihre Zahl Lebensjahre, die Meereswogen — die unterjochten Völker bedeuten. — Doch selbst die christliche Religion ist dem Symbol nicht fremd, was die Bildersprache der

alttestamentlichen Propheten schon, die Parabeln Jesu und insbesondere die Offenbarung des Johannes beweisen. Ueberall sind tief bedeutsame Allegorien und Symbole aufgestellt, und in sichtbare Verbindung mit dem Entwicklungsgange der Menschheit gesetzt, und gerade weil in dieser höchsten Symbolik der Seele nicht nur die tiefsten Blicke des Menschengeistes, sondern auch die Offenbarungen des göttlichen Geistes eingeschlossen sind, ist es der scharfsinnigsten Reflexion unmöglich, sie zu entziffern, obgleich auch hier noch das Charakteristische des Traums überall sich offenbart, und daher weder die Gegensätze und Kontraste in den Bildern fehlen, noch die Gleichnisse von der gewöhnlichen Art der Bildnerei der Seele sich weit entfernen. — Die Verbindung Gottes mit den Menschen wird z. B., um einige verständlichere Schriftbilder dieser Art anzuführen, unter dem Bilde der Ehe dargestellt, Welt-Reiche werden mit mächtigen Thieren, stolze Tyrannen mit Ruthen Gottes, zahllose Heere und Völker mit Meeren und ihren Wogen, der Uebermuth des Menschen mit einem Traume, das Reich Gottes mit einem Gastmahl, Lehrer mit Sternen u. s. f. verglichen. — Die Aehnlichkeit dieser Bilder mit denen, welche die Seele in ihren höheren Zuständen gebraucht, ist unverkennbar.

Wie die höheren magnetischen Zustände selten ganz rein auftreten, sondern stets in einander spielen, so weben sich schon die Allegorien höheren Styls oft höhere Ideen ein, wodurch sie einen Doppelsinn erhalten, der einerseits auf die Verhältnisse des Taglebens, andererseits auf höhere, geistige Gegenstände zielt. So enthält die Bergreise der Somnambüle des Medizinalrath Klein (Arch. V. 1) Bilderanschauungen, die auf der einen Seite die physischen und psychischen Kämpfe darstellen, welche mit ihrer magnetischen Heilung verbunden waren, auf der andern aber eine moralisch-religiöse Seite darbieten, aus welcher die Aufforderungen und Antriebe zu den edelsten Tugenden, den erhabensten Gesinnungen und zu Erfüllung der schönsten und schwersten Pflichten hervorleuchten. Eben so gibt es eben darum auch niedere und höhere Symbole. Erstere sind mit Allegorie gemischt, oder deuten sie, obgleich mit vorherrschender Richtung des ganzen Gemäldes

aufs Geistige, in ihrer Anwendung auf Verhältnisse und Beziehungen des Zeitlebens, während die letztern das Geistige, die Idee, rein für sich auffassen und darstellen. Die weiterhin anzuführenden Belege mit Beispielen werden beides darthun. — Ein merkwürdiger Umstand bleibt immer der, daß die Symbole, welche die Magnetischen in ihren Krisen anschauen, was sich gleichfalls aus den nachfolgenden Beispielen ergeben wird, ohne all ihr selbstbewußtes, freies Zuthun vor ihrem inneren Auge sich bilden, und ihnen unwiderstehlich aufgedrungen werden; sodann, daß sie ihre symbolischen Bilder, wenn sie mit Allegorie sich mischen, gar oft nicht auf einmal, sondern allmälig zur Anschauung erhalten; endlich — daß ihnen eben so allmälig der Sinn und die Bedeutung ihrer Bilder aufgeht, welche sie, wenn sie auch noch so natürlich scheint, und ihnen nach ihrer eigenen Erklärung noch so nahe liegt, weder selbst geben, noch von andern als richtig annehmen, sondern immer gleichsam von höherer Eingebung erwarten, und oft wirklich in überraschendem Kontrast mit der vermutheten Erklärung erhalten. — Von denjenigen Vorfällen, wo wirklich höhere Eingebung durch übersinnliche Wesen stattfindet, und welche nicht in Abrede gezogen werden können, ist hier nicht die Rede. Es handelt sich nur von jenen geistigen Anschauungen, welche der gehobene Geist für sich auffaßt. Bei diesen ist es derselbe Fall, wie bei den Bildern und Allegorien, welche gleichfalls in den Krisen oft unerwartet, wie Traumbilder, auftauchen, und nicht sogleich erklärt werden können, nur mit dem Unterschied, daß bei Anschauung der Symbole der Geist abgesondert von der Seele und frei anschaut, ihr das reine Material zur Einkleidung ohne Kommentar liefert, und oft so von ihr getrennt ist, daß ihr Bewußtseyn in dem seinen aufgeht. Bei der Anschauung der Bilder und Allegorien hat die Seele es mit Produktionen aus ihrem eigenen Gebiete zu thun; sie sind ihre Redeform, und wenn sie dieselben nicht sogleich zu deuten vermag, so liegt der Grund hievon in einer unvollkommenen, noch dunkeln, nur ahnenden oder fragmentarischen Anschauung, welche einen erschöpfenden Totalausdruck noch nicht zuläßt. Beim reinen Symbol ists anders. Der Geist allein handelt und schaut; die Seele ist

unthätige Zuschauerin bis der Geist den Inhalt seiner höheren Erfahrung ihr mittheilt, der ihr nur zu oft fremde ist, oder auch nur ahnend, nicht in seiner ganzen Fülle von ihr erkannt wird. Hat sie ihn aber empfangen, so ist es ihre Sache, das vom Geist Geschaute mit dem entsprechenden Gewande zu bekleiden, und dasselbe in ein Charakterbild zu fassen. Je nach der Empfänglichkeit der Seele für das Gegebene wird dieses nun entweder sprechend und treffend oder mehr oder weniger der Wahrheit sich annähernd ausfallen. Je geistiger die Seele schon im wachen Leben ist, je mehr sie sich mit dem Geist und seinem Gebiete befreundet hat, desto treffender sind die von ihr gefertigten Idealbilder, und desto leichter wird ihr das Verständniß des Gegebenen und seine Deutung. Man könnte wohl sagen: Bei der Formation der gemeinen Bilder und niedern Allegorien holt die Seele aus dem Gebiete des Geistes das herab, was sie zur Belebung und Begeistung derselben bedarf; bei der Bildung der Symbole dagegen steht sie dem Geiste selbst näher, sie empfängt alles von ihm, sie redet aus ihm heraus, sie bedarf nur zur Versinnlichung des erhaltenen Geistigen eines materiellen Vehikels, das sie aus der Sinnenwelt zu sich heraufzieht in die geistige, um es hier gewißermaßen selbst zu vergeistigen. — Der Grund der bald blitzschnell hervortretenden, bald langsam und allmälig sich entwickelnden Anschauung, so wie der oft rasch erfolgenden, noch öfter aber nicht sogleich paraten Deutung liegt daher einzig in der größeren oder geringeren Empfänglichkeit der Seele für das Verständniß dessen, was der Geist ihr vorhält. Daß hiebei die Bildungsstufe des Individuums, so wie die augenblicklichen körperlichen nnd psychischen Verhältnisse desselben auch in Anschlag kommen, leuchtet von selbst ein. — Daher kommt es, daß manche Anschauung des Geistes der Seele symbolisch undarstellbar, oder, wenn auch das nicht ist, in einem für sie selbst nur auf einer Ahnung beruhenden und deshalb unklaren und unerklärbaren Bilde darstellbar wird.

Im Nachfolgenden gebe ich mehrere sehr interessante höhere Bilder, welche meistens meiner Somnambüle Julie angehören, deren geistige und namentlich moralisch-religiöse Bildung eine

ausgezeichnete genannt zu werden verdient. Wenn auch sie gar oft Anstand nahm, ihre Symbole sogleich nach der Anschauung zu deuten, so liegt der Grund hievon nicht in einem Mangel an Empfänglichkeit für Gaben, die ihrer Seele vom Geiste mitgetheilt wurden, sondern in der ihr eigenen großen Bescheidenheit, das so ganz unerwartet von ihm Erhaltene, das als ihr Eigenthum durch ihre Seele zur Mittheilung gehen sollte, als solches zu prädiziren. Mit großer Gewissenhaftigkeit wies sie daher alle eigene Reflexion bei Deutung ihrer Symbole eben so standhaft zurück, als die fremde z. B. die ihres Magnetiseurs, so natürlich und entsprechend sie auch scheinen mochte. Oft war sie, wie sie selbst zuweilen bekannte, über die Deutung eines Bildes vollkommen im Klaren, dabei aber so ängstlich, es möchte derselben etwas Eigenes, von der Reflexion willkürlich Zugegebenes, mit unterlaufen seyn, daß sie dieselben oft ganze Stunden zurückhielt, und ihre Stimme drei- bis viermal fragte, ob sie sich nicht irre, bis sie endlich mit derselben hervortrat. Die höhere Anschauung mußte immer, wie das Symbol allein bilden, so über seine Deutung allein entscheiden. — Auch waren ihre Anschauungen zuweilen so rein geistig, so abstrakt und tief, daß allerdings ihre Seele dem Fluge des Geistes in Nachbildung des von ihm Geschauten nur ahnend folgen konnte, daß in Folge hievon ihre Bilder oft anfangs nicht klar und total waren, und eben deshalb auch die Deutung nur allmälig erfolgte. — Auch ihre Symbole reihen sich endlich zum Theil an Allegorien an: aber sie bilden sichtbar meistens auch die Lichtpunkte derselben, und glänzen wie Diamanten aus dem allegorischen Grunde hervor. Einige der nachfolgenden Bilderzeichnungen sind reine Allegorien, aber im höheren Style gehalten, und da ihnen immer auch ein höherer Gedanke zum Grunde liegt, so nahm ich keinen Anstand, sie in der Reihe der höheren Symbole, wörtlich treu, wie ich sie in den Krisen aus dem Munde der Kranken vernommen habe, hier aufzuführen. — In den ersten zwei Graden des Lebensmagnetismus, welche Julie in einem Zeitraum von drei Monaten durchlaufen hatte, waren es nur einfache, oft dunkle und abgerissene Bilder, welche sie zuweilen schilderte, und welche sich meistens auf

ihre körperlichen Verhältnisse bezogen. Im Beginn des vierten Monats trat sie in den dritten höchsten Grad ein. Heftige Krämpfe hatten seit geraumer Zeit diesen Uebergang vorbereitet, und im Momente des Uebertritts in denselben ertönte aus der Höhe eine Stimme, welche „erschütternd laut und klar" die Worte ihr zurief: „Anfang des dritten Grades!" Von dieser Zeit an erhielten ihre Anschauungen einen höheren, ernsten Charakter, die höhere Allegorie verdrängte bald das einfache Bild, der Sinn und Inhalt der Bilder wurden geistiger, und endlich erhob sie sich zu den höchsten Bilderanschauungen, den Symbolen. In dieser Zeit ging beinahe keine Krise vorüber, da sie nicht eine höhere Anschauung hatte, und sie selbst war so erfreut über dieselben, daß sie mehr als einmal äußerte: „Ich sehne mich immer nach meiner Bilderwelt. Ich lebe ganz in ihr;" was sehr natürlich erscheint, da das innere Wesen der Seherin mit dem der nun hier folgenden Scenen im schönsten Einklang steht.

Der Magnetismus. *

„Ich sehe einen dunkeln Wald, der von Fackeln erleuchtet ist. . . . . Mein Führer ist da. . . . Ah, wie schön sehe ich ihn! . . . Sein Gewand weiß, helle und weit gefaltet. Ueber der Schulter ist es zusammengehalten. Ueber den Arm fällt ein Aermel herab, so fein! Das Gewand hält ein Gürtel zusammen und noch etwas, das ich nicht benennen kann. Es schmücken ihn zwei große hellglänzende Fittige. Das Gesicht — ist schwer zu beschreiben; auch sehe ich es noch nicht deutlich genug." (Die Nähe des Führers und ein klares Anschauen desselben war bei Julie immer ein Zeichen helleren Schauens.) — „Der Wald hat eine Bedeutung: aber welche? . . . . Das ist schwer. . . . . . Der Wald ist das Gebiet des Magnetismus. Das Dunkel darin . . . . . . ist das Dunkel, das auf seinem Wesen liegt. Die Fackeln bedeuten das

* Die Punkte, welche zwischen den Sätzen und Worten vorkommen, deuten bald längere bald kürzere Pausen an, die in den Reden der Seherin stattgefunden haben.

arme, menschliche Wissen. Sie erhellen zur Noth die unteren Räume; hinauf in die dunkeln Wipfel der hohen Tannen reicht ihr Licht nicht." . . . . . „Mir ists, als öffnen sich die Tannen oben, die eine finstere Decke gebildet hatten, und lassen mich in den freien Himmel sehen. . . . Hinauf! o hinauf! . . . . Wie sich die Tannen so sanft auseinander beugen! . . . . Die Fackeln sind das menschliche Wissen, zum Theil erleuchtet durch Aufklärungen aus dem Munde der Somnambülen." . . . . . „Da sehe ich mich oben liegen in den Gipfeln der Tannen, wie in einem Grabe. Sie beugen sich über mich her; sie umschließen mich." . . . . „Das ganze Bild bezieht sich eigentlich nur auf mich und meinen Zustand. Ich werde noch in einen höheren Zustand versetzt werden. Darauf deutet mein jetziges Erhobenseyn und das Neigen der Tannen über mich her. Das Hinaus- und Hinaufblicken ist der Höhepunkt und zugleich das Ende meines Zustandes." —

Der magnetische Zustand.

„Mein Führer ist bei mir. . . . Er umfängt mich mit seinen strahlenden Fittigen; ich ruhe an seiner Brust. . . . Er zeigt mir eine weiße Rose. . . . . Was soll sie doch? . . . . ernst, stille, feierlich ist der Charakter des magnetischen Zustandes. . . . . . Sie ist ganz geöffnet, und helle Thautropfen glänzen auf ihr und auf ihren grünen Blättern. Ein Sonnenstrahl hat seine Richtung auf die Blume gesendet. . . . . . Aber nun die Deutung wieder! . . . . Da wirds Mühe kosten. . . . . Die weiße Farbe der Blume deutet auf etwas von dem Weltlichen Abgesondertes, heilige Stille. . . . . Die Thautropfen sind die Seufzer und Gebete meiner Lieben für mich. . . . . Der Sonnenstrahl ist die Liebe Gottes. . . . . Ah! nun gehts aufwärts!" . . . .

Die magnetische Erquickung.

„Ich gehe auf einer Wiese . . . . einen schmalen Weg . . . . am Rande eines Waldes . . . . Da steht ein Brunnen und über

demselben schwebt ein kleiner Engel, der bietet mir zu trinken in einer Schaale. Das Wasser ist so klar. Die Sonne scheint darein. (Sie schluckt.) Wie gut das ist! Ich trinke es gar gerne. (Sie wiederholt die Bewegungen des Trinkens noch zwei Mal.) ...... Dieses Bild hat Beziehung auf mein Leiden. Das Wasser bezeichnet magnetisirtes Wasser. Der Brunnen, seine Quelle, ist die Kraft des Magnetismus........ Der Engel ist der höhere Segen.... Heute Abend sieben Uhr soll ich drei Gläser magnetisirtes Wasser trinken. Sie sollen es magnetisiren.... Das nimmt mir die Schmerzen, und gibt mir Nachtruhe."

Die magnetische Heilung.

„Ich sehe immer ein Haus vor mir..... Ich muß lachen. ... (Sie lacht.).... Das ist ein lächerliches Bild.... Und wenn ich lache, so schmerzt michs gleich.... Da ist mirs, als ob ich nicht lachen sollte, und die Sache ernst genommen werden müsse. .... Das Haus ist noch nicht ganz vollendet. Das Gebälke ist unter Dach. Dieses ist bereits gedeckt. Die Riegel und Fenster sind alle noch offen..... (Sie lacht herzlich.)..... Ach, ich sollte nicht lachen: aber wo ich hinsehe, sind Sie in dem Hause. Ueberall sehen Sie, wo ich hinblicke, zu jedem Loche heraus...... Was ist doch das? Jetzt sind Sie ganz oben im Giebel, und sehen auf das aufgesteckte mit vielfarbigen Blumen und Bändern geschmückte Bäumchen auf dem Fürst des Gebäudes..... Es ist mir, als hätten Sie es eben selbst aufgepflanzt."....... Das Bild hat einen Sinn: .. aber welchen?..... Das Haus bedeutet meine Wiederherstellung. Noch ist es unvollendet: aber es steht, und ist seiner Vollendung nahe...... Das Bäumchen oben mit den flatternden Bändern spricht die Freude Ihres Herzens über meine Genesung, den Triumph, den Sieg über die Krankheit aus..... Ich sehe Sie überall im Hause, weil Sie ganz allein das Werk geleitet haben. Ich sehe gar keinen einzigen Menschen darin; überall nur Sie..... Das gedeckte Dach ist mein Schirm und Schutz; und das sind wieder Sie und Ihre Hände. — Der Grund

des Gebäudes ist fest, und der ist des Herrn Gnade...... Oben sehe ich jetzt noch mehrere grüne Bäumchen. Das deutet darauf, daß, wenn das Haus vollendet seyn wird, sich noch manche Herzen freuen werden..... Ach da höre ich in der Wohnung einen Freudenpsalm singen..... Jetzt sehe ich das Haus gar fertig. Ah! das ist eine schöne, anmuthige Wohnung; so freundlich, so lieblich."

Der Eintritt in den dritten Grad.

„Da stehe ich auf der Spitze eines hohen Berges. Vor mir breitet sich eine herrliche Nachtlandschaft aus; über mir am Himmel sehe ich einen strahlenden Sternenkranz.... Alles ist so stille — so ernst!..... Meine Stimme sagt: die Nacht ist deines Schauens Dunkel. Der Sternenkranz.....sind die Lichter der höheren Welt, die in das Dunkel blinken.... (Sie erschrickt.).. Laut, klar und erschütternd ruft die Stimme von oben mir zu: „Anfang des dritten Grades!"" —

Der Mensch in seiner Dreiheit.

„Was soll die Lilie, die ich sehe?.....weiß, hoch und schön steht sie vor mir..... Es blühen drei Blumenkelche auf ihrer Höhe...... Eine steht auf der höchsten Spitze.... Wie rein, wie schön! Die beiden andern stehen etwas tiefer..... Hören Sie die Deutung!.... Der oberste Kelch ist der Geist des Menschen. Er nimmt die Spitze ein..... Die beiden einander gegenüberstehenden, niedereren sind die Seele und der Leib.... Diese drei bilden ein Dreieck, dessen Winkel sich genau auf einander beziehen. .... Sie bilden mit einander ein Ganzes, obgleich jedes eigentlich sein eigenes Leben lebt..... Es ist ein schönes Ganzes, das die Drei bilden..... Das Leben erhalten die drei Blumen aus der gemeinschaftlichen Quelle, dem Stängel..... Dieser aber ist nicht das Leben..... Nur durch ihn wirds gereicht..... Was ist es aber?... Das ist schwer...; seine Blätter sammt ihm, was sind sie doch?...... Sie sind.. sie sind... das Irdische.. die

Schöpfung, unabhängig vom Menschen..... Der Mensch geht aus ihr hervor, und ist die Blüthe, die Krone derselben.... In ihr liegt ein allgemeines Leben; eine Lebenskraft... der Schöpfer gab sie ihr... Ohne sie wäre sie nicht.... Das ist die Urkraft. ...... Aber da entsteht mir ein Zweifel. Ist ja doch der Körper..(sie schüttelt den Kopf)..auch der irdischen Schöpfung angehörig, und doch steht er hier über dem Irdischen?... Wie ist doch das?...... Wenn ich das denke, so eilen alle drei Kelche aufwärts, und entschwinden meinem Auge..... Ah! das deutet auf den höheren Leib des Menschen, der nicht an die Erde für immer gebunden ist.... Jetzt erkenne ich es..... Ueber der obersten Blume ist ein offener Himmel.... Das ist eine ernste, ach gar ernste Betrachtung!.... Jetzt muß ich noch etwas schauen, das mich allein betrifft. Es ist jetzt, als ob die Blume mir noch etwas Besonderes andeuten sollte....das muß ich näher untersuchen.... Aber das ist schwer, weil es ganz ins Gebiet des Geistes gehört.... Ah! mein Führer hebt die Hand aufwärts, und ich sehe an ihm, daß er mir sagen will: Geist, Seele und Leib sollst du unsträflich bewahren bis auf Seinen Tag!.... Ich fühle, daß ich dazu das Gebet werde sehr nöthig haben."

Der Mensch im Urzustande.

„Es ist ein Becher vor mir von reinem Metall auf goldenen Wölkchen...... Der Becher ist silbern und vergoldet; am Rande ist er mit einem künstlichen Kranze geschmückt...... Gefüllt ist er mit reinem, klarem Wasser..... Das ist herrlich!.... Wenn ich meinen Blick ins Wasser vertiefe, so steigt das Bild einer weißen Lilie aus ihm hervor, deren Kelch den ganzen Raum des Gefäßes erfüllt....... Das Weiß der Blume ist außerordentlich rein...... Feine Staubfäden zittern auf dem Grunde der zarten Blume..... In einiger Entfernung über dem Kelche sehe ich den Namen יְהוָה in hebräischen Buchstaben geschrieben, von welchem goldene Strahlen aufwärts gehen."..... „Nun aber die Erklärung wieder! Da wirds herbe hergehen..... Aber welche

Wonne gewährt das Göttliche, wenn man es auch nur im Bilde schauen darf!“...... Da ist das Bild vor mir, aber...... Sie können sich nicht vorstellen, wie unbehülflich ich allemal vor meinen Bildern stehe....... Nun kommts ein wenig.... Der Becher ist der Mensch;....sonst noch nichts!..... Das Wasser deutet seine Seelenkräfte an..... Sagen Sie mir, was heißt „Potenz?“ — Ich antwortete: Potenz heißt Kraft, oft gesteigerte Kraft. — „Gut, jetzt ist mirs deutlich.... Die Lilie sey die höchste Potenz.....wessen? ja, wessen?.....des Menschen: also sein Geist.... Ich sehe plötzlich ein Dreieck: den Geist in der oberen Spitze, ähnlich jenem früheren Lilienbilde nach seiner inneren Deutung..... Ja, er ist hebräisch geschrieben, der Name. (Sie zeichnet die Buchstaben mit dem Zeigefinger in die Luft.) So! .... Ich darf für mich darin finden. König aller Könige, Herr aller Herren, Vater, Friedefürst.... Dabei senkt sich ein Strahl auf das Bild hernieder..... Der künstliche Kranz am Rande des Bechers deutet die leibliche Schönheit und Vollkommenheit des Menschen an...... Ach, wie wohlthuend ist der Anblick des ganzen Bildes. Ich möchte es nur gemalt sehen!.... Ich sehe es auf einem goldenen Wölkchen, anzuzeigen, daß es zu rein ist für die niedere Erde....... Die Stellung und das Wesen des Bechers ist immer noch zu schön für den gewöhnlichen Menschen. Das muß einen höheren Sinn haben..... Es ist so!.. Es bedeutet der Becher den Menschen in seinem Naturzustande, in welchen er wieder zurückkehren soll durch die Erlösung, welche durch Jesus Christus geschehen ist..... Dann erfüllt der Kelch der Blume den ganzen Umfang des Bechers.... Jener offene Kelch ist das höchste menschliche Lebensprincip, das Alles Erfüllende, die Krone des Lebens, alle anderen Kräfte überstrahlend und durchdringend..... Die unteren Kräfte, die der Seele, sind seine Träger....... Der Geist steht auch im Urzustande höher: aber er wird nach unten von den unteren Kräften gehalten und gezogen....... Jeder Theil des ersten Menschen vor dem Falle war schön für sich, wenn auch der Geist oben stand. Alle drei Theile, Leib, Seele, Geist waren für sich vollkommen

und in schönem Einklang.... Jetzt sind sie zerrissen und in Disharmonie." —

Das Streben nach oben.

„Ich will hinauf!.... ich sehne mich nach oben..... Dort! dort...ist meine Heimath.... Was soll die hohe Tanne, die ich schaue?.... Sie soll mich an das standhafte Streben nach oben mahnen..... Dort ist erst das rechte Wohlseyn..... Mein Führer hebt mich empor:..... aber noch kann ich nicht von Allem loskommen..... Jetzt gehts leichter...... Ich gehe mit ihm auf herrlichen Wolkenwegen. Er trägt ein goldenes Kreuz in seiner Hand.... Das ist der Leitstern.... Es geht aufwärts. einer Sonne entgegen..... Er umfaßt mich mit seinem starken Arme, und hält mich...jetzt bin ich stark....ich folge."

Der Leidenskelch.

Nach einem halbstündigen schrecklichen Kampf ihrer Nerven, während dessen sie einigemal wie völlig todt da lag, erholte sich Julie endlich und sagte: „Vorhin war ich dem Tode nahe. O wie gerne wäre ich vollends heimgegangen! Zu meiner Rechten sah ich das Bild des Todes in einem ganz großen Gerippe: aber ich fürchtete ihn nicht..... Siehe da, was bringst du mir, mein Führer?.... Einen Kelch?....ja, einen vollen, fast übervollen..... Den soll ich trinken!..... Das deutet alle meine Leiden in ihrer ganzen Fülle von ihrem Anfange an..... Jetzt sehe ich ihn leerer..... Mein Führer deutet da unten auf die Stelle hin, bis wohin ich den Kelch ausgetrunken habe..... Ach, Gott sey Dank! es ist ganz unten: aber.....der Kelch ist sehr groß."

Erhebung im Leiden.

„Meine Seele erhebt sich..den Leib fühle ich nicht mehr ...ich schwinge mich auf in hohe Räume..... Mein Führer ist bei mir..... Ich bin nach schweren Kämpfen nun an einem

Ort, wo es mir wohl ist.... Ich sehe viele gute Geister um mich......... Ich befinde mich in der Sonne..... Ah! Gott! Gott! wie wohl ist mir!... Ich sehe sie in weißen Gewändern mit Friedenspalmen in den Händen, und mir sich nahen...... Eine Spitze eines Zweiges neigt sich herab auf mein Herz.... Das ist der Friedensgruß...... Da sehe ich eine Todesmatte auf einer Bank liegen. Blumen umgeben sie.... Zwei hohe Geister stehen bei ihr. Sie geben Acht, wie es ihr geht...... Sie ist eine reine Seele, vom Erdenkampfe noch müde, den sie so eben beendigt hat. Sie wird sogleich gestärkt erwachen und sich erheben. Sie weiß sich noch nicht zu finden. Diese war reif zur Aufnahme in die Sonne..... Viele der Seligen, die in einiger Entfernung von der Angekommenen stehen, loben den Herrn. Wie ein Strom von Weihrauch steigt die Andacht hinauf zu Ihm."..... „Sie wollen sagen, das sey ein Bild.... Ja, es ist eins: aber daß ich in der Sonne bin, ist keins, und daß ich die seligen Geister schaue, ist Wirklichkeit....... So ists bestimmt.... Alle meine Bilder erkenne ich sogleich als solche an: das wissen Sie: aber hier ist Wirklichkeit, Wesenheit, Persönlichkeit." —

Die Hände des Herrn.

Julie wurde am ganzen Körper gelähmt, worauf Starrheit und völlige Empfindungslosigkeit folgte. Dieser Zustand war sichtbar ekstatischer Art. Er dauerte acht Minuten. Als der Athem zurückgekehrt war, öffnete sich der Mund allmälig und sie sagte unter schluchzendem Weinen: „O Gott! welche Wonne!..... Ich sah zwei Hände für mich im Gebet erhoben.... Das waren die Hände des Herrn. So war mirs... Ein Strom seines Versöhnungsblutes floß von ihnen hinauf zum Himmel. Ach, dessen bin ich so unwerth!... O das war ein herrliches, tröstliches Bild!"

Das gebeugte Herz.

In einer Krise des dritten Grades war einmal eine Person anwesend, deren Verhältnisse Julie näher kannte, und von welcher

sie wußte, daß sie in ihrer Lage sich oft sehr gedrückt fühle. Zu dieser sagte sie: „Ich sehe das Bild deines Herzens... Weißt Du, wie es aussieht?..... Es ist eine umgekehrte, abwärts gebeugte Rose.. Ihre Lage und Form deutet die Richtung deiner Seele an." — Auf die Bitte um nähere Erklärung des Bildes sagte sie: „Das Herz ist der Sitz der Empfindung. Diese darf sich nicht frei erheben, wie sie möchte... Darum ist die Rose, die ich sehe, und die das Bild deines Herzens ist, so ernst, und senkt ihr Haupt.... Doch ist sie voll und groß und schön...... Und es ist doch eine Rose.... Wenn auch die Sonne nur von den Seiten sie bestrahlt, so hast Du doch die ewige Sonne... Die fehlt nicht." (Sie richtete sich auf, und es war, als ob sie scharf beobachte)... „Sieh doch, das Bild ändert sich... Ein Tuch fällt von oben auf die Rose, das sie bedeckt; dann.... sieh, dann dreht sie sich plötzlich, und hebt sich in die Höhe..... Eine höhere Schickung wird deine Lage wenden, und froh wirst du dem Herrn noch danken können für seine Führung."

Die evangelische Wahrheit.

„Ich möchte nur wissen, was der alte Mann da mit seinem Stabe wollte!.... Er steigt zu mir den Berg herauf..... Da steht er jetzt immer vor mir, und sieht mich so ernst an.... Er ist sehr nachdenksam.... Offenbar ist etwas in ihm, was von Bedeutung ist..... Er ist gebückt..... Er will, wie mir scheint, ich soll ihm dorthin folgen gegen das waldige Gebirge..... Dort sehe ich in der Tiefe zweier Berge ein einsames steinernes Gebäude, von hohen Mauern umgeben..... Dahin soll ich?.... Das ist sonderbar.... Dieses Bild kann ich nicht deuten..... Es öffnet sich zuweilen das Gewand des Alten. Da sehe ich denn auf seiner Brust, nicht auf dem Gewande, sondern auf der Haut ein Kreuz, wie eingeätzt..... Dabei schaut er so ernst gen Himmel." .... „Was das alles wieder seyn soll?.... Es ist so vielerlei. ... Es ist mir bange, wenn ich das Alles erklären soll.... Ich weiß ja noch gar nichts...... Und es ist mir immer, als ob

das Bild noch nicht einmal ganz geschaut wäre........, und als beziehe sichs auf die vorige Zeit und auf die künftige....... Vielleicht verändert sich das Bild noch, wenn ein Theil desselben gedeutet ist.... Aber heute kann ichs nur schauen nicht erklären. Es ist mir ganz dunkel." — Erst nach fünf Tagen erneuerte sich dasselbe Bild wieder. „Mein Führer ist bei mir, und er will mir das Bild des grauen Alten deuten.... Er sagt: das Bild ist eine religiöse Idee..... Der alte Mann ist die Wahrheit.... Er steigt bergan: der Weg zu ihr ist steil.... Er geht gebückt: sie ist verachtet.... Das Kleinod im Kleide verhüllt dürfen schauen, die ihn lieb haben.... Die Lage des Hauses ist die Ferne von der Welt... Die hohen Mauern sind der Felsenglaube des Evangeliums... Die Pforte ist klein und schmal: nur die Demuth kann in sie eintreten...... Dort ist die Heimath des Alten... Dort tönet der Orgelton der Ewigkeit, das große Lied, das die Welt nicht kennt.... Das Haus selbst ist das Bild der Heimath der ewigen Wahrheit.... Sie ist überall, wo sie erkannt wird, daheim.... (Längere Pause) „Noch verändert sich das Bild. Die Mauern sinken nach einwärts:...endlich wird die äußere Gestalt auch dieses Baues zerfallen, und... der Geist steigt aus der Mitte wie ein großer Lichtstrom nach oben.... Jetzt ists genug!" —

Der Seelenhirte.

Nachstehende Scene gebe ich mit allen Nebenumständen und Zwischenfragen, um zu zeigen, wie schwer die Magnetischen dazu kommen, die sich ihnen darstellenden, und gleichsam von außen aufgedrungenen Bilder zu erklären. Am Schluß einer Krise bemerkte ich einige Unruhe an Julie, und endlich sagte sie: „Es muß eben doch gesagt seyn...es muß heraus." — Ich fragte: Was muß gesagt seyn? Antwort: „Schon lange sah ich ein Bild, dessen Mannigfaltigkeit mir, da ich voraus wußte, Sie werden nach seiner Bedeutung fragen, so bange machte, daß ich beschloß, es ganz zu verschweigen. Dabei aber war ich doch unruhig; es war mir,

ich müsse es sagen, auch auf die Gefahr hin, um die Deutung des Bildes befragt zu werden. Ich will nun erzählen, was ich gesehen habe und noch sehe: aber zur Deutung des Bildes ists heute zu spät. Ich werde bald erwachen." — Sie freute sich recht herzlich darüber, wenigstens für heute der Erklärung des Bildes enthoben worden zu seyn. — Hier das Bild und seine Deutung, welche in der nachfolgenden Krise gegeben wurde. „Ich sah und sah immer wieder und sehe noch einen Schäfer, an einer Felsenwand lehnend, nachdenksam in einem Buche lesend, das er in der Hand hält... In seinem Arme ruht ein Schäferstab..... Vor ihm zu seinen Füßen weiden auf grüner Matte seine Schafe... Zu seiner Seite sitzt, aufmerksam seinen Herrn betrachtend, der schwarze Schäferhund.... Weiterhin gegen den Grund des Thales liegt ein schönes Dorf ausgebreitet.... Das Thal ist nicht weit. .. Auf seinen Seiten erheben sich niedere Gebirge...... Ach, es sind so viele Bilder!... Wenn ich sie alle deuten soll!....." Am folgenden Tage, an welchem die Erklärung der Anschauung gegeben wurde, trat das Bild wieder vor Juliens Auge. Beim Erblicken des Schäfers sagte sie: „Das Bild erweitert sich noch mehr.... Da sehe ich den Schäfer wieder an den Felsen gelehnt. .. Ueber seinem Haupte sind Zeichen in den Felsen gegraben, die ich nicht kenne...... Aber ihre Bedeutung sagt mir mein Führer. ... Er sagt, es seyen griechische Worte, ihre Bedeutung sey: „Gott ist die Liebe."... — Sie erinnern sich: der Schäfer las. Jetzt hat er den Hut abgenommen, und hebt seine Hände gen Himmel. Er betet.... Ach! das ist schön! (Freudig.) Der Schäfer sind Sie selbst; so sagt mein Führer.... Der Felsen, an den er sich lehnt, ist Ihre Kirche. Das Buch, in welchem er liest, ist die Bibel.... Der Stab in seinem Arm deutet auf...Geduld, die Sie mit Ihren Schafen haben sollen, die Ihnen anvertraut sind.... Mir ist, als habe der Schäfer im Johannes gelesen. Darauf deutet die Schriftstelle am Felsen. (1. Joh. 4, 8.)".... „Ich könnte das Uebrige des Bildes leicht nach meinem Kopf auslegen: aber das darf ich nicht. Ich muß alles erhalten, was ich gebe..... Darum bin ich so vorsichtig und langsam im Reden."

(Sie erschrickt.) Ich fragte: Woher der Schrecken? — „Ach da ist ein Hammel unter den Schafen, der so große Hörner hat, und stößig ist, und vorne an steht.“ — Was deutet der an?... Das deutet jenen Bauer.. J. G. F. an; der ist der stößige Hammel.... Aber die Schafe zu Ihren Füßen bedeuten Ihre Gemeinde... Die grüne Matte ist das Wort des Herrn... und da unten liegt Ihr Dorf.... Jetzt sehe ich den Schäfer eine Hand im Gebet über seine Gemeinde ausstrecken.“.... — Aber was soll der schwarze Schäferhund? — „Ah, der? da sitzt er vor dem Schäfer, und sieht ihn aufmerksam an... Der — ja der — bedeutet... Ihr Temperament.“ — Wie kann das seyn? der Hund soll doch gewißermaßen hüten helfen, und das Temperament bedarf selbst eines Hüters? — „Nicht so. Im Temperament liegt eine schöne Kraft, und Sie sind des Hundes Herr. Er soll hüten: aber nicht beißen.“.... „Ueber dem ganzen Bilde liegt eine schöne Ruhe.“ —

Entzweiung und Versöhnung.

Einmal war ein kleines Mißverhältniß zwischen mir und meiner Kranken entstanden. Ich sowohl als sie waren etwas verstimmt, was auf ihren Zustand in der darauf folgenden Krise, wie das immer ist, sichtbaren Einfluß hatte. Ich war während der Behandlung stille und ernst, sie stille und gedrückt. Da brach sie auf einmal das Schweigen, und sagte ziemlich erheitert: „Ich sehe ein eisernes Kreuz, schwarz, sehr schön, künstlich gearbeitet, nicht wie die, welche man gewöhnlich sieht..... Am Fuße des Kreuzes erhebt sich eine Pflanze, eine Schlingpflanze... Sie windet sich um das Kreuz, und hat seine Mitte beinahe erreicht.“ (Sie schweigt und lächelt stille.).... Das Kreuz sind Sie; die Pflanze bin ich..... Ihren jetzigen Seelenzustand deutet das Kreuz und seine Farbe an... Sie sind jetzt bekümmert, und zwar um meinetwillen.... Die Pflanze.... ist eine Schlingpflanze: sie hat die Bestimmung, das Kreuz zu überwachsen, bis kein schwarzes Fleckchen mehr davon sichtbar ist. Die obersten Blätter streben bereits gegen die Mitte desselben, und sind ganz helle.....

Der Trieb in ihnen kommt tief aus der Wurzel, die am Fundamente des Kreuzes angewachsen ist. (Welch' zarte Andeutung der Innigkeit des magnetischeu Verhältnisses sowohl zum Magnetiseur, als des inneren Drangs nach freundlicher Beilegung des Mißverständnisses liegt in diesem Bilde!) .... „Vorbei! Vorbei!" „Dieses Wort steht vor mir, und deutet an, daß die ganze Erscheinung des Kreuzes nicht bleibend ist. Es wird alles vorübergehen." — Nach zwei Tagen sagte sie in der Krise: „Ich sehe noch einmal das eiserne Kreuz.... Gottlob! es ist zerfallen, und die Pflanze ist weg...... Dagegen sehe ich..."

Die magnetischen Schwestern.

„Zwei schöne Rosen... Sie bilden das Gegenstück zum Kreuz. .... Zwei Moosrosen sind es.. aus dem gleichen Stiele entsprossen....; die eine ist beinahe offen; die andere hat die Knospe kaum geöffnet. Das Moos bedeckt sie noch dicht...nur leicht blickt ein sanftes, liebliches Roth durch.... Der Herr wolle die Blumen segnen, und unter der Sonne seiner Gerechtigkeit schön erblühen lassen." — Dieses Rosenbild stellte sich ihr nun in vielen nachfolgenden Krisen immer zuerst und vor allen andern Anschauungen meistens im Anfang des tieferen Schlafs dar. Sie sah so gleichsam dem Wachsthum und der Entwicklung der Blumen immer mit Lust zu, ohne je die Deutung des Bildes zu geben, die sie, wie sie sagte, erst dann offenbaren werde, wenn das allmälich sich gestaltende Bild vollendet vor ihrem Auge stehen werde. — So hörte ich denn von ihr von Tag zu Tag Näheres über dasselbe; z. B. „Ah, meine Rosen. Da sind sie wieder. Die Knospe ist oben weiter geöffnet. Sie sehe ich dabei stehen, und hinein sehen," oder: Die Sonne scheint schön in die Knospe; bald wird sie ganz offen seyn," oder: „Wie schön die Rose jetzt ist; beinahe ganz voll aufgeblüht sehe ich sie... Dieses Moos, ja.. es hat auch einen Sinn für mich........es soll das Niedere im edeln Sinn andeuten — die Demuth." — Endlich sagte sie in einem Schlafe: „jetzt ist die zweite Rose auch ganz aufgeblüht.

... Wie schön die beiden Blumen nun sind!.. Nur hat die frischaufgeblühte noch ein zarteres Roth, als jene." — Mehrere Tage darauf erschrack Julie heftig in einer Krise, und rief unter einer Krampferschütterung aus: „Was ist doch das? — die Rosen! — die eine.... sehe ich verwelkt; ja sie ist mehr als verwelkt bereits. ... Es ist dies diejenige, welche ich nicht als Knospe, sondern immer aufgeblüht gesehen habe.... Ach, sie ist nicht wie gewöhnlich verwelkt, sondern wie.... versengt...... Das muß ich genauer sehen." (Lange Pause.)..... Jetzt muß ich Ihnen die Deutung des Rosenbildes geben. Beide Rosen beziehen sich auf Sie... Die volle bedeutet meiner Schwester Amalie magnetisches Verhältniß zu Ihnen, das bis jetzt fortgedauert hat. Die Knospe ist mein magnetisches Verhältniß zu Ihnen.... Die Blumen stehen auf einem Stängel...das deutet unser schwesterliches und zugleich das magnetische Verhältniß an."..... „Aber nun das Verwelken?.... Das ist schwer!... Doch ja....ich sehe eine neue schöne Knospe unter der verwelkten sich bilden... Die letztere deutet meiner Schwester demnächst ganz beendigte magnetische Beziehung zu Ihnen an. Das Dahinschwinden des Rapports wird dadurch angedeutet.... Die neue Knospe, deren Blättchen bereits schön roth durchscheinen, bezeichnet ein neues Verhältniß in der Wahrheit."

Das Horoscop der Schwester.

„Mein Führer ist da... Er zeigt mir ein großes schwarzes Kreuz, auf einem großen weißen Tuche..... Was soll doch das wieder?.... Das sehe ich wohl, daß das Kreuz auf meine Amalie deutet....... Die Höhe, die Größe, die Farbe des Kreuzes stellt ihre gegenwärtige ernste, traurige Gemüthsverfassung dar..... Ernste Trauer ist der Grundton ihrer Seele in jetziger Zeit noch: ...sie hat herbe Erfahrungen gemacht."..... „Das Tuch — so weit, so weiß — was kann das deuten?.... Ah! — die Zeit...die Zukunft — eine heitere Zukunft."..... „Wäre es ein weißes Kreuz auf schwarzem Grunde — ach, da wäre es ganz anders. Das darf ich ja nicht verwechseln... So ists umgekehrt.

...... Ha, was sehe ich!... Das Kreuz erhebt sich zum Himmel; es entfliehet der Erde.... Das ist schwer zu deuten..was heißt das doch?.... Das heißt: diese Stimmung wird der Himmel wegnehmen, der es am besten kann. (Längere Pause.).. Da ändert sich das Bild noch einmal..... Ich muß vorsichtig seyn, um nicht unrichtig zu sehen.... Ich muß öfter sehen, um es recht zu sehen........ Ja, es ist so. Die Stelle auf dem Tuche, die das Kreuz bedeckte, ist jetzt nach ihrer ganzen Kreuzform mit Rosen bedeckt... (Freudig.) Das deutet ihr Freundlichkeit und Liebe.... Die Form, in der die Blumen liegen, fordert von ihr den Ernst der Religion..... (Längere Pause.) „Noch ein Wechsel tritt im Bilde ein: das Tuch schlägt seine Enden über die Blumen her.... das heißt: Verhüllt in der Zukunft!... Jetzt genug!" —

Die gefährliche Brücke.

„Da ist ein Strom vor mir... Mein Führer steht jenseits und winkt mir..... Hier eine Brücke.... Aber was ist das? in der Mitte derselben fehlt ein Brett.... Das ist mit Gewalt weggetreten. — Hu! ich soll hinüber!... Das fatale Wasser da unten! Ich kann nicht hinüber.... Doch... jetzt... jetzt... bin ich hinüber... Es ist geschehen..... Mein Führer sagt: dieses Bild habe einen bedeutungsvollen Sinn...... Ah! die Brücke...(sie lächelt).. die Brücke sind Sie!... Das Loch in der Brücke ist Erinnerung für Sie daran, was die Welt Ihnen gethan hat. Es deutet auf die Welt in ihrer Lüge. Sie hats gemacht..... Der Strom... hu! das ist grauenhaft...das geht uns Beide nicht an; das ist der Welt gewöhnlicher Lauf.... Die Brücke über den Strom sind Sie, weil Sie in ihrer Richtung die Welt durchkreuzt haben. Sie durchschneiden die ihre. Da ists kein Wunder, daß sie sich an Ihnen rächt..... Mein Führer wollte, ich soll rasch über die Oeffnung setzen..... Hier an der Brüstung sehe ich ein Brett lehnen, das genau in die Oeffnung paßt. Bereits sehe ich es auf der einen Seite befestigt....und auf der andern...was ist das? da sehe ich mich selbst...wahrhaftig mich selbst....auf den

Knien ..... mit einem Hammer. Ich nagle, ich schlage .... die Schläge thun mir wehe .... aber nur im Kopf .... vom Schall.... Das deutet für mich in die Zukunft; so sagt mein Führer." —

Die Hoffnung auf Genesung.

Am Tage vor ihrer Genesung war Juliens Gatte in einer Krise anwesend. Zu ihm sagte sie während derselben einmal: „Lieber Eduard! Ich sehe dein Herz ...; es ist von etwas Grünem umwunden... Das deutet deine Hoffnung auf meine morgende Genesung an..... Mein eigenes Herz sehe ich wie ein feuriges Flämmchen ..; es lodert dem ewigen Lichte zu für morgen voll freudigen Dankes."

Die Genesungsstunde.

„Ich schaue meine Lieben Alle in der Ferne, wie sie im Gebet für mich versunken sind.... Ich fühle ihre Gemüthsstimmung .... es ist feierlich bei ihnen... Auch mein kleiner Max hat für seine Mutter gebetet... O Gott! dieser Anblick!.... O Gott! mein Herz! (Längere Pause.)... Mein Führer bist auch du an meiner Seite in dieser Stunde?.... Da steht er so schön, so himmlisch mit der hohen Friedenspalme.... Sein Gesicht so rein, so schön, so ausdrucksvoll, so geistig, so ernst.... Noch nie habe ich ihn so herrlich schauen dürfen." — Gestern hatte Julie den Sturz ihrer verhängnißvollen Mauer gesehen. „Gott sey Dank, rief sie aus, da ist sie niedergestürzt — den langen Weg.. Eine weiße Fahne steckt auf ihrem Schutt.. Sie flattert so frei! Ein Kreuz glänzt auf ihrer Spitze. „Halleluja" steht auf dem Tuch geschrieben. „Heute stellte ihre Blume, das Gegenbild der Mauer, sich ihr dar:" Mein Führer hält meine Blume mir mit beiden Händen dar. Sie hat eine gute, schwarze Erde; auch der Topf ist gut.... Ach! das ist lieblich. (Freudig.) Der zwölfte Juli steht an demselben mit großem Ausrufungszeichen — und darunter Dein Name... Da steht er am rechten Platze.... Die alte Blume ist völlig zertreten.... O meine Blume! wie schön sie ist!...

Die Blätter sind gesund und kräftig.. Der Kelch glänzend purpurroth.... Tief in seinem Grunde ist er weiß.. Es ist, wie wenn ein Licht aus seiner Tiefe strahlte.... Das ist das Ausströmen der Liebe.... Der Stängel ist gesund.. Unten, wo er aus den Blättern hervorkommt, darf man Acht geben!....... Ah! ein neues Bild stellt sich mir dar.... Ich sehe ein Schiff landen nach langer Fahrt.... Rechts hinaus der große Ozean mit seinen dunkeln Wellen..; links zieht das Land sich hin. In der Ferne bietet sich dem Auge eine hohe Gebirgskette mit Schneebergen dar.... Jetzt zurück zum Landungsplatz!.. Weiße Fahnen wehen auf den Masten des Schiffes.... Ah!...so stille läßt man die Anker in den Grund sinken!.... Die Sonne scheint, wie nach dem Sturm aus zerrissenen Wolken auf das ruhige Fahrzeug.... Am fernen Horizonte schwimmt auch ein Schiff.... Noch mehrere sind auf dem hohen Meere... (des Magnetismus). .... An deiner Hand trete ich aus dem Schiffe..: Du — du willst mit mir zur Heimath gehen.. Ich sehe unsern freudig dankenden Blick, der sich zum Himmel richtet.... Hier zur Seite steht ein Altar an einem Felsen;....ein Feuer brennt auf ihm, dessen Rauch hoch in die Lüfte steigt.. Ich selbst bin ganz in Weiß gekleidet.... Die Deutung dieses Bildes weißt du schon."

Der Dank der Genesenen.

Schon zwei Monate vor ihrer Genesung stellte sich Julien in einer Krise folgendes Bild dar: „Ich sehe einen Kirchthurm.... Ein schönes, goldenes Kreuz glänzt auf seiner Spitze, das herrlich von der Sonne bescheint wird.... Sieh doch! das Kreuz...es will schwarz werden, und ich will das nicht dulden.....das deutet auf das Schwachwerden meines Glaubens an Genesung. ... Auch die Kirche am Thurme stellt sich mir dar.... Das ganze Bild hat Beziehung auf meinen Zustand — namentlich auf meine Wiederherstellung....... Mein Führer sagt, ich soll die Kirche betreten, und darin beten und danken....später.... besonders am Genesungstage.... Ich werde die Kirche und den

Thurm wieder sehen dürfen.“.... — Zwei Monate später, in der Krise, welche die Genesung brachte, sagte sie: „Meine Stimmung ist wie das Schweben in einem hohen feierlichen Dome.. Das deutet zurück auf die Mitte des Mai. Ich befinde mich in jener hohen Kirche.... Hinten im Chor derselben sind die hohen gewölbten Fenster mit gemalten Scheiben geschmückt. In der Mitte der Kirche sehe ich ein Krucifix...... Die Sonnenstrahlen brechen durch die Scheiben, und beleuchten das Kreuz und den Altar vor demselben.... Hieher soll ich mit meinem Führer treten.... Mitten auf dem Altar steht jener große prachtvolle Kelch... o es ist ein herrlich schöner Kelch! (obiger Leidenskelch).... Die Sonne (die Gnade Gottes) zieht den Rest seines Inhalts vollends an sich. .... In seiner Tiefe ist lauter Gold.... Um ihn her liegen, o wie lieblich! meine Blumen und Kränze.. die früheren alle.... Mein Führer nimmt mich an der Hand, und führt mich an die Stufen des Altars.“ (Sie faltet die Hände und betet stille und sichtbar tief bewegt.) „Jetzt legt er seine Palmen nieder auf die Stufen des Altars..... Er will mit mir knieen, und nimmt meine Hände zwischen die seinen, und hält sie empor... Wir wollen beten, sagt er —... O, ich will nur ihn hören.. ich kann nichts.“.. (Es war draußen ein Gewitter ausgebrochen, das dieser ganzen Schlußscene einen noch feierlicheren und großartigeren Charakter verlieh, und es war nicht nur ergreifend, sondern zuweilen erschütternd, wenn die Worte des brünstigen Gebets durch das Rollen des Donners wie beantwortet wurden.) „So sagt mein Führer: Zu meinem und deinem Herrn erhebe deine Seele.... zu dem, der unaussprechlich liebt, ... der dich getragen hat,..... dessen Macht dich bildete und leitete bis hieher,...... dessen rechte Hand den Sieg gibt!.... Ja, lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! — ..... Zu ihm, der dir alle deine Sünden vergibt, und heilet alle deine Gebrechen,..... der dich vom Verderben erlöset,.... und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.... Halleluja! in Ewigkeit!“...... „Jetzt weist er mich an dich!..... danke ihm für alle seine Liebe, für alle Geduld, (sie weint) für alle seine Treue im Großen und Kleinen....

Laß dein Herz nie erlöschen in Liebe und Dank für ihn.... Bewahre ihn in demselben als einen wahren Freund..... Ja — dein Lohn ist im Himmel.... Dorther kommen alle guten Gaben. — Dorthin darf und soll auch ich meine Wünsche für dich schicken. .... Er ist ein Erhörer der Gebete, ein Vater seiner Kinder. ..... Und nun noch Abschied von meinem Führer. (Sie weint bitterlich.) „Ja, bleibe dem Herrn treu... Dort ist deine Heimath! — So sagt er.... Wie er mir so liebreich ins Gesicht sieht, mich haltend an beiden Händen! — .... Will ich ihm danken, so wehrt er ab, und sagt: Das ist meine Liebe!.... Auch wenn er mich jetzt verlasse, sagt er, sey ich nicht allein..... Von Zeit zu Zeit werde er nach mir sehen...... Du aber bist ihm besonders übergeben....; Dir ist er verordnet als Dein (krampfhaftes Zucken)...Schutzgeist..... Jetzt! jetzt! Ach Gott!...jetzt!" (Sie hebt die Hände empor, und weint schluchzend.) „Nun noch einen stillen Segen von seiner Hand auf mein Haupt!.... Lebe wohl! ... Lebe wohl!... Gott! o Gott!.(Sie weint heftig.)...... Du bist genesen, ruft er noch, ich gehe heim!... Preiße den Herrn! (Man hört donnern.)... Jetzt geht er hinauf...in die Ferne!... O dürft ich mit dir! Aber noch ist meine Zeit nicht um......... Ich sehe ihn nicht mehr."..... „Erwache!" so ruft eine Stimme laut und ernst mir zu." — Wie gewöhnlich am Schlusse jeder Krise gab ich ihr nun sieben magnetische Striche. Während des letztern erwachte sie rasch mit einem heftigen Zucken, das den ganzen Körper erschütterte, und, neu dem Leben wieder geschenkt, begrüßte sie uns alle und jedes Einzelne mit freudiger Rührung und herzlicher Liebe.

6. Die Ur- oder Geistessprache der Somnambülen.

In den bisher geschilderten Zuständen ist es immer noch die Seele, welche entweder für sich in ihrer Bildersprache ihre eigenen Anschauungen produzirt, oder welcher der Geist sich bedient, um seine höheren Schöpfungen und Anschauungen in die verständliche Form ihrer Ausdrucksweise zu übersetzen. Es gibt jedoch noch

einen höheren Zustand des inneren Menschen, der in Ekstasen und im Somnambulismus zuweilen eintritt, in welchem der Geist den äußersten im Zeitleben möglichen Grad der Befreiung vom Leibe und der Seele erreicht, ohne daß vollkommenes Sterben erfolgt, in welchem der Körper entweder wie völlig todt erscheint, oder nur schwache Zeichen des Lebens noch vorhanden sind, oder, was sehr merkwürdig ist, kein Organ der willkürlichen Lebensthätigkeit mehr aktiv sich zeigt, als das der Stimme oder der Sprache, während der Geist, hoch erhoben in seine ihm eigenthümliche Sphäre, der Seele nicht bedarf, ihren Beistand nicht anspricht, und entweder in stille tiefe Kontemplationen versinkt, oder, wenn er ihren Inhalt aussprechen will, nicht mehr der Seele in ihrer Redeweise, sondern unmittelbar des noch einzig disponibeln körperlichen Organs sich bedient, und die eigentliche Geistessprache redet. — In solchen außerordentlichen und seltenen Fällen feiert die Seele vollkommen, und sie scheint in einem höchst verlassenen Zustande sich zu befinden, wie es etwa im Akte des Sterbens seyn mag, bis auch sie sich von den Banden des Leibes losgerungen hat. Ihre höheren Kräfte hat der Geist an sich gezogen, und für die Thätigkeit ihrer niedreren hat der Leib keine Empfänglichkeit, weil er jetzt in unmittelbarem Dienste des Geistes steht, und seine Kraft in dem einen verfügbaren Sprachorgan für ihn konzentrirt hat. — Die Seherin von Prevorst hat zwar in ihrer Person das Beispiel der Möglichkeit gezeigt, daß in diesem hohen Zustande die Seele, während der Geist seine hohen Anschauungen durch das leibliche Organ der Sprache ausdrückt, nicht nur die niederen Seelenkräfte zugleich in Anwendung bringen, sondern auch über alle willkürlichen Organe des Körpers frei verfügen kann, indem sie die unmittelbaren Anschauungen des Geistes, während dieser sie in einer fremden nie gehörten Sprache vortrug, nicht nur verständig erklärte, sondern selbst die Zeichen ihrer neuen Sprache in die Seele aufnahm, und in sichtbaren Formen mittheilte. Allein diese Normalsomnambüle steht unter allen bisher bekannt gewordenen in diesem, wie auch in andern Fällen ganz einzig da. Ihr Zustand, der oft mehr wirkliches Jenseitsleben war, als es je beobachtet worden

ist, wird nicht leicht wieder von einer Somnambüle erreicht werden. Geist und Seele waren bei ihr so frei, daß beide nach Willkür über den Körper und alle seine Organe geboten, ob sie gleich beide nur an einem leichten Bande noch mit ihm zusammenhiengen. Bei den gewöhnlichen Ekstatikern und Somnambülen der höchsten Grade erfährt oft die noch stärker an den Leib gebundene Seele nicht, was der Geist in seiner alleinigen Befreiung mit dem Körper verhandelt hat, weshalb nach der Ekstase nicht die leiseste Erinnerung da ist. Auch war bei jener Seherin der Durchgang durch die Fesseln des Leibes für Geist und Seele durch die in langer Nervenübung bewirkte organische Befreiungsdisposition so leicht, daß es kaum einer Anregung bedurfte, bald der Seele, bald dem Geist, welche bei dieser gemeinschaftlichen Freiheit in der engsten Harmonie standen, dieselben völlig unfühlbar zu machen. — In der Regel, das heißt, wenn in den gemeinen Ekstasen, selbst im Somnambulismus, der Geist zu seiner eigenen Redeweise sich erhoben hat, ist die Seele unthätig, der Leib scheintodt, und nur in seltenen Fällen steht noch das Sprachorgan des Körpers zur Disposition des Geistes.

Was nun diese Geistessprache selbst anlangt, so ist oben bereits angedeutet worden, daß der Geist und die Seele, Jedes seine eigenthümliche Ausdrucksweise habe. Es ist daher nicht befremdend, wenn im Zustande seiner höchsten Freiheit, wo er der Beihülfe der Seele, zum Ausdruck seiner Anschauungen, nimmer bedarf, es seine eigene Sprache ist, der er sich bedient. — Ueber diese innere Sprache der Somnambülen habe ich in meinen „Schutzgeistern" S. 353 flg. und 474 flg. das Nöthige gesagt, was ich hier der Vollständigkeit halber, zum Theil wieder geben muß.

„Ohne eine ihnen entsprechende Form kann das Denken und Erkennen nicht gedacht werden. Der Ausdruck von ihnen beiden liegt schon in ihnen selbst vorgebildet. Wie es Grundformen gibt für die Thätigkeiten der Seele und des Geistes, so muß es auch Grundformen für den Ausdruck derselben geben, welche allen Menschen gleich verständlich seyn müssen, weil sie aus dem überall gleichen innersten Grundwesen des Menschen resultiren, oder mit

andern Worten: es muß eine allen Menschenseelen verständliche Universal=Natur= oder Ur=Sprache geben, welche, wenn auch nicht gekannt und gesprochen, als eingeborne, natürliche Grundfähigkeit im Innersten jedes Menschen liegen muß, weil die Kraft der Seele und des Geistes sich muß offenbaren können." — „Jede innere höhere Lebenspotenz manifestirt sich auf die ihr eigenthümliche Weise. Das Bild ist, wie wir gesehen haben, das charakteristische Vehikel der Thätigkeiten der Seele nach Außen, das Wort die Sprache des Geistes. Im Wort substanzialisirt sich die Idee, das Göttliche; es ist der reine Ausdruck seines Wesens, wie das höhere Symbol in der vom Geiste erleuchteten Sprache der Seele es ist. Diese Geistessprache ist der Höhepunkt aller menschlichen Sprache, und auf ihm stand der erste Mensch in seinem Urzustande. Seine Sprache war die des Geistes; sein Wort umfaßte alles Wissen und alle Erscheinung, und der Menschengeist hatte so vollkommene Herrschaft über das Innere und Aeußere der Natur. Alle Menschen verstanden sich und die Natur: denn beide redeten aus sich selbst und Gott aus beiden. Das war eine unwandelbare Universalsprache, welche mit dem Wort zugleich Form, Eigenschaft, Werth und Wesen des Dings ausdrückte. Name und Gegenstand integrirten sich." Wie der Mensch durch den Abfall von Gott in der Sünde die hohe Gabe dieser Geistessprache verloren hat, und in die babylonische Verwirrung mannigfaltiger, kunstgerechter Verstandessprachen hineingerathen ist, ist oben gezeigt worden. Und nun erkennt der natürliche Mensch nur noch die Oberfläche des Wesens der Dinge und seiner selbst, das Geistige und Göttliche liegt ihm ferne, und darum fehlen ihm auch die erschöpfenden Ausdrücke für ihre Bezeichnung. „Wenn es nun aber wahr ist, daß im Zeitleben schon eine Rückkehr zur verlornen Integrität bis auf einen hohen Grad erstrebt werden kann, und daß in der Ekstase und im Magnetismus ein Thor zu ihr offen steht, so wird es auch wahr seyn, daß der Geist in solchen Zuständen seine ihm eingeborne Sprache wieder zu sprechen versuchen wird." „Und so ist es auch der Erfahrung zu Folge, die man an Somnambülen höherer Grade gemacht hat. — Dem magnetischen

Bewußtseyn ist der Schematismus der Sprache wieder aufgeschlossen, und wir hören die Magnetischen oft in einer Sprache reden, die uns eine gänzlich fremde ist, was der Natur der Sache entspricht, da sie in den dem wachen Menschen verborgenen Kammern der Seele und der Natur neue Gefühle und Anschauungen vorfinden, für welche unsere Idiome nicht hinreichen, und denen ohne Zweifel auch eigene, sie vollständig erschöpfende Bezeichnungen entsprechen, welche sie in sich selbst entdecken." „Immer aber bleibt die Wortsprache selbst im höchsten Grade des Somnambulismus nur eine Annäherung zum ganz geistigen Ausdruck des Erkennens, das erst jenseits, wo keine Wortlaute mehr nöthig seyn werden, vollkommen rein seyn wird. Daher die stete Klage der magnetisch hoch Gehobenen, daß sie für ihre Anschauungen oft keine ganz erschöpfenden Bezeichnungen finden können." — „Hieher möchten auch jene griechischen Orakelsprüche gehören, welche die pythischen, höchst wahrscheinlich somnambülen Priesterinnen nicht nur oft in dunkler, poetischer Rede, sondern zuweilen auch in gänzlich unbekannten Wortlauten gaben. Jakob Böhme erfand so mehrere eigene Wörter für bekannte Gegenstände, die wir anders benennen. Er sagte von ihnen, sie seyen der Wesenname der Dinge. Die Seherin von Prevorst redete öfters in ihren Ekstasen eine Sprache, welche dem Wortlaute nach einer orientalischen ähnelte, und sehr sonor war. Sie redete sie so consequent, daß ihre Umgebungen sie nach und nach verstehen lernten. Sie behauptete von ihr, sie liege von Natur in ihr, und sie vermöge in derselben ihre innersten Gefühle ganz auszudrücken. Wolle sie etwas teutsch sagen, so müsse sie es vorher aus jener Sprache übersetzen. Es sey dies eine Sprache, welche sie nicht mit dem Gehirn denke, sondern die aus ihrem inneren Leben hervorkomme, weßwegen sie in derselben conventionelle Namen, Titel und Würden gar nicht zu bezeichnen im Stande war. Ein Wort ihrer inneren Sprache umfasse, sagte sie, oft mehr, als ganze Reihen von Charakteren der conventionellen Sprachen. Uebereinstimmend mit der Ansicht Schuberts behauptete sie, die Worte dieser höheren Sprache geben zugleich den Werth und die Eigenschaften der Gegenstände an, welche mit

denselben bezeichnet werden; darum seyen auch die Namen, welche sie verschiedenen Personen gebe, nicht blos leere Bezeichnungen des Individuums, sondern sie enthalten den Werth und den Charakter der Personen. (1,248.277.) — Höchst merkwürdig war in der That die Uebereinstimmung mehrerer Wörter der Seherin mit hebräischen und andern orientalischen gleichlautenden, ja den gleichen Sinn gebenden Wörtern. Kerner führt S. 250 mehrere an, z. B. bijad, die Hand. Im Koptischen ist bi oder pi der Artikel, und im Hebräischen bezeichnet jad die Hand. Bianachli (sollte vielleicht heißen anachti) verteutschte sie mit: „Ich bin in Seufzen; anach aber heißt im Hebräischen „Seufzen" und anachti „ich seufzte" u. s. w. Ich halte diese Harmonie der inneren Sprache der Seherin mit dem Hebräischen für einen Beleg zu der Vermuthung, daß diese Sprache der Ursprache am nächsten gestanden haben mag. — Auch eine andere Magnetische Kerners hatte eine tiefe Ahnung von der Muttersprache der Seele und des Geistes, und rang oft nach Bezeichnungen, welche die innersten Eigenschaften der Dinge erfassen sollten. Sie drückt sich einmal (Gesch. zw. Som. S. 257 ff.) so darüber aus: „Ich habe, seit ich diesen Feigenzweig in der Hand halte, so viel mit dem Worte „Prinzip" zu schaffen, und weiß nicht, was das ist. Immer lese ichs an dem Zweige: aber ich kann es nicht in Worten ausdrücken. Heißt das Wort nicht „Grundstoff?" Ja, so soll ich sagen. Ich sehe, als wäre der Grundstoff von den Feigen ehemals in der Schöpfung durch die Liebe Gottes, die er in diese Pflanze legte, entstanden. Ich kann mir jetzt Gott als Schöpfer, aber nicht sichtbar, denken. Ich sehe Alles, ehe es zum Sichtbaren und Handgreiflichen wurde, ganz natürlich: aber ich kann es nicht aussprechen. Was heißt denn „Aether?" Ich hörte das nie. Ich soll sagen: „Im Aether sehe ich noch die Schöpfung. Ich könnte, hätte ich Worte, die Schöpfung beschreiben. Ich lese es. als Natursprache, nicht als unsere Sprache. Die Natursprache aber vernehme ich nicht als Worte, sondern als Wille. Sie läßt sich mit unseren Worten nicht erschöpfen und übersetzen. Könnte doch Jemand in der Natursprache mit mir reden!"

Steinbeck führt auch ein interessantes, hieher gehöriges Beispiel (515) an: „Ein uns befreundeter junger Lehrer, Herr Kreyenberg, war vor einigen Jahren im Begriff, in trübseliger Stimmung und mit dem Gefühle inneren Zerknirschtseyns nach manchem erlittenen Mißgeschicke Berlin zu verlassen, und hatte in der letzten Nacht einen sonderbaren Traum, in welchem ihm seine traurige Lage lebendig vor die Seele trat, so, daß er endlich im Traume sich fragte: ob er denn gar nicht mehr beten könne? Und nun fieng er an, inbrünstig, und, wie es ihm schien, sehr laut zu beten, worauf er in erquickliche Ruhe versank. Am andern Morgen befragten ihn seine Begleiter, welche mit ihm in demselben Zimmer geschlafen hatten, um den Grund seiner nächtlichen Unruhe, und sagten ihm, er habe mitten in der Nacht nach vielem Seufzen endlich angefangen, laut und vernehmlich zu reden: allein Niemand habe die Worte verstanden. Dieselben seyen sehr volltönend und wunderbar gewesen, wie Bruchstücke aus einer gesangreichen fremden Sprache." — Dieß ist die Universalsprache, von der unser Eschenmayer sagt: „sie würde, wenn sie in einer Welt, wie sie ist, nicht jetzt noch ein frommer Wunsch wäre, alle Sprachen in die einfachste und beredteste, die des Gefühls umwandeln, so, daß das innere Leben des Gedankens nur in einem äußeren Worte sich offenbarte, das eben so gewiß im Gedankensysteme seine Stelle behauptete, als die Zahl im Zahlensysteme. Gelänge es dem Menschen, die Menge seiner Begriffe, Urtheile und Schlüsse unter die Einheit des Gefühls zu bringen, so würde er einer Universalsprache mächtig seyn." Und an einer andern Stelle: „Es gibt auch eine Ideensprache, welche die Grundbegriffe in ein Schema faßt, aus welchem der, der die darin enthaltene Idee anschaut, ein ganzes System zu entwickeln versteht." Dieß ist ohne Zweifel auch die Sprache, welche die abgeschiedenen Geister nur vollkommener sprechen, als es die ihr sich annähernden Versuche der Somnambülen vermögen. An eine Ton- und Wortsprache ist bei ihnen zwar nicht zu denken: aber gewiß sind es auch Typen und Bilder, durch welche sie sich einander gegenseitig verständlich werden. Eine meiner Somnambülen sagte: „die Geister sehen sich

ihre Gedanken an;" eine Kranke Kerners: „sie verstehen sich durch den bloßen Willen." — Die Worte sind allerdings auch bei ihnen immer Typen: aber jene werden, wie sie dem Zeitleben angehören, bei ihnen wegfallen, diese bleiben, und sind, von Geistern gegen Geister gebraucht — Geisterworte und immer vielsagend und inhaltsschwer. Ein Typus faßt viele wichtige Züge, die der Erdenbewohner, um sie zu erkennen, zerlegen muß, in einen Fokus zusammen, und wenige Zeichen und Bilder werden dort so viel gelten und in sich fassen, als bei uns weitläufige Erörterungen und Abhandlungen. Cardan sah im Traume in einem einzigen Charakterbild das Schicksal ganzer Lebensjahre, und ein Anderer in einer Reihe schnell sich folgender, prägnanter Traumbilder, wie wir oben gesehen, sein ganzes verflossenes Leben wie in einem Spiegel in wenigen Augenblicken.

Und so schließen wir auch diesen letzten Abschnitt mit Bild und Symbol, wie wir die ganze vorliegende kleine Schrift mit ihnen begonnen haben. — Alle Sprache, die der Natur, des Leibes und der Seele in allen ihren normalen und abnormen Zuständen reduzirt sich am Ende auf Bilderdarstellungen, und wenn auch des Geistes Ausdrucksweise im Wort eine Abweichung zu machen scheint: so ist doch dies in Wahrheit nicht also, indem auch seine Worte Typen oder Bilder höheren Inhalts sind, welche nur darum die gewöhnliche Bildform nicht an sich tragen, weil sie Versuche sind, die inhaltsschweren Anschauungen der Welt des Geistes in gleich gehaltreichen Chiffren und Hieroglyphen darzustellen, was im Zeitleben nur unvollkommen gelingt, und welche jenseits auch wieder, nur in höhere Bilder und vollendetere Symbole in der Sprache der Geister sich verwandeln werden.

[illegible] verschwinden, [illegible] Reiche [illegible], sie verschiebt sich durch [illegible] — Die Blüthe [illegible] auch bei ihnen [illegible] werden, [illegible] Zeiträumen [illegible], [illegible] gegen [illegible] — [illegible] immer [illegible] und [illegible]. [illegible], die zu erkennen [illegible] muß, in [illegible] wenige [illegible] und Völker [illegible] so viel [illegible] Erfahrungen [illegible] in einem einzigen [illegible] ganze [illegible] und ein [illegible] in [illegible] sich [illegible], wie [illegible] ganzes [illegible] in einem [illegible] in wenigen Augenblicken.

Und so schließen wir auch diesen letzten Abschnitt mit Lust und Genuß, wie wir die ganze vorliegende kleine Schrift mit Vergnügen geschrieben haben. — Alle Wunder, die die Natur, das Leben [illegible] in unerschöpflichen [illegible] und [illegible] Zuständen [illegible] auf Bilder [illegible], und wenn auch der [illegible] eine Wanderung zu machen scheint, [illegible] nicht [illegible], indem auch seine Worte [illegible] Bilder [illegible] Inhalt hat, welche uns [illegible] die [illegible], weil sie [illegible] sind, die [illegible] Entwicklungen der Welt und Gottes [illegible] gleich [illegible] und [illegible], was [illegible] zeitlich [illegible] gelangt, und welche [illegible] wieder [illegible] in der [illegible] sich [illegible] werden.

MDCXL

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Werner, H.

Die Symbolik der Sprache mit besonderer Berücksichtigung des Somnambulismus

Stuttgart u.a. 1841

Bamberg, Staatsbibliothek -- Phil.o.13-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11761825-0